3 1761 07991563 3

150

Die Leiden des jungen Werthers.

Für

Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Bahrdt.

Dritter Theil.

Berlin verlegts Unger.

Die

Weltgeschichte,

für

Kinder und Kinderlehrer.

Von

Karl Friedrich Becker.

Dritter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin

bey Heinrich Frölich. 1806.

Die

Weltgeschichte,

für

die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Dritter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1806.

bey Heinrich Frölich.

D
20
B39
1804
t.3

Inhalt.

Seite.

Vierter Zeitraum. Alexander — Christus.

1. Uebersicht. 3
2. Die Generale Alexanders. . . . 7
3. Spiel des Schicksals. 35
4. Aegypten unter den Ptolemäern. . . 44
5. Syrien unter den Seleuciden. . . 49
6. Macedonien nach Alexander. . . . 52
7. Griechenlands Abendröthe. . . . 55
8. Die Römer. 63
9. Die caudinischen Pässe. 66
10. Der Krieg mit Tarent. 69
11. Pyrrhus landet in Italien. . . . 70
12. C. Fabricius. 73
13. M. Curius. 76
14. Unteritalien erobert. 78
15. Der erste punische Krieg. . . . 79
16. Fernere Eroberungen. 92
17. Der zweite punische Krieg. . . . 100
18. Hannibal in Italien. 103
19. Hannibals erste Siege. . . . 106
20. Q. Fabius Maximus. 110
21. Die Schlacht bey Cannä. . . . 113

Seite.

22. M. Claudius Marcellus. . . . 117
23. Die Schlacht bey Sena. . . . 123
24. Scipio Afrikanus der ältere. . . 128
25. Die Römer in Griechenland. . . 144
26. Der Krieg gegen Antiochus. . . 154
27. Hannibals und Scipio's Tod. . . 163
28. Perseus, König von Macedonien. . 165
29. Aemilius Paulus. 174
30. Macedonien republikanisirt. . . 181
31. Der Triumph des Aemilius Paulus. . 186
32. Zertretung Syriens und Aegyptens. . 192
33. Der dritte punische Krieg. . . . 195
34. Die Zerstörung Karthago's. . . 199
35. Die Zerstörung Korinths. . . . 203
36. Römerherrschaft in Spanien. . . 210
37. Die Zerstörung von Numantia. . . 216
38. Kriegswesen der Römer. . . . 218
39. Innerer Zustand Roms. . . . 225
40. Zustand der Künste in Rom. . . 227
41. Spiele der Römer. 230
42. Erster Bürgeraufruhr in Rom. . . 233
43. Die Römer in Gallien. . . . 239
44. Jugurtha. 240
45. Die Cimbern und Teutonen. . . 249
46. Marius in Rom. 256
47. Zwischenvorfälle. 260
48. Der Bundesgenossenkrieg. . . . 262
49. Mithradat. 264
50. Erster Bürgerkrieg in Rom. . . 269
51. Sulla in Griechenland. . . . 272
52. L. Cornelius Cinna. 276

Seite.

53. Sulla's Rückkehr nach Rom. . . 282
54. Sulla's Tod. 289
55. Unruhen nach Sulla's Tode. . . 290
56. L. Lucullus. 293
57. M. Licinius Craſſus. 302
58. L. Sergius Catilina. 307
59. M. Tullius Cicero. 314
60. Cnejus Pompejus. 325
61. C. Julius Cäſar. 335
62. Der zweite Bürgerkrieg. . . . 350
63. Pompejus Tod. 358
64. Cäſar beſtändiger Dictator. . . 362
65. Cäſars Tod. 369
66. Unruhen nach Cäſars Tode. . . 375
67. Cicero's Tod. 385
68. Dritter Bürgerkrieg. 387
69. Cleopatra. 389
70. Octavia. 394
71. Vierter Bürgerkrieg. 400
72. Rom eine Monarchie. 404
73. Kurze Beſchreibung von Rom. . . 409
74. Sitten der Römer in dieſem Zeitraume. 414
75. Einige römiſche Gebräuche. . . 422
76. Zuſtand der Juden in Paläſtina. . 429
77. Jeſus Chriſtus Geburt. . . . 433

Fünfter Zeitraum. Chriſtus — Odoacher.

1. Chineſer und Indier. 438
2. Auguſts häusliche Leiden. . . . 440
3. Hermann. 445
4. Auguſts Tod. 448

Seite.

5. Tiberius. 450
6. Jesu Lehramt und Schicksale. . . 455
7. Ausbreitung der neuen Religion. . . 487
8. Caligula. 489
9 Claudius. 491
10. Nero. 493
11. Galba, Otho, Vitellius. . . . 499
12. Vespasian. 502
13. Titus. 504
14. Die Kaiser des zweiten Jahrhunderts. 514
15. Umfang des Reichs. 521
16 Sitten der damaligen Römer. . . 522
17. Die Christenverfolgungen. . . . 537
18. Die Kaiser des dritten Jahrhunderts. 540
19. Das palmyrenische Reich. . . . 543
20. Diocletian. 545
21. Constantin der Große. 547
22. Das nicätische Concilium. . . . 553
23. Die Mönche. 558
24. Die Nachfolger Constantins. . . 562
25. Die Hunnen. 565
26. Untergang des abendländis. Kaiserthums. 568
27. Priesterunfug im fünften Jahrhundert. 576
28. Die Säulenheiligen. 583
29. Beschluß. 586

Alte Geschichte.

Vierter und fünfter Zeitraum.

Vor. Chr. 323 bis nach Chr. 476.

Vierter Zeitraum,

Von Alexander bis Christus,

vor Chr. 323 bis —.

1.

Uebersicht.

Wir stehen noch bey der Leiche Alexanders in Babylon, und sehen seine Schaaren bestürzt über den unvermutheten Hintritt ihres Führers; die Generale und Statthalter sinnend, wie sie sich aus dem ungeheuren Länderhaufen, den er durch seine Eroberungen vereinigt, jeder ein Erbtheil sichern könnten; die griechischen Republiken endlich frohlockend und begierig, ihre von Macedonien so empfindlich beschränkte Freiheit zurückzunehmen. Welch ein Stoff zu den interessantesten Erwartungen! Wie werden diese Kämpfe en-

den, und wird aus ihnen eine bessere Verfassung der großen Menschengesellschaft hervorgehen?

Ein gewaltiger, allgemeiner Krieg eröfnet also wiederum die Scene. Lange und blutig streiten die getrennten Glieder des riesenhaften Polypen gegen einander. Zuletzt zerfällt Alexanders großer Nachlaß in eine Anzahl kleinerer Reiche. Es entsteht ein Königreich Syrien, ein neues Königreich Aegypten, ein neues Macedonien, und eine Menge anderer neuer Staaten, besonders in Kleinasien. Da die Gründer derselben Griechen sind, so verbreiten sie griechische Sprache, griechische Ideen und griechische Künste durch einen großen Theil des durch langen Despotismus erschlafften Orients, und eine neue Blüte der Kultur geht in jenen schönen Gegenden hervor.

Griechenlands kleine Staaten ermannen sich von Zeit zu Zeit, ohne jedoch die schöne Periode ihrer Jugend zurückrufen zu können. Die alten Ideen von Vaterlandsliebe, Heldenruhm und Götterscheu sind verloren und durch keine kräftige bürgerliche Verfassung ersetzt worden, und so ist das herrliche Volk in Weichlichkeit und kaufmännischen Eigennutz versunken. Dasselbe gilt von seinen Brüdern in Sicilien und Unteritalien.

Die Süd- und Westküsten des mittelländischen Meeres sind noch immerfort mit etrurischen, massilischen, gaditanischen (aus Gades) und karthagischen Schiffen bedeckt. Zuweilen wird

der friedliche Handelsverkehr durch Krieg unterbrochen. Die Karthager unterhalten in ihren Kastellen für schweren Sold ein stehendes Heer von Miethssoldaten, und ihre edelsten Bürger befleißigen sich der Kriegskunst.

Rom, das wir nun schon über 400 Jahre lang in unaufhörlichem Kriege mit seinen Nachbarn gesehen haben, ohne daß es sein Gebiet über das kleine Latium hinaus erweitert und als Preis seiner Siege etwas anderes als Sklaven und Viehheerden davon getragen, folgt auch in diesem Zeitraum dem Drange seines Genius und seiner seltsam gespaltenen Verfassung, und führt den unruhigsten Theil seiner Bürger zu mühevollen Eroberungskämpfen aus. Der funfzigjährige Krieg mit den Samnitern endigt sich mit einer Aufnahme dieses tapfern Volks in den römischen Bundesverein. Nun endlich wird auch Etrurien völlig bezwungen. Die dadurch vermehrte Anzahl der streitbaren Bürger verlangt noch stärkere Beschäftigung. Man greift nun auch die entlegenern Nachbarn an. Von den Griechen in Unteritalien und deren Bundesgenossen lernt man neue Künste, selbst für den Krieg, auch Wissenschaften und mildere Sitten. 267 vor Chr. ist endlich ganz Italien unterworfen. Die Nothwendigkeit, die Blüte der römischen Jugend auswärts zu beschäftigen, nimmt immer zu, und mit der Kenntniß der übrigen Völker wächst die

stolze Begierde, über dieselben zu herrschen. Da mischt man sich nun zuerst als Schiedsrichter in ihre Zwistigkeiten, und jeder, der die ungebetene Vermittelung abwehrt, wird ein Feind des römischen Volks. So hat man bald alle Schwache zu Freunden, das heißt zu abhängigen Dienern, und alle Starke zu Gegnern: ein willkommener, unauslöschlicher Stoff zu ewigen Kriegen bis an den Euphrat, den Senegal, den Tajo, die Elbe und die Themse hin.

Was sind die 8jährigen Eroberungen Alexanders oder die 30jährigen des Cyrus gegen dies fast ein Jahrtausend hindurch planmäßig fortgesetzte Eroberungssystem dieses außerordentlichen Volks, in welchem die großen Feldherren nie ausgingen, weil nur das militärische Verdienst den Weg zu den höchsten Ehrenstellen bahnte; welches nicht dann und wann nur durch die Kriegslust eines unruhigen Regenten ins Feld geführt ward, sondern durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen war, sich unaufhörlich neue Lebenskräfte von außen her zu holen, und in welchem endlich keine Altersschwäche des Oberhaupts einen Nachlaß oder Stillstand herbeiführen konnte, da dies Oberhaupt jährlich wechselte, und jeder die kurze Zeit seiner Staatsverwaltung durch eine rühmliche Unternehmung auszuzeichnen bemüht war.

Auf außerordentliche Anstrengungen der

Menschheit also dürfen wir in diesem Zeitraum der Weltgeschichte gefaßt seyn. Alles Schöne, was uns bisher in Griechenland, Asien und Afrika erfreut hat, werden wir am Ende desselben in römisches Eigenthum verwandelt sehen. Wer wäre nicht neugierig, das Wie von so großen Umwälzungen kennen zu lernen, und dabey die mannichfaltigen Gestalten zu beobachten, in denen sich unter solchen Kämpfen die menschlichen Kräfte und Neigungen entwickeln!

2.

Die Generale Alexanders.

(v. Chr. 323 — 301)

Alexander hinterließ einen unehelichen Bruder, einen unehelichen Sohn, eine der Entbindung nahe Gemahlin, zwey Schwestern und eine Mutter. Die Verwaltung Macedoniens war während seiner Züge dem alten General Antipater (*) anvertraut gewesen, und unter den ihn begleitenden Feldherren hatte seit Hephästions Tode Perdikkas des Königs nächstes Vertrauen gehabt; ihm hatte er auch sterbend seinen Siegelring gereicht.

Die Wahl des Abgeschiedenen ehrend be-

schloß man jetzt nach einigen Streitigkeiten, die von ihm eingesetzten Statthalter in ihren Posten zu lassen, seinen unächten Bruder Arrhidäus, der blödsinnig war, unter dem Namen Philipp zum König zu ernennen, ihm den Perdikkas als Vormund und Reichsverweser beizugesellen, und die noch nicht vergebenen Provinzen unter die vornehmsten Generale als Statthalterschaften zu vertheilen. Einem derselben, dem Arrhidäus, (mit jenem Prinzen nicht zu verwechseln) ward der Auftrag zu Theil, das Leichenbegängniß Alexanders zu besorgen, und den balsamirten Körper mit möglichster Pracht zum Tempel des Hammon in der ägyptischen Wüste zu geleiten. Als endlich die königliche Wittwe, Roxane, einen Sohn gebar, ward dieser unter dem Namen seines Vaters zum Mitkönig eingesetzt, und gleichfalls der Vormundschaft des Perdikkas untergeben.

Die ersten Unruhen erhoben jetzt die Griechen, welche das macedonische Joch abschütteln wollten. Gegen die nach Asien verflanzten ward vom Perdikkas der tapfere Python gesandt, der sie bald zu Paaren trieb. In Europa waren die Rhodier die ersten, die die macedonische Besatzung verjagten. Ihnen folgten die Athener, denen sich eine Menge Bundesgenossen beigesellten, namentlich alle Aetolier und die meisten Thessalier. Diese Kühnheit zu bestrafen, zog der alte Antipater eine Macht zusammen, die jedoch

der vereinigten griechischen nicht gewachsen war. Er ward von dem Athener Leosthenes (-) geschlagen, und mußte sich in die feste Stadt Lamia im südlichen Thessalien werfen. Hier ward er vom Hunger zu schimpflichen Anträgen gezwungen, aber die stolzen Athener verwarfen jede Capitulation, und verlangten Ergebung auf Gnade und Ungnade.

Indessen erschien zu seiner Hülfe der Macedonier Leonnatus mit 20,000 Mann aus Asien, und nöthigte dadurch die Griechen, die Belagerung aufzuheben, und ihm entgegen zu gehen. Treflich unterstützt von den thessalischen Reitern schlugen sie sein Heer, ehe es sich mit Antipaters vereinigen konnte, und tödteten ihn selbst. Aber eine zweite Hülfe aus Asien unter des tapfern Kraterus Anführung gab dem Antipater Stärke genug, den Griechen eine Hauptschlacht zu liefern, und hier trug es die Ueberlegenheit der Truppenzahl und die Kraft der macedonischen Phalanx *) über die Gewandtheit der thessalischen Reiterey davon. Die Ueberwundenen schickten Gesandte an den Sieger, um wegen gütlicher Beilegung des Krieges zu unterhandeln. Antipater antwortete klug, er werde

*) Eine von Philipp erfundene Schlachtordnung für das Fußvolk, der Alexander fast alle seine Siege verdankt hatte.

keinen allgemeinen Frieden schließen, jeder Staat solle seine Abgeordneten besonders schicken. Eine Zeitlang widerstand man hierauf noch, als aber eine thessalische Stadt nach der andern überging, fürchteten sich die andern so sehr, daß jede besonders um Frieden bat. Sie erhielten ihn alle, bis auf die Athener und Aetolier, welche zuletzt in Waffen blieben. In kurzem stand Antipater vor den Thoren Athens. Seine Flotte hatte die (schon wieder 270 Schiffe starke) atheniſche schon früher geschlagen, darum waren die Bürger jetzt in derselben Noth, wie einst zu Lysonders Zeiten. Auf ihre Friedensanträge schallte ihnen jetzt ihr eigener Bescheid an Antipater vor Lamia höhnend entgegen. Und kein Entsatz war hier zu hoffen. Sie mußten wirklich die Stadt auf Gnade und Ungnade übergeben, doch war ihr Schicksal leidlich. Antipater, die eigene Unsicherheit wohl erwägend, trug mit Recht Bedenken, durch eine harte Behandlung der ersten Stadt in Griechenland seinem Ruf zu schaden. Er ließ einem jeden das Seine, richtete bloß eine oligarchische Regierung ein, und bot allen güterlosen Bürgern, als deren Müßiggang und Hunger nach abgeschaffter Demokratie am meisten zu fürchten war, Ländereien in Thracien an. Dies entlud die Stadt eines Haufens von mehr als 22,000 unruhigen Einwohnern. Eine macedonische Besatzung in Munychia erhielt die Zurückbleibenden nach Antipaters Abzug in Ruhe.

Während dies in Griechenland vorging, hatte Perdikkas in Asien das königliche Heer mit der Bekriegung einiger rebellischen Völker beschäftigt. Jetzt ging er damit um, sich selbst einen Thron zu erbauen. Eine Tochter Antipaters, die er zur Ehe begehrte und erhielt, sollte ihm die Unterstützung des allgemein geehrten Vaters sichern. Mit zunehmendem Glück wuchs auch die Kühnheit: er ließ endlich auch Alexanders Schwester, Kleopatra, zu sich kommen, vielleicht um sie an die Stelle jener zu setzen. Dies erregte schon Unwillen. Antigonus (-), einer der unternehmendsten Untergenerale, schiffte sich nach Europa ein, und machte den alten Antipater mit den Planen des treulosen Schwiegersohns bekannt. Dieser schloß alsbald mit den noch unbezwungenen Aetoliern Frieden, und berieth sich mit seinen Freunden Kraterus und Antigonus über die zu nehmenden Maaßregeln. Man beschloß, mehr Truppen anzuwerben, mit dem neuen Statthalter Aegyptens, Ptolemäus, einem vielgeltenden Manne und des Perdikkas Feinde, ein Bündniß zu knüpfen, und den verwegenen Perdikkas mit bewaffneter Hand seiner Regentschaft zu entsetzen. Das dazu bestimmte Heer brach alsbald unter Kraterus Anführung nach Asien auf.

Um diese Zeit — ganzer zwey Jahre nach Alexanders Tode — waren erst die griechischen

Künstler mit den prächtigen Werken fertig geworden, durch welche die Fortschaffung und Beisetzung der berühmten Leiche gefeiert werden sollte. Eine vollständige Beschreibung derselben hat uns Diodor von Sicilien aufbehalten. Das geringste unter all dem Kostbaren war vielleicht noch der Sarg, obwohl er ganz von Gold und bis zur Hälfte mit den seltensten Spezereien gefüllt war. Der Wagen, auf dem er abgeführt werden sollte, war ein eigen dazu verfertigtes Kunstwerk, mit Gold, Edelgesteinen, gestickten Teppichen und Gemälden bewundernswürdig ausgeschmückt. Kaum mochte der lebende Held auf seinen Zügen so sehr die Neugier an sich gelockt haben, als jetzt sein Leichenwagen that. Der ganze Weg von Babylon nach Aegypten, welchen der glänzende Zug berührte, mehrere hundert Meilen lang, war mit Menschen übersäet. Aus allen Städten liefen ihm die Einwohner zu und nach, und schon an der Gränze von Syrien kam ihm der kluge Ptolemäus aus Aegypten mit seiner ganzen Macht entgegen. Er ließ den Leichnam nicht an den vorbestimmten Ort bringen, sondern vielmehr nach der neuen, von dem Verstorbenen erbauten Stadt Alexandria (-) einem schon damals blühenden Handelsplatze, der jetzt zur Hauptstadt erhoben ward. Hier erbaute er ihm eine prächtige Begräbnißkapelle, und feierte die Beisetzung desselben mit Opfern und

prächtigen Spielen. Dafür, fügt der fromme Diodor hinzu, erhielt er denn auch reiche Vergeltung von Göttern und Menschen, und all sein Unternehmen gelang.

Etwas wahres liegt allerdings in diesen Worten. Ptolemäus trachtete in seiner Statthalterschaft so gut nach Unabhängigkeit, als Perdikkas in seiner Regentschaft; er wollte nur, nicht wie dieser durch Schrecken und Gewalt, sondern auf dem Wege der Volksliebe zu seinem Ziele gelangen. Wie richtig sein sanfter Sinn ihn hierin geleitet habe, zeigte sich bald. Denn als man erfuhr, er sey dem Bündniß Antipaters und Krateru's beigetreten, und Perdikkas nun in eigener Person nach Aegypten zog, fand Ptolemäus bey weitem die meisten Anhänger, ja die Unzufriedenheit der Macedonier mit dem Perdikkas ward zuletzt so groß, daß einige Reiter ihn im Lager bey Memphis in seinem Zelte niedermachten. (321 v. Chr.) Den Tag nach dieser Begebenheit stellte sich Ptolemäus ein, grüßte die Macedonier freundlich, entschuldigte sich wegen seines Verhaltens, und versorgte die Ausgehungerten mit einem Ueberflusse von Lebensmitteln. Kein Wunder, daß er jetzt der Allgeliebte ward, und leicht hätte er an Perdikkas Stelle die Vormundschaft über die Könige erhalten können. Allein weislich zog er den sichern Besitz Aegyptens dem unsichern jener vielbeneideten Würde vor,

und indem er der Klugheit das Gewand des Edelmuths lieh, bewirkte er, daß jene Stelle dem Python und Arrhidäus gegeben ward.

Gleich darauf lief die Nachricht aus Kappadocien ein, daß Eumenes (·), einer der tapfersten Feldherren Alexanders, welchen Perdikkas dem Heere des Kraterus in Asien entgegengeschickt, dies Heer gänzlich geschlagen und dessen Anführer getödtet habe *). Was sollte man nun mit diesem Eumenes machen, da man ihn als einen tapfern Mann und wahrscheinlichen Rächer des Perdikkas zu fürchten hatte? Vorläufig verdammte man ihn zum Tode, sobald man seiner habhaft werden würde.

Es wollte indessen noch immer kein gegenseitiges Vertrauen unter den vielen Theilnehmern an dem großen Bunde wurzeln. Jetzt erhob

*) Kraterus ward im Gewühl der Schlacht vom Pferde geworfen und zertreten. Neoptolemus, der Anführer des linken Flügels, stieß auf den Eumenes selbst, seinen persönlichen Feind, und ward mit ihm handgemein. Nach einigen fruchtlosen Hieben ließen beide, gleich wüthend entbrannt, die Zügel fahren, packten sich mit den linken Händen, und stürzten so, indeß die Pferde unter ihnen wegliefen, zur Erde. Hier erneuerte sich der Kampf auf Tod und Leben, und dauerte so lange, bis nach vielen Wunden auf beiden Seiten zuletzt Neoptolemus von einem tödtlichen Hiebe in den Nacken niedersank.

gar weibliche Herrschsucht ihre Stimme dazwischen. Eurydice (), des blödsinnigen Philipps Gemahlin, wollte sich in die Regierung mischen, und dies bewegte den Python und Arrhidäus, ihr Vormundschaftsamt nach kurzer Führung niederzulegen. Die deshalb berufene Versammlung übertrug dasselbe dem alten Antipater, der auch sogleich nach Syrien übersetzte, sich durch eine männliche Anrede das Vertrauen der Soldaten erwarb, und die Eurydice entfernte.

Er nahm hierauf eine neue Theilung der Satrapien vor, deren mehr als 30 herauskamen. Dem Ptolemäus ward die seinige bestätigt, Eumenes dagegen aus der Liste der Statthalter gestrichen. Zum Feldherrn der königlichen Truppen ward der kühne Antigonus ernannt, mit dem Auftrage, den Krieg gegen Eumenes und den Bruder des Perdikkas, Alcetas fortzusezzen. Ihn nicht ganz unbeschränkt zu lassen, ordnete ihm Antipater seinen eigenen Sohn Kassander zu. Hierauf begab er sich wieder nach Macedonien, und führte auch die beiden Könige nebst ihren Familien dorthin zurück. Die Olympias, des großen Alexanders Mutter, deren herrschsüchtiges Temperament mit Recht gefährlich schien, hatte er schon früher nach Epirus zu gehen genöthigt.

Eumenes war ein treflicher Kriegsmann, allein Verrätherey eines falschen Freundes ver-

schaffte dem Antigonus in Kappadocien dennoch den Sieg über ihn. Alcetas wurde gar von den Einwohnern der pisidischen Stadt Termessus todt ausgeliefert. Antigonus beschimpfte und mißhandelte selbst den Leichnam noch, und ging hierauf nach der Besiegung beider mit dem Heere nach Phrygien. (319 v. Chr.)

Hier erhielt er die Nachricht, Antipater sey gestorben, und habe auf dem Todbette den Polysperchon, einen der ältesten Generale Alexanders, zum Vormund der Könige und Reichsverweser bestellt, seinem Sohne Kassander aber die Befehlshaberschaft über die königlichen Haustruppen in Macedonien gegeben.

Aus dieser Veränderung entsprossen neue Kriege. Polysperchon besaß Antipaters Ansehen nicht. Kassander, ein junger feuriger Mann, zürnte seinem Vater, daß er ihm nicht die erste Stelle gegeben; Ptolemäus und Antigonus eilten, jener in Aegypten, dieser in Asien, sich unabhängig zu machen; und Eumenes, wohl wissend, daß in solcher Zeit ein Mann von Treue, Verstand und Tapferkeit nicht zu entbehren sey, hoffte jetzt sein verlornes Glück durch rühmliche Thaten im Dienst der rechtmäßigen Könige wiederherzustellen.

Kassander bat zuerst den Antigonus heimlich um Hülfe. Dieser sagte sie freudig zu, denn dies gab eine treffliche Gelegenheit, dem Polysper-

sperchon in seinem eigenen Lande zu schaffen zu machen. Polysperchon eilte dagegen, sich mit den griechischen Städten zu befreunden, und dies konnte nicht besser geschehen, als wenn er in allen die vom Antipater aufgehobene Demokratie wieder herstellte. Das deshalb ausgestellte Mandat machte alle Volksfreunde wonnetrunken. *) Ferner lud er den Eumenes durch ein Geschenk von 500 Talenten (675,000 Thlr.) und den Titel eines Oberfeldherrn zur Vertheidigung der rechtmäßigen Gewalt ein, und sandte ihm alle Truppen zu, die er entbehren konnte.

Eumenes kam sogleich aus seinen kappadocischen Gebirgen hervor, und faßte mit dem neuen Heere, das sein Ruf schnell vergrößerte, in Cilicien Fuß. Dieser kluge Mann, der schon so manchen Schicksalswechsel erfahren hatte, und auch jetzt dem neuen Glück noch nicht zu trauen wagte, zumal da er von Geburt kein Macedonier war, und in jedem seiner Officiere einen Mißgünstigen fürchten mußte, übernahm seine neue Rolle mit der größten Behutsamkeit. Zuerst weigerte er sich, die 500 Talente anzunehmen, erklärend, ein so großes Geschenk sey ihm ganz unnütz, da er nicht nach Oberherrschaft strebe.

*) Bey dieser Veränderung wurden dann, wie gewöhnlich, die Häupter der vorigen Regierungsform hingerichtet. Unter diesen war in Athen Phocion († 318 v. Chr.)

Sodann schlug er vor, angeblich aus Achtung für ein ihm erschienenes Traumbild, von dem Gelde einen Thron für den Alexander zu errichten, und vor diesem Throne jeden Morgen unter Opfern und Räucherungen eine allgemeine Berathschlagung zu halten, auch jeden Befehl im Namen des großen Königs auszutheilen, als ob er selbst noch lebte und der Regierung vorstände. Die mit Geld ausgeschickten Werbeoffiziere fanden sich bald mit zahlreichen Haufen bey dem neuen Heere ein, und in Phönicien, wohin sich Eumenes bald darauf selbst begab, ward sogar eine Flotte gesammelt.

In Europa brach das Kriegesfeuer zuerst aus. Kassanders Bewegungen auf den Inseln und im südlichen Griechenland erforderten Polysperchons schnelle Gegenwart im Peloponnes. Hier belagerte er das feste Megalopolis (-), eine erst seit kurzem empor gekommene Stadt der Arkadier, die sich standhaft weigerte, die vom Antipater eingesetzte Oligarchie abzuschaffen, und mithin Kassandern günstig war. Bey dieser Gelegenheit sehen wir schon eine Menge neuer Kriegsgebräuche, die durch Alexanders Züge in Umlauf gekommen waren. Polysperchon setzte der Stadt mit großen Kriegsmaschinen, Mauerbrechern und beweglichen Thürmen zu, ja er hatte sogar Elephanten bey sich, die von Indianern regiert wurden. In jede Lücke, die die

Maschinen in die Mauer gemacht hatten, trieb man Elephanten, bis ein Megalopolitaner ein grausames Mittel erfand, diese Thiere unbrauchbar zu machen. Er belegte nämlich den Weg, auf dem man sie erwarten konnte, mit Brettern, aus denen scharfe Nagelspitzen, mit leichtem Sande bedeckt, hervorragten. Die so schmerzlich verwundeten Elephanten wendeten sich hierauf gegen ihre eigenen Führer, und richteten furchtbare Verwirrungen an.

Jetzt begannen auch die Kämpfe zur See. Hier war Antigonus glücklich, und Polysperchons Admiral, Klitus, ward in einem Seetreffen geschlagen und selber auf der Flucht umgebracht. Dieser Unfall, so wie der schlechte Erfolg der Unternehmung auf Megalopolis brachte das Ansehen des Reichsverwesers so in Verfall, daß die Griechen sich allmälig für den thätigern Kassander und die Asiaten für Antigonus erklärten. Namentlich trug Athen dem erstern unter folgenden Bedingungen Freundschaft und Bündniß an: Die Athener sollten alle ihr Eigenthum und ihre Rechte behalten; jeder Bürger, der wenigstens 10 Minen (220 Thlr.) besitze, solle an der Verwaltung des Staats Theil haben, und einer derselben, den er für gut finden werde, solle als Vorsteher der Stadt für alles verantwortlich seyn. Kassander wählte dazu einen gewissen De-

metrius Phalereus *), mit welchem die Athener vollkommen zufrieden waren. In Munychia endlich mußte eine macedonische Besatzung im Dienste Kassanders und im Solde Athens erhalten werden.

Polysperchon, um seinem verfallenen Ansehen bey den Macedoniern aufzuhelfen, nahm jetzt den Kunstgriff zu Hülfe, daß er die Mutter Alexanders des Großen, die berüchtigte Olympias, aus ihrer Verbannung zu sich rief, und ihr die Mitvormundschaft über ihren Enkel Alexander, Roxanens Sohn, übertrug. Auf gleiche Weise stellte sich Kassander, als wolle er nur die Sache der Eurydice, der Gemahlin des blödsinnigen Philipp, führen. Noch war die größere Achtung des Volks auf Seiten der königlichen Mutter. Der ohnmächtige Philipp ward demnach gefangen genommen; bald darauf ergriff man auch seine Gemahlin Eurydice in Amphipolis, und Polysperchon war schwach genug, beide der Rache eines wüthenden Weibes zu überlassen. Olympias ließ nach langem und schmählichem Gefängniß den armen Philipp von gedungenen Thraciern erstechen; der Eurydice schickte sie ein Schwerdt, einen Strick und einen Giftbe-

*) Dreisylbig und viersylbig, jenes nach griechischer, dieses nach lat. Aussprache. In beiden Fällen die zweite Sylbe lang.

cher. Der Tod dieser letztern Frau macht sie unserer Achtung würdig. Sie bat in Gegenwart des Ueberbringers die Götter, der Olympias einst gleiche Geschenke zu senden, und nachdem sie den Leichnam ihres Gemahls, so gut es die Umstände verstatteten, eingehüllt, und die Wunden desselben verbunden hatte, erhängte sie sich an ihrem Gürtel, ohne auch nur einen Augenblick von der Schwäche ihres Geschlechts überwältigt zu werden.

Da die rachsüchtige Mörderin einmal im Zuge war, und jetzt die Macht in Händen hatte, so ließ sie zunächst den ganzen Grimm ihrer Leidenschaft an der Familie ihres Todfeindes Antipater aus. Gegen hundert vornehme Macedonier, die einst ihm, jetzt seinem Sohne Kassander anhingen, wurden auf ihren Befehl ermordet. Selbst die Soldaten schauderten vor solchen Gräueln, und nun erinnerten sie sich alle, wie eines Orakels, jener Ermahnung des sterbenden Antipater, daß man nie eine Frau zur Regierung lassen solle. Sie selbst, die Rasende, erfuhr bald an sich selbst die Wirkungen des Beispiels, das sie gegeben. Denn auf die Nachricht von ihren Grausamkeiten hielt Kassander alsbald mit der Bezwingung des Peloponnes, die ihn damals beschäftigte, inne, und zog mit seinem Heere nach Macedonien hinauf. Polysperchon, immer mehr von seinen Truppen verlassen,

mußte sich zurückziehen, Olympias warf sich mit dem ganzen Rest der königlichen Familie in das feste Pydna. Hier belagerte sie Kassander bis ins zweite Jahr. Die Eingeschlossenen fütterten zuletzt ihre Elephanten mit Sägespänen, und aßen die verhungerten Leichname ihrer eigenen Brüder. Da ergab sich Olympias. Kassander, der ihr Sicherheit versprochen hatte, munterte heimlich die Verwandten der von ihr Ermordeten auf, sie gerichtlich anzuklagen, und bot dann ihr selber, gleichfalls heimlich, eine Gelegenheit an, aus dem Lande zu entrinnen. Allein sie verachtete den Vorschlag, und verlangte im Gericht ihren Feinden gegenüber gestellt zu werden. Kassander, der in ihr noch immer die Mutter des vergötterten Alexander fürchten mußte, sah sich nun doch genöthigt, das gehässige Werk allein auf sich zu nehmen. Unter dem Schein, als wollten die Verwandten jener Hundert eine Privatrache an ihr nehmen, ward sie in ihrer Haft überfallen und ermordet (v. Chr. 316.). Gern hätte er sich auch gleich noch der Roxane und ihres kleinen Alexander entledigt, allein er mußte erst sehen, wie die Macedonier den Tod der Mutter aufnehmen würden. Vorläufig wurden beide in der Burg von Amphipolis in engen Gewahrsam gebracht, alles Umgangs beraubt, und der Knabe fast weniger als bürgerlich erzogen. Unterdessen besorgte Kassander schon die Regie-

rung Macedoniens mit fester Hand, und durchzog unablässig das geängstigte Griechenland, um die letzten Reste der Anhänger Polysperchons auszurotten.

Von seinen beiden auswärtigen Bundesfreunden sammelte während dieser Zeit der eine, Ptolemäus, im Stillen seine Kräfte, der andere, Antigonus, begann den Vertilgungskrieg gegen das königliche Heer in Asien. Der tapfere Anführer dieses Heeres, Eumenes, forderte in der Geschwindigkeit die Statthalter der oberen Provinzen, die es mit dem rechtmäßigen Regenten hielten, auf, ihn zu verstärken. Wirklich kamen ihrer viele herbey, selbst Eudamus (-) aus Indien, ein Unmensch, der den edlen König Porus hinterlistig hatte umbringen lassen, und nun dessen 120 abgerichtete Kriegselephanten mitbrachte, mit denen er jetzt allerdings sehr willkommen war. Aber die vielen Anführer drohten auch der stärksten Macht Verderben. Mit Mühe vereinigte der kluge Eumenes durch den Vorschlag seines Alexanderthrones die Gemüther.

Andrerseits erhielt auch Antigonus durch die Vereinigung mit den Statthaltern Python und Seleukus, zweier vom Alexander sehr geschätzten Generale, eine ansehnliche Verstärkung. Mit dieser zog er nach dem reichen Medien, während die Gegner bey Persepolis ein Lustlager hielten. Endlich suchten beide einander auf, um

ihren langen Streit durch ein Treffen zu entscheiden. Antigonus hatte etwa 28,000 Mann Fußvolk, 8,500 Reiter, und 65 Elephanten. Der überlegene Eumenes führte 35,000 Fußsoldaten, 6,100 Reiter, und 125 Elephanten mit sich.

Eine blutige Schlacht (316) entschied für Eumenes, allein die Uneinigkeit seiner Kollegen hinderte ihn, seinen Vortheil rasch zu verfolgen *). So entrann ihm Antigonus sogar noch mit dem Schein des Sieges, und forderte ihn ein halbes Jahr später zu einem zweiten Treffen heraus. Es war an der Gränze von Medien. Auch diesmal würde die Klugheit des wak-

*) Unter seinen Todten war auch Keteus, Befehlshaber der aus Indien gekommenen Truppen. Dieser hinterließ zwey indianische Weiber, die ihn beide gleich zärtlich geliebt hatten, und sich jetzt um die Ehre stritten, mit ihm verbrannt zu werden. Da aber nach dem indischen Gesetz nur eine zu dieser Ehre gelangen konnte, so entschieden die Generale für die jüngere, weil sich die ältere im Segensstande befand. Hierüber sah man die letztere trostlos, jene hingegen triumphirend. Prächtig geschmückt und singend ging sie mit ihren Verwandten und Sklavinnen zum Tode, wie zu einem Feste. Am Scheiterhaufen umarmte sie ihre Freundinnen und theilte ihren Schmuck zum Andenken unter sie aus; dann hob ihr Bruder sie hinauf, und unter tausendstimmigem Zuruf des bewundernden Heeres sah sie ruhig die Flamme über sich und die Leiche ihres Gatten zusammenschlagen.

fern Eumenes den Ausschlag für ihn gegeben haben, wenn er nicht endlich als ein Ausländer dem Neide der Macedonier hätte erliegen müssen. Die Feinde waren geschlagen, hatten aber, den ungeheuren Staub des Schlachtfeldes benutzend, das ganze Gepäck des Eumenes sammt allen Weibern und Kindern seiner Soldaten umzingelt und weggeführt. Vergebens drang Eumenes darauf, ihnen in der ersten Verwirrung die Beute durch einen zweiten Angriff wieder abzujagen: die Mitanführer streuten geflissentlich Unmuth im Heere aus. Die 3000 Silberschildler, Veteranen Alexanders, ließen dem Antigonus heimlich sagen, sie wollten ihm den Eumenes ausliefern, wenn sie dafür ihre Weiber und Güter wieder bekämen, und so ward einer der größten Feldherren nach einer Reihe der rühmlichsten Thaten gebunden dem Feinde überantwortet. Das ganze Heer vereinigte sich mit dem Antigonus, und der Krieg hatte ein Ende (315 v. Chr.).

Antigonus, jetzt ohne Widerspruch Herr von Asien, dachte nun darauf, sich derer zu entledigen, deren Ansehen und Eifersucht er noch zu fürchten hatte. Den Kopf des Eumenes hätte er sich gern erhalten, wäre nur dessen Herz zu gewinnen gewesen. Aber so mußte er sich zu dem harten Worte entschließen. Er wollte ihn heimlich durch Hunger tödten, allein nachdem der Unglückliche drey Tage geschmachtet hatte, stachen

ihn einige Macedonier aus Mitleid nieder. Er war auch dem Aeußern nach ein schöner Mann, und im Umgange sehr angenehm gewesen.

Weit kürzer verfuhr Antigonus mit den Untergeneralen. Den Anführer der Silberschildler, Antigenes, ließ er lebendig verbrennen, den Kelbanus und Eudamus (den Mörder des Porus) mit dem Schwerdt hinrichten. Python, der sich wirklich schon mit einem Haufen entfernt hatte, um im obern Medien als Gegner des Antigonus aufzutreten, wurde durch hinterlistige Versprechungen zur Rückkehr gelockt, dann aber vor ein Kriegsgericht gestellt und gleichfalls hingerichtet. Den Peukestas, den die Perser sehr liebten, führte er unter allerley Vorwänden mit sich herum, und seine Statthalterschaft gab er einem andern, so wie er überhaupt eine ganz neue Vertheilung der Provinzen vornahm. Dem Seleukus, bisherigen Statthalter von Babylon, forderte er Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, dieser aber, um dadurch seine Unterworfenheit nicht anerkennen zu dürfen, entfloh nach Aegypten zum Ptolemäus. Antigonus nahm hierauf die Schätze von Susa und Ekbatana in Besitz, eine Summe von mehr als 25,000 Talenten (über 33 Mill. Thlr.), zu denen Diodor noch 11,000 Talente (15 Mill. Thlr.) jährlicher Einkünfte aus Asien rechnet, mit welchen Hülfsmitteln er allerdings hoffen durfte,

sich im Besitz seiner neuen Herrschaft zu behaupten.

Allein während er sich die Hauptländer der ehemaligen persischen Monarchie zu sichern bemüht gewesen, hat Asander, der Statthalter von Karien, sich in den nördlichen Küstenländern Kleinasiens, Lysimachus sich in Thracien und Phrygien unabhängig gemacht, und Ptolemäus hat Phönicien und Syrien mit seinem ägyptischen Reiche vereinigt. In Macedonien, Thessalien und einem Theil von Hellas, herrscht Kassander schon so gut als königlich, und der alte Polysperchon hat sich mit dem Rest seiner Macht in den Peloponnes geborgen *). Es kommt nun darauf an, ob ein Jeder mit seinem Antheil zufrieden seyn, oder sich noch länger mit seinen Nachbarn herumschlagen werde.

Das erstere verstattete der Neid und die Furcht vor Antigonus unverhältnißmäßig großen Besitzungen nicht. Der entflohene Seleukus machte davon dem Ptolemäus eine so furchtbare Schilderung, daß dieser alsbald zu seinen Kolle-

*) Er wohnte in Korinth, sein Sohn Alexander in Sicyon. Lacedämon hatte sich in diesen unruhigen Zeiten mit Mauern versehen, vermied vorsichtig allen Antheil an auswärtigen Begebenheiten, und erhielt sich dadurch in solcher Achtung, daß es allein unangetastet durch alle Stürme ging.

gen Asander, Lysimachus und Kassander schickte, um sich mit ihnen noch fester als vorher zu verbinden. Alle fünfe rüsteten demnach eine Gesandtschaft an den Antigonus aus, welche einen Vergleich unter folgenden Bedingungen vorschlug: Ptolemäus solle im Besitz von Syrien und Phönicien, Kassander von Macedonien, Asander von Kappadocien und Lycien, Lysimachus von Phrygien bleiben, Seleukus in seine Statthalterschaft Babylon wieder eingesetzt werden, und Antigonus solle unter sie alle zum wenigsten die baaren Schätze theilen, deren er sich in den obern Provinzen bemächtigt habe, and die doch eigentlich der Krone gehörten.

Antigonus schickte die Gesandten mit dem Bescheide fort, er sey jetzt eben auf dem Wege, den Herren persönlich zu antworten. Unverzüglich fiel er in Syrien und Phönicien ein, nahm dem Ptolemäus beide Provinzen ohne Mühe ab, und rüstete sich dann zu größern Thaten. Um in Griechenland fußen zu können, verband er sich mit Polysperchon, um auf den Inseln, mit Cypern und Rhodus. Achttausend Menschen wurden täglich mit Holzfällen auf dem Libanon, und 2000 Lastthiere mit dem Hinschleppen desselben nach den phönizischen Schiffswerften beschäftigt. Aehnliche Zurüstungen zu einer Flotte wurden in Cilicien auf dem Taurusgebirge gemacht. Den Griechen ließ er das so oft gemißbrauchte, aber

immer noch lockende Wort Freiheit verkündigen. Als Ptolemäus und Kassander davon hörten, thaten sie ein Gleiches, aber keiner erfüllte das Wort. Vielmehr erhob sich gerade jetzt ein verheerender Krieg zwischen den beiden Parteien in Griechenland, der 4 Jahre anhielt, und dessen einzelne Scenen wir aus Ermüdung übergehen.

In Asien wandte sich Antigonus zuerst gegen Asander nach Phrygien, und gegen Ptolemäus, dem er seinen 22jährigen Sohn Demetrius entgegenschickte. Der Sohn war nicht so glücklich als der Vater; Ptolemäus nahm ihm nicht nur durch einen Sieg bey Gaza (312) Syrien und Phönicien wieder ab, sondern Seleukus schlug sich auch mit einer neugeworbenen Macht nach Babylon durch, und eroberte die ganze Statthalterschaft *), deren Einwohner ihm mit Liebe entgegen kamen, da sie sich alle noch mit Vergnügen seiner vierjährigen sehr gelinden Verwaltung erinnerten. Einige fernere Siege setzten ihn sogar noch in den Besitz der großen Reiche Susiana und Medien, so daß der vor kurzem noch landflüchtige Feldherr jetzt an Macht sich mit dem Antigonus völlig messen konnte; ja

*) Von dieser Eroberung Babylons (312 v. Chr.) fing man im Orient eine neue Zeitrechnung an, aera Seleucidarum.

in den folgenden Jahren seine Herrschaft bis nahe an Indien ausdehnte.

Einen solchen Feind im Rücken, sah Antigonus sich genöthigt, sich mit seinen übrigen Gegnern zu vergleichen. Diese machen billige Bedingungen, sie opfern den Asander und Seleukus auf, erkennen den Antigonus als Herrn von Asien, und lassen sich bloß das Ihrige bestätigen; Lysimachus behält Thracien, Ptolemäus Aegypten, Kassander bleibt Feldherr in Europa bis zur Mündigkeit des jungen Alexander, und die griechischen Republiken sind frey, nämlich von Kassanders Besatzungen. So hatte man Frieden (311), doch nur auf kurze Zeit.

Was Antigonus jetzt zur Bekämpfung seines Hauptfeindes Seleukus gethan, darüber sind uns alle Nachrichten verloren. Lange kann ihm nicht verstattet gewesen seyn, gegen ihn zu ziehen, denn die Umstände riefen ihn bald wieder nach der Seeküste zurück. Auch ist Seleukus bis an sein Ende im ruhigen Besitz seines großen Reiches geblieben.

Kassander athmete nicht frey, so lange noch ein Sprößling des angebeteten Alexander lebte. Daher benutzte er den jetzigen Frieden, die gewagte That zu begehen. Der Befehlshaber des Gefängnisses zu Amphipolis mußte auf seinen Befehl ganz in der Stille die Roxane und ihren 12jährigen Sohn tödten und begraben (311

v. Chr.), ja einige Jahre nachher schloß er sogar mit dem alten Polysperchon einen Frieden unter der geheimen Bedingung, daß dieser den 17jährigen Herkules, Alexanders unehelichen Sohn von der Barsine, gleichfalls, und zwar durch Gift, aus dem Wege räumte (309). Mit dieser schlechten That trat Polysperchon vom öffentlichen Schauplatze ab, um den Rest seiner Tage als Privatmann zu verleben.

Kassanders vornehmste Stütze bey soviel Ungerechtigkeiten war seine kluge Vermählung mit der Thessalonice (-), Alexanders des Großen jüngerer Schwester. Eine ältere, Kleopatra, lebte noch zu Sardes, und auch durch ihre Hand hatten viele zur Erbschaft ihres Bruders zu gelangen versucht. Aber zwey waren kurz vor der Hochzeit umgekommen, Leonnatus und Perdikkas; viele andere hatte sie verschmäht, und jetzt erlag sie selber der Eifersucht des Antigonus. Dieser nämlich, da er erfuhr, daß jetzt auch der ägyptische Ptolemäus ihr Heirathsvorschläge thun lassen, und daß sie diesem geneigt sey, gab seinem Befehlshaber in Sardes Befehl, sich ihrer Abreise zu widersetzen, und dann sie durch gewisse Weiber umbringen zu lassen. Dies geschah (308 v. Chr.), und damit niemand den Antheil des Antigonus an dieser That ahnen möchte, ließ er nicht nur die Ermordete königlich

bestatten, sondern auch die Weiber, deren er sich zum Morde bedient hatte, öffentlich hinrichten.

Jetzt entbrannte der Streit zwischen Antigonus und Ptolemäus. Der Schauplatz desselben ward nach Griechenland verlegt. Antigonus schickte seinen Sohn Demetrius (Poliorcetes) mit einer Flotte hinüber. Der kühne junge Mann, in dem etwas von Alcibiades Geiste flammte, trieb durch neue Erfindungen im Bau der Schiffe und Belagerungsmaschinen die Kriegs- und Schiffahrtskunst seiner Zeit zu einer nie vorher gesehenen Höhe, und ward dadurch allen andern Völkern so überlegen, daß er selbst die bisher das Meer beherrschende Flotte des Ptolemäus in einem Seetreffen an der cyprischen Küste (306) überwand und völlig vernichtete. Der Grieche Aristodemus, der mit der Nachricht von diesem glänzenden Siege an den Vater des jungen Helden nach Asien gesandt ward, eröffnete seine Botschaft mit den Worten: „Glück zu, König Antigonus!" Diese Anrede fand soviel Beifall, daß Antigonus sie von jetzt an von jedermann verlangte, und auch dem nächsten Briefe an seinen Sohn die Aufschrift gab: „An den König Demetrius." Der geschlagene Ptolemäus konnte nun auch nicht weniger thun, und gleich nach ihm nahmen auch Lysimachus, Seleukus und Kassander den königlichen Titel an.

Athen, jetzt aller Selbstständigkeit beraubt, ver-

vergötterte den neuen sogenannten Freiheitsbeschützer Demetrius. Dieser dachte zunächst auf Kassanders Vernichtung, und berief, wie einst Philipp und Alexander, einen Reichstag nach Korinth zusammen, auf dem er sich zum Oberfeldherrn der Griechen gegen Macedonien ernennen ließ. Wirklich bestand seine gesammte Macht aus 65,000 Mann. Kassander schickte Friedensvorschläge nach Asien. Aber der, nun 80jährige, Antigonus ließ ihm antworten, ohne eine unbedingte Uebergabe seiner Länder und seiner Person sey an Frieden nicht zu denken.

Diese Antwort öffnete allen Nachbarn des Kassander über Antigonus Absichten und ihre eigene Unsicherheit die Augen. Sie traten aufs neue in ein Bündniß zusammen; Lysimachus aus Thracien fiel zuerst in Kleinasien ein, Seleukus kam mit mehr als hundert Sichelwagen und der bisher unerhörten Zahl von 480 Elephanten, die er unlängst in einem Friedensschlusse von dem Indierkönig Sandrokottus erhandelt hatte; beide vereinigt lieferten dem alten Antigonus und seinem Sohne Demetrius ein Treffen bey Ipsus in Phrygien, und zwar mit solchem Glück, daß Antigonus selber blieb, Demetrius aber von dem ganzen geschlagenen Heere nicht mehr als 4000 Reiter und 5000 Fußgänger nach der Meeresküste retten konnte (301 v. Chr.).

So war also der stolzeste und furchtbarste

unter den Nachfolgern Alexanders niedergedrückt, sein in Athen zum Gott erhobner Sohn ein Flüchtling, und das schöne asiatische Reich eine Beute der beiden Sieger, die es unter sich theilten, ohne sich um ihre abwesenden Bundesgenossen zu bekümmern. Lysimachus behielt ganz Kleinasien für sich, Seleukus vereinigte Syrien, Mesopotamien, Armenien und Kataonien mit seinem schon riesenmäßigen oberen Reiche.

Daß auch unter den jetzt bestehenden fünf Königreichen die Eifersucht noch lange nicht geschwiegen, darf kaum gesagt werden. Aber um der Ermüdung der Leser vorzubeugen, verschweigen wir die ferneren Zwiste. Seleukus baute in seinem großen Reiche über 30 neue Städte. Die Regierung der abgematteten Provinzen konnte wohl nicht anders als militärisch seyn. Ptolemäus machte seine Residenz Alexandria zum Sitz des Welthandels und der Wissenschaften, wie er sich denn auch selbst durch eine Geschichte Alexanders des Großen, die Arrian nachher benutzte, einen Namen unter den Schriftstellern gemacht hat.

3.

Spiel des Schicksals.

Den Geist jener Zeiten und die damalige Lage Griechenlands recht anschaulich zu machen, kann man nichts besseres thun, als auf die Lebensgeschichten einzelner Hauptpersonen aus dieser Periode verweisen, die uns Plutarch aufbehalten hat. Hier ein Auszug aus der an Glückswechseln reichsten, der des schon oben erwähnten Demetrius.

Demetrius, nachher Poliorcetes, d. i. Städtebezwinger, zugenannt, ward zuerst als ein 22jähriger Jüngling, wie schon gesagt ist, von seinem Vater Antigonus dem ägyptischen Ptolemäus, der feindlich in Syrien eingefallen war, mit einem Heere entgegen geschickt. Er machte sein Probestück schlecht, denn er verlor 13000 Mann und sein ganzes Gepäck, wovon ihm Ptolemäus seine Equipage und die ganze eroberte Kriegskasse mit dem Bedeuten zurückschickte: er hege weder gegen ihn noch gegen seinen Vater eine persönliche Feindschaft, sondern streite bloß um seinen Antheil an der Beute, die allen Gegnern des Perdikkas gemeinschaftlich gehöre.

Demetrius schämte sich, aber den Muth verlor er nicht. Er bat seinen Vater, den Feind noch einmal allein angreifen zu dürfen. Er stieß

auf einen General des Ptolemäus, schlug ihn völlig, nahm sein ganzes Lager weg, und bekam ihn selbst mit 7000 Soldaten gefangen. Sogleich erwiederte er dem Ptolemäus die Großmuth, indem er ihm den General und dessen Freunde ohne Lösegeld und mit reichen Geschenken beladen zurückschickte.

Griechenland war damals unter dem drükkenden Joche des Ptolemäus und Kassander. Demetrius strebte nach dem Ruhme, es zu befreien. Er nahm die Flotte seines Vaters, segelte damit vor den Hafen von Athen, gewann die Stadt, und zwang die macedonische Besazzung abzuziehen. Er schenkte den Athenern 15,000 Scheffel Korns, und erwies ihnen noch viele andere Wohlthaten. Dafür huldigte ihm das schmeichlerische, funfzehn Jahre hart bedrükkte Volk durch die übertriebensten Ehrenbezeugungen. Sie nannten ihn und seinen Vater Schutzgötter ihrer Stadt, errichteten ihnen Altäre, und weihten den Ort, wo Demetrius zuerst ans Land gestiegen, zu einem heiligen Platze. Sie nannten ihre heiligen Bacchusspiele und einen der zwölf Monate nach seinem Namen, und die Bildhauer wetteiferten, ihn in Statuen götterähnlich darzustellen.

Berauscht von so verschwenderisch geopfertem Weihrauche überließ sich der junge Held allen erlaubten und unerlaubten sinnlichen Vergnü-

gungen. Bald aber rief ihn sein Schwager *) Kassander ins Feld, der mit einer Flotte heranahte, die griechischen Städte wieder zu erobern. Demetrius raffte sich eilig auf, segelte ihm entgegen, schlug ihn in die Flucht, und kehrte stolz, wie einst Alcibiades, in den Hafen zurück. Was sollte nun das Volk, fast erschöpft von Schmeicheleien, noch zu seiner Ehre hinzusetzen? Es beschloß, ihm einen Theil des Athenentempels einzuräumen, weil jeder menschliche Pallast seiner Göttlichkeit unwürdig sey; es verlangte Orakelsprüche von ihm, wie von einem Gotte, erbaute ihm Altäre, und dekretirte, daß alles, was er thun werde, bey Göttern und Menschen für heilig und gerecht gelten solle. Demetrius, immer trunkner, zog stolz in den Tempel ein, und schuf

*) Es ist merkwürdig, daß fast alle Nebenbuhler um Alexanders Nachlaß, so heftig sie sich bekriegten, unter einander verschwägert waren. Sie hofften ihre kurzen Bündnisse dadurch heiliger zu machen. Demetrius heyrathete z. B. zuerst Kassanders weit ältere Schwester, Kraterus Wittwe, Philla, nachher nahm er noch Pyrrhus Schwester Deidamia dazu, und späterhin gar noch eine Tochter des sicilischen Königs Agathokles und eine des ägyptischen Ptolemäus. So heyrathete noch ganz zuletzt der alte Seleukus eine Tochter des weit jüngern Demetrius, und Lysimachus nahm die jüngere Tochter des Ptolemäus, da sein Sohn schon von der ältern viele Kinder hatte.

ihn im Taumel seines Glücks zum Wohnsitz der Schwelgerey und der Wollust um.

Hierauf unternahm er einen Zug nach dem Peloponnes, säuberte dies Land von allen feindlichen Truppen, und schenkte den Städten die Freiheit wieder. Dafür riefen ihn diese bey den isthmischen Spielen zum Feldherrn von Griechenland aus. Soviel Ruhm vermochte sein schwindelndes Haupt fast nicht zu tragen; er ließ an Thorheiten, Uebermuth und Ausschweifungen alle seine Vorgänger hinter sich zurück.

Aber mitten aus dem Schooße der Wollüste sich zu reißen, und, wenn es galt, der abgehärtetste Kriegsmann zu seyn, war seinem Genie leicht. Er war dann ganz General, und beseelte seine Soldaten mit einem unglaublichen Eifer. Besonders scharfsinnig war er in der Erfindung gewaltig großer, und doch leicht beweglicher Kriegsschiffe und Sturmmaschinen, die selbst von seinen Feinden angestaunt wurden, und denen er vorzüglich seinen Beinamen, Städtebezwinger, zu danken hat.

So rasch machte er sich nun auch auf, als die sämmtlichen Könige aus Alexanders Schule den alten Antigonus aus seinem Reiche zu treiben versuchten. Er vereinigte sich mit dem Heere seines Vaters, und verlor mit ihm die entscheidende Schlacht bey Ipsus in Phrygien. Demetrius, der Gott der Athenienser, war nun

auf einmal ein König ohne Land, und konnte seine nächste Hoffnung nur auf seine Flotte und auf seine Vergötterer setzen. Aber ach! er segelte noch zwischen den Cykladen herum, als ihm schon die Athener Gesandte entgegenschickten, ihm zu sagen, daß sie jetzt neutral zu bleiben wünschten, und deshalb seine Gemahlin nebst ihrem Hofstaat bereits nach Megara hätten begleiten lassen.

Demetrius knirschte. Um nur seiner Mannschaft Unterhalt zu verschaffen, segelte er nach dem Chersonesus hinauf, und plünderte des Lysimachus Staaten aus. Der vorher Griechenland die Freiheit geschenkt hatte, mußte nun von Griechenland verbannt, unter thracischen Horden wie ein Räuber leben.

Indessen, was geschah? Der neue König von Syrien, Seleukus, traute seinen Nachbarn Ptolemäus und Lysimachus nicht, sah sich bey Zeiten nach einem tüchtigen Bundsgenossen um, und erinnerte sich des irrenden Ritters Demetrius. Er wirbt um dessen noch sehr junge Tochter Stratonice (-), und ladet ihn selbst zur Hochzeit ein; Demetrius segelt freudig nach Cicilien, giebt die Tochter dem Seleukus, nimmt mit dessen Hülfe das Land, an dessen Küste er gelandet, dem rechtmäßigen Besitzer weg, und ist nun auf einmal wieder König über ein reiches und fruchtbares Küstenland.

Jetzt gedachte er wieder an Athen. Er hörte, in der Stadt sey ein Bürgerkrieg entstanden, ein gewisser Lachares habe sich zum Tyrannen aufgeworfen, und die schrecklichste Noth herrsche dort. Sogleich segelte er mit einer Flotte vor den Piräus, nahm alle Schiffe weg, welche den Athenern Getreide zuführen wollten, und brachte in der Stadt eine furchtbare Hungersnoth hervor. Der Philosoph Epikurus zählte sich und seinen Schülern aus einem Beutel voller Bohnen, seinem letzten Vorrath, eine bestimmte Anzahl zur täglichen Ernährung ab. Die Aermsten aßen Gras und Blätter. Endlich öffnete man zitternd die Thore. Demetrius zog ein, ließ das ganze Volk sich auf dem Schauplatze versammeln, und den Platz mit Soldaten besetzen. Darauf bestieg er die Rednerbühne. Was fürchtete man da zu hören! Aber siehe, er rächte sich, wie alle Sieger sich rächen sollten. In den sanftesten Ausdrücken warf er ihnen ihre Treulosigkeit vor, verzieh ihnen, stellte die Freiheit wieder her, und schenkte den armen Verhungerten 100,000 Scheffel Getreide. Von da zog er nach Sparta, schlug die Spartaner, und gebot nun über den ganzen Peloponnes. Wer war jetzt wieder herrlicher, als der kurz zuvor landflüchtige Demetrius?

Um diese Zeit (298 v. Chr.) starb Kassander, und hinterließ sein macedonisches Reich sei-

ner Gemahlin und seinen zwey Söhnen. Die Herrschsucht stiftete auch unter diesen, wie gewöhnlich, Zwietracht an; der älteste Sohn, Antipater, ermordete seine Mutter *), und der jüngere, Alexander, rief aus Furcht den Pyrrhus von Epirus und den Demetrius zu Hülfe. Pyrrhus traf zuerst ein, vertrieb den Muttermörder, aber eignete sich auch für seine Mühe ein ansehnliches Stück von Macedonien zu. Alexander mußte es geschehen lassen, und freute sich nur, daß er von seinem Bruder befreit war. Aber nun kam Demetrius noch mit Truppen an. Ihn abzuweisen war sehr gewagt, und doch konnte Alexander seine Hülfe nun nicht mehr brauchen. Er ging ihm daher sehr verbindlich entgegen, lud ihn unter den größten Freundschaftsbezeugungen zur Tafel, und ein feiges Mißtrauen gab ihm den Rath ein, Meuchelmörder gegen ihn zu dingen.

So schimpflich sollte Demetrius enden? Nein, er schöpfte Verdacht, ließ den Speisesaal mit Bewaffneten füllen, und als Alexander zum zweiten Male einen Mord an ihm versuchen wollte, kam ihm Demetrius zuvor, und ließ ihn niederhauen. Die Macedonier riefen ihn sogleich an Alexanders Stelle zum Könige aus, er ver-

*) Thessalonice, die letzte Schwester Alexanders des Großen.

gaß gern sein unsicheres Cicilien, und ward nun Herr von Macedonien, Thessalien, und einem großen Theile von Griechenland.

Aber seine Herrschaft in diesen Ländern weise und friedlich zu befestigen, war seine Sache nicht. Er brachte fast alle seine Macedonier unter die Waffen, führte mit den Aetoliern und dem Pyrrhus Krieg, und nahm ein höchst übermüthiges, tyrannisches Betragen an. In seinem Anzuge ahmte er den morgenländischen Despoten nach, seiner hülfebittenden Unterthanen Bittschriften warf er ungelesen ins Wasser, die Gesandten der Athener ließ er zwey Jahre lang auf Antwort warten, und einen spartanischen fuhr er mit den Worten an: Was? nur einen Gesandten schicken mir die Spartaner? — „Ja, antwortete dieser kurz, Einen an Einen."

Nach einer siebenjährigen Regierung in Macedonien gab ihm sein Glück den Gedanken ein, das große asiatische Reich seines Vaters Antigonus wieder herzustellen, das in der Schlacht bey Ipsus verloren gegangen war. Damit aber zog er das ganze Bündniß von ehemals wieder gegen sich zusammen. Noch ehe er mit seinen gewaltigen Kriegsmaschinen und funfzehnrudrigen Schiffen fertig war, fiel ihm ein König nach dem andern ins Land. Seine Soldaten, seiner Herrschaft überdrüßig, gingen schaarenweise zum Pyrrhus und Lysimachus über, unter Ptolemäus Beistand

machten die griechischen Städte sich frey, und der Glückliche sah sich nun plötzlich wieder so vom Glücke verlassen, daß er sein Heil nur in einer schimpflichen Flucht fand. In sein schönes Reich theilten sich sogleich Pyrrhus und Lysimachus; Demetrius sah es nie wieder (287 v. Chr.).

Und doch schien das Glück ihn noch einmal erheben zu wollen. Indem er auf seiner Flucht in den griechischen Städten umher zog, lockte sein berühmter Name und die Beute, die seine Züge versprachen, eine Menge herrenlosen Gesindels unter seine Fahnen. Er brachte wieder eine Flotte zusammen, und glaubte stark genug zu seyn, um nach Asien übersetzen, und dem Lysimachus Karien und Lydien wegnehmen zu können. Sein Heer vermehrte sich, viele Städte unterwarfen sich willig, Demetrius schöpfte wieder neue Hoffnungen, vermählte sich noch mit einer Tochter des Ptolemäus, und bereicherte seine Soldaten durch Plünderungen. Aber sein Herumkreuzen in Asien machte seinem Schwiegervater Seleukus viel Sorge; aus dem geheimen Mißtrauen entstand bald offene Feindschaft, und Demetrius, der sich nur durch eine Schlacht retten konnte, hatte den Schmerz, sein von Seuchen schon geschwächtes Heer fast ganz zum Seleukus übergehen zu sehen. Eine Krankheit warf ihn selber nieder. Was sollte er thun? Er war in einer elenden, hülflosen Lage.

Seleukus war nicht unedel, nur mißtrauisch, und mit Recht. Demetrius wagte es, sich ihm zu ergeben. Er ward schonend aufgenommen und nach Cherronesus in Syrien gebracht. Eine schimpfliche Gefangenschaft also, in der er jedoch immer königlich behandelt wurde, war das Ende seines unruhigen Lebens. Er vertrieb sich die Zeit mit Jagen, Spielen, Trinken, und starb im dritten Jahre seiner Haft, und im fünf und funfzigsten seines unruhigen Lebens (284 v. Chr.).

4.

Aegypten unter den Ptolemäern.

(323 — 30.)

Jetzt wollen wir die fernern Schicksale jener Griechenstaaten einzeln betrachten.

Ein Jahr nach dem Demetrius starb auch der ägyptische Ptolemäus *), und hinterließ sein Reich seinem Sohne aus der zweiten Ehe, Ptolemäus Philadelphus, der ihm in der

*) Zum Unterschied von seinen Nachfolgern nennt man ihn Lagi, sc. filius, ob er gleich eigentlich ein Sohn Philipps von Macedonien, mithin Alexanders Stiefbruder gewesen seyn soll.

Liebe zu den Wissenschaften sehr ähnlich war. Auch unter ihm blieb Alexandria der Hauptsitz griechischer Wissenschaft und Kunst, und manches durch die fortdauernden Unruhen in Griechenland vertriebene Talent fand Schutz und ehrenvolle Aufnahme an seinem Hofe. Er erweiterte die von seinem Vater angelegte öffentliche Bibliothek fast bis zur Vollständigkeit alles literarisch Vorhandenen, und gab die Aufsicht darüber gelehrten Bibliothekaren. Diese stellten jetzt zuerst über die Aechtheit der älteren griechischen Werke, z. E. des Homer, kritische Untersuchungen an, strichen manches, und nahmen sich manche, wohl unerlaubte, Freiheit. In ihrem Katalog ordneten sie die verschiedenen Geisteswerke nach ihrer Güte in Klassen, z. B. in die erste Klasse der Tragödiendichter setzten sie nur die drey, Aeschylus, Sophokles und Euripides; in die erste Klasse der Lyriker brachten sie neune: Alkman, Alcäus, Sappho, Stesichorus, Ibykus, Anakreon, Pindar, Simonides und Bakchylides; u. s. w. Auf diese Art bildete sich auf die Autorität der alexandrinischen Gelehrten ein geschlossener Kanon von klassischen Schriftstellern, die nun weit mehr als die andern abgeschrieben wurden, und deshalb um so sicherer auf unsere Zeiten gelangten, während die übrigen leider größtentheils für uns verloren gegangen sind. Als die vorzüglichsten jener Kritiker sind Aristarchus, Zenodo-

tus (-) und Zoilus berühmt, der letztere noch unter dem Beinamen Homeromastix (Homersgeißel), weil er mit dem Texte dieses Dichters so unbarmherzig umgegangen seyn soll. Noch lebten am Hofe des Ptolemäus Philadelphus der Lehrdichter Aratus (-), der Hymnensänger Kallimachus (-), und der liebliche Idyllenerfinder Theokritus (-).

Der Tod dieses zweiten Ptolemäers erfolgte 247 v. Chr. An seine Stelle trat sein Sohn Ptolemäus III., Euergetes, ein würdiger Nachfolger seiner beiden trefflichen Vorfahren († 221). Ein ganzes Jahrhundert, von drey weisen Fürsten ausgefüllt, hätte auch ein weniger von der Natur begünstigtes Land blühend machen müssen. In der That war Aegypten in demselben das beruhigtste, das reichste und glücklichste Reich auf der Erde. Die stehende Heeresmacht bestand nach Appian in 200,000 Fußsoldaten, 40,000 Reitern, 2000 Streitwagen, 1500 Kriegsschiffen und 300 Elephanten, und im Schatze befanden sich unter Ptol. II. 74,000 ägyptische Talente. Alexandrien war der Mittelpunkt des Welthandels, der Künste und Wissenschaften und des Luxus aller Art; es hatte die Herrschaft zur See, und Phönicien, Cölesyrien, Cyrene und Cyprus waren auswärtige Provinzen des ägyptischen Reichs. Nur das Steuersystem, oder vielmehr die Art, wie die Abgaben einge-

trieben wurden, mußte für die Einwohner drükkend seyn. Man verpachtete dies Geschäft jährlich an die Meistbietenden, und gab diesen eine militärische Beihülfe. Unter Ptolemäus II. betrugen die Abgaben von Aegypten außer den großen Kornlieferungen 14,800 Talente Silbers (fast 20 Mill. Thlr.); allein unter seinem Nachfolger Euergetes, der noch vieles in Afrika und Asien dazu eroberte, wurden die Abgaben von Syrien, Phönicien und den neuen Provinzen auf das Doppelte getrieben. Beiläufig mag hier stehen, daß dieses dritten Ptolemäers Gemahlin eben die schöne Berenice (-) war, deren vielbesungenes Haar noch jetzt auf den Himmelskarten unserer Astronomen als Sternbild lebt.

Wie aber alles Blühende auf Erden einmal verblüht, so sank auch Aegyptens Wohlstand von dem Jahre an (221), da der vierte Ptolemäer eine Reihe schlechter Könige eröffnete. Er führt den Beinamen Philopator, ironisch, wenn es wahr ist, was ein späterer Schriftsteller (Justin) ihm Schuld giebt, daß er nämlich seinen Vater ermordet habe. Die Würde eines Völkerregierers, die uns Niedrigern so heilig und wichtig erscheint, daß auch der Weiseste von uns sie nicht ohne Zagen übernehmen würde, wird von den im Purpur gebornen so gleichgültig, wie alles Gewohnte, betrachtet. Gemeine Naturen vergessen es, oder denken nie daran, wieviel Einsicht

und Kraft es den Vätern gekostet, den Thron zu gründen, auf dem sie jetzt sorglos schlummern. Sie wissen nicht, daß mit dem fortschreitenden Zeitgeist auch ununterbrochen an der Staatsmaschine gebessert werden müsse, wenn die alten Formen nicht endlich wieder zerfallen sollen. Sie sehen die Gefahr nicht, weil sie sich nicht um die öffentliche Meinung, um die Bedürfnisse des Volks und um die Pläne der Nachbarn bekümmern. Um sich desto bequemer der Trägheit und den Wollüsten hingeben zu können, überlassen sie die Leitung der Geschäfte Günstlingen, die aber gewöhnlich nur ihrem Eigennutze fröhnen, und denen von den unteren Staatsdienern immer nur mit Widerwillen und Lässigkeit gehorcht wird, weil jeder weiß, daß es nicht die eigenen Ideen des rechtmäßigen Oberhaupts sind, die er ausführen soll. So dringt die Schlaffheit und Verdrossenheit bis in die untersten Behörden, die Liebe zum Vaterlande erstirbt, und das entnervte Volk sinkt bis zur schlaffsten Verworfenheit hinab.

Dies ist die Geschichte Aegyptens von der Regierung des vierten Ptolomäers an bis zu der des dreizehnten und seiner berühmten Schwester Kleopatra, nach deren Tode Aegypten unter die Herrschaft der Römer fiel, die es längst schon mittelbar durch ihre gewohnten Einmischungen beherrscht hatten (30 v. Chr.) Einzelnes von

die-

diesen unwürdigen Regenten, ihren Schwächen, Thorheiten, Ausschweifungen und Grausamkeiten zu erzählen, könnte wenig nützen, darum sparen wir den Raum für wichtigere Begebenheiten. Ohnehin werden ihres Gleichen uns noch oft begegnen.

5.

Syrien unter den Seleuciden.

(301 — 64.)

Das syrische Reich des tapfern Seleukus I. (Nikator) faßte zuletzt die ungeheure Strecke Landes vom Hellespont bis an den Indus, also alle asiatische Provinzen des persischen Reichs zur Zeit des Cyrus in sich. Die letzte Eroberung des alten mannhaften Kriegers *) bestand in den asiatischen Provinzen seines Kollegen Lysimachus, der durch Weiberränke in seinem Hause noch als Greis um Ruhe und Reich kam, und in einer Schlacht gegen Seleukus bey Kurupedion (282) auch das Leben verlor. Lysimachus fand einen Rächer in dem von seinem

*) Seleukus war so stark, daß er einen Stier mit bloßen Händen bändigen konnte.

Vater verstoßenen und aus Aegypten verwiesenen Ptolemäus Ceraunus, der den alten 73jährigen Seleukus sieben Monate später auf europäischem Boden, da er eben auch noch sein Vaterland Macedonien erobern wollte, meuchlings niederstieß (281).

Seleukus hatte in den Friedensperioden seiner Regierung vieles zur Organisirung seines ungeheuren Reiches gethan. Syrien hatte er dabey, nicht ganz schicklich, aber vielleicht um dem geliebten Europa nahe zu seyn, zum Hauptlande gemacht, und seine Residenz war das von ihm erbaute Antiochia am Orontes in Obersyrien, zuweilen auch Seleucia am Tigris, das an die Stelle des seitdem verfallenden und verlassenen Babylon trat, bald eine Anzahl von 600,000 Einwohnern zählte, und die Hauptstadt im hohen Asien wurde.

Das ganze Reich der Seleuciden ward schon von Seleukus in 72 Satrapien getheilt, wobey jedoch die weise Maaßregel Alexanders, diese Satrapien mit Einheimischen zu besetzen, nicht beobachtet wurde. Die Folge davon war, daß nach Seleukus Tode die entfernteren Provinzen das verhaßte Joch schnell wieder abschüttelten, und auch wohl manche näheren nicht völlig in Ordnung gehalten werden konnten.

Schon unter Seleukus Sohn Antiochus I. (Soter, 281—262) bildete sich aus einem Theil

seiner Staaten, ohne daß er es hindern konnte, ein neues Reich. Philetärus, Lysimachus Schatzmeister, machte sich nämlich kraft der Schätze seines verstorbenen Herrn in Pergamus, einer festen Stadt in Mysien, unabhängig, und stiftete durch Hülfe wohlbesoldeter Miethssoldaten das sogenannt pergamenische Reich in einem Theile Kleinasiens, das sich durch Pflege der Wissenschaften und Fortpflanzung der griechischen Klassiker in zahlreichen Abschriften *) einen ehrenvollen Namen gemacht hat. Sein dritter Nachfolger Attalus I, nahm zuerst den königlichen Titel an (224 v. Chr.).

Die Regierung des dritten Königs von Syrien, Antiochus II. (Theos) war schon eine Weiberregierung (262 — 247). Während der Hof in schamloser Ueppigkeit schwelgte und das mißmuthige und niedergedrückte Volk erschlaffte, rissen sich zwey der mächtigsten Satrapien los, und bildeten zwey eigene neue unabhängige Reiche, das parthische und das baktrische. Der Stifter des erstern war Arsaces, ein tapfrer Parther, der den tyrannischen Statthalter des Antiochus tödtete, und die Syrer und Macedo-

*) Bey dieser Gelegenheit ward, als man ein einheimisches Surrogat für den ägyptischen Papyrus suchte, die Bereitung der Ziegen- und Eselshäute zum Schreibgebrauch erfunden. Daher charta pergamena, Pergamen.

nier aus dem Lande jagte (256 v. Chr.). In der Vertheidigung gegen die syrischen Könige wuchs die Stärke und der Umfang des parthischen Reichs. Seine Hauptstadt ward Ktesiphon. Der vierte syrische König, Seleukus II. (Kallinikus), starb selbst in parthischer Gefangenschaft. Der fünfte, Seleukus III. (Ceraunus) starb 223 auf seinem Zuge gegen den König Attalus von Pergamus an Gift. Der sechste, Antiochus III., (224 — 187) erwarb sich zwar durch große Eroberungszüge bis nach Indien hin den Beinamen des Großen, gerieth aber zuletzt noch mit den Römern in eine unangenehme Verwickelung. Dort werden wir ihn wiederfinden.

6.

Macedonien nach Alexander.

(323 — 168.)

Kein Reich hat indeß in dieser seltsamen Periode der allgemeinen Verwirrung so oft die Herren gewechselt, als Macedonien. Seit des rechtmäßigen Statthalters Antipater Tode haben wir dort den schwachen Polysperchon, den kräftigen Kassander, dann dessen beide

Söhne, und zuletzt den Abentheurer Demetrius regieren sehen. Als den letztern auf dem Zuge gegen den König Pyrrhus von Epirus sein Heer verließ, rief es eben diesen Pyrrhus zum König aus (287), aber da sich unterdessen der thracische Lysimachus schon der einen Hälfte des Reichs bemächtigt hatte, konnte sich Pyrrhus als ein Fremder in der andern auch nicht lange behaupten, sondern mußte schon 286 wieder nach Epirus zurückgehen. Bekanntlich verlor aber auch Lysimachus schon 282 das Leben, und nun ließ sich sein Ueberwinder Seleukus zum König von Macedonien ausrufen. Doch, wie wir gleichfalls wissen, fiel auch er 281, von dem Meuchelmörder Ptolemäus Ceraunus durchbohrt. Mit Hülfe der Truppen des Lysimachus schwingt sich hierauf der Mörder selbst auf den Thron. Aber nach zwey Jahren bricht ein germanisches Volk, Kelten oder Gallier genannt, plötzlich über Pannonien und Illyrien herein, überschwemmt Thracien, Macedonien und Griechenland, und im Kampfe mit ihnen findet auch Ptolemäus Ceraunus 279 den frühen Tod. Nach ihm behauptet sich sein Bruder Meleager 60, und ein gewisser Antipater 45 Tage. Während der Verheerungen der Gallier bekümmert man sich zuletzt um gar keine Regierung mehr. Endlich, da sie abgezogen sind, bemächtig sich der Sohn des Städtebezwingers Deme-

trius, Antigonus Gonnatas *), durch Hülfe der väterlichen Truppen, mit denen er noch immer einen Theil des untern Griechenlands besetzt gehalten, des erledigten Throns, (278) während der Abentheurer Pyrrhus sich in Italien zu schaffen machte. Als aber dieser von da zurückkehrte, wendete er sich abermals nach Macedonien, verdrängte den Antigonus, und ließ sich zum zweiten Mal von dem Heere zum König von Macedonien ausrufen (274). Allein er ward zwey Jahre hernach (272) in Argos getödtet, und nun erkämpfte sich Antigonus Gonnatas zum zweiten Mal die Herrschaft, und vererbte sie glücklich auf viele Nachkommen.

Es ist nicht eben nöthig, diese bunte Herrscherfolge im Gedächtnisse zu behalten, aber auf dem Papiere wird sie gewiß kein denkender Leser ohne Interesse betrachten können. Wie muß der Zustand des armen Volkes beschaffen seyn, bey dem es so zugeht! Was für Ideen von sittlicher Ordnung können wohl noch haften bleiben, während in einer mehr als 50jährigen Revolution alle bürgerliche Ordnung und Sicherheit aufgehoben ist! In einem solchen Zustande greifen alle Hände zum Schwerdte; Soldaten sind wohlfeil, denn ihr Handwerk ist das einzig einträgliche;

*) Gebürtig von Gonni, einer Stadt in Thessalien, unweit der Tempe.

sie ertrotzen sich ihr Daseyn auf Kosten aller Schwachen, die zu Grunde gehen; aber sie tyrannisiren auch ihre Anführer und vertauschen sie nach Laune, je nachdem ihnen ein anderer besser gefällt oder mehr verspricht. Das ist ein Hauptgrund jener schnellen Herrscherwechsel. In der spätern römischen Geschichte werden wir dieselbe Erscheinung wiederfinden.

7.

Griechenlands Abendröthe.

(281 — 168.)

Nicht viel glücklicher war während dieser 50 Jahre das eigentliche Griechenland. Diese einst so volkreiche Halbinsel konnte in der großen allgemeinen Noth, als 278 die Gallier bis nach Delphi vordrangen *), aus ihrem ganzen Schooße nicht mehr als 20,000 Bewaffnete stellen; so hatten die innern Kriege, die starken Rekrutirungen nach Asien, Aegypten und Macedonien hin, und die Nahrungslosigkeit die Volksmenge zusammengeschmolzen. Athen, Böotien, Korinth,

*) Hungersnoth und der Tod ihres Anführers vertrieb diese wilden Gäste wieder.

und fast der ganze Peloponnes hatten unaufhörlich fremdes Joch tragen und meist macedonische Besatzungen ernähren müssen. Das einzige Sparta und Aetolien hatten sich bis dahin noch frey erhalten. Jenes schützte zum Theil seine Armuth, dieses seine gebirgigte, fast unzugängliche Lage. Die Sehnsucht nach Freiheit lebte jedoch noch in allen.

Zuerst erweiterten sich die Hoffnungen, als Antigonus Gonnatas den Peloponnes verließ, um den macedonischen Thron in Besitz zu nehmen. Die Landschaft Achaja, die schon von Alters her ihre 12 Republiken durch ein gemeinschaftliches Band zusammen gehalten hatte, das aber durch Alexander und seine Nachfolger zerstört worden war, machten jetzt den Anfang, den alten Bund zu erneuern. Dyme, Paträ, Tritä und Pherä, die vier unbedeutendsten, traten zuerst zusammen (281 v. Chr.). Bald darauf vereinigte sich Aegium mit ihnen, und verjagte die macedonische Besatzung; die Einwohner von Bura tödteten ihren Tyrannen, worauf der von Kerynea seine Regierung von selbst niederlegte, und seine Stadt mit dem Bunde vereinigte.

Da diese Verbrüderung, wie der Schweizerbund im Mittelalter, nur Vertheidigung zum Zweck hatte, so erregte sie wenig Aufsehen, und blieb wohl 30 Jahre lang verborgen. Während

dieser Zeit litt das übrige Griechenland alle Gräuel, die mit entkräfteten und zerrütteten Staatsverfassungen verbunden zu seyn pflegen. In vielen Städten despotisirten noch Macedonier, in andern warfen sich Tyrannen auf oder stürzten einander durch Meuchelmord; große Räuberbanden machten das Land unsicher, und fielen oft sogar die Städte an. Das Bedürfniß eines großen Mannes ward jetzt lebhafter als je gefühlt. Ein solcher stand endlich zu Sicyon auf. Aratus (-), ein neunzehnjähriger Jüngling von kühnem Muthe und glühendem Tyrannenhasse, geboren in dieser Stadt, aber in Argos erzogen, weil der Tyrann von Sicyon seinen Vater hatte umbringen lassen, überfiel seine Vaterstadt in der Nacht mit einem Räuberschwarm, und verjagte den Tyrannen ohne alles Blutvergießen. Die Anstalten, die er traf, erweckten ihm das Zutrauen der Bürger. Man wünschte sich eine Stütze für den Angriffsfall. Aratus schlug Vereinigung mit dem achäischen Bunde vor. Sie geschah 251. Man erwählte ihn zum Bundesfeldherrn (στρατηγος) für das folgende Jahr, und jetzt ward allmälig aus der kleinen stillen Verbrüderung ein mächtiger Staatenverein. Fast alle übrige Städte von Achaja traten hinzu, Ptolemäus Philadelphus unterstützte den Bund mit Geld, um den Macedoniern durch ihn entgegen zu arbeiten, und 243 vertreibt Aratus durch

Hülfe eines Verraths die macedonischen Besatzungen aus Korinth und Megara, und vereinigt beide Städte mit dem Bunde. Dies war das erste Mal seit Philipps von Macedonien Zeiten, daß die Korinther die Schlüssel zu ihrer eigenen Stadt wieder erhielten.

Dennoch ging es sehr langsam mit der Vertreibung der macedonischen Besatzungen aus dem Peloponnes. Die Könige hatten zum Glück in ihrem eigenen Lande viel zu thun. 231 ward endlich auch Athen von ihnen befreit und in den achäischen Bund aufgenommen. An Sparta ließ man gleichfalls Aufforderungen ergehen, allein dies wollte nur unter der Bedingung der beständigen Anführerschaft beitreten. Die Eifersucht zwischen beiden Staaten brach sogar in einen gefährlichen Krieg aus. Aratus, ehe er dem spartanischen König Kleomenes seine Stelle bey dem Bunde einräumte, wollte lieber die kaum vertriebenen Macedonier wieder zurückrufen. Sie kamen, und halfen zwar die Sparter schlagen, behielten aber zugleich Korinth wieder inne, und blieben unter dem Namen der Bundesgenossen, wie ehemals, Herren der verbündeten Griechen. Der folgende König, Philipp, ließ sogar (213) den Aratus, damit er ihm nicht ferner schade, durch heimliches Gift aus dem Wege räumen.

Auch die Aetolier hatten seit 284 einen ähnlichen Bund, der oft mit dem achäischen in

Krieg gerieth. Das Volk gehörte zu den wildesten in Griechenland, und trieb hauptsächlich Räuberey zur See und zu Lande.

Der letzte Held, den das freie Griechenland hervorgebracht hat, ist **Philopömen** (Φιλοποίμην), gebürtig aus Megalopolis, im untern Arkadien. Er war schon als Jüngling ein tüchtiger Reiter, und immer der Anführer seiner Kameraden. Er gewöhnte die Jugend seiner Vaterstadt zu künstlichen Manövern, und war ungemein sinnreich in der Erfindung neuer Kriegsvortheile, Schwenkungen und Stellungen. Sein Kriegsruhm verschaffte ihm 6 Jahre nach Aratus Tode die Feldherrnstelle im achäischen Bunde. Seitdem richtete er sein ganzes Streben dahin, den kriegerischen Geist der Vorfahren in seinen Zeitgenossen wieder anzufachen. Viele achäische Jünglinge kamen zu Fuß und zu Pferde nach Megalopolis, und die freien Plätze vor dieser Stadt schienen alle Exercierplätze zu seyn. Sein eigner Muth im wirklichen Kriege befeuerte auch jene zu größerer Tapferkeit. In einem Gefechte mit den Spartanern bey Mantinea (206) erstach er deren König Machanidas mit eigner Hand, und mehrmals schlug er ihre Heere zurück. Außer dieser Tapferkeit suchte er sich auch durch Enthaltsamkeit und Einfalt der Sitten auszuzeichnen. Er lebte so schlecht als der

gemeinste Soldat, und folgender Zug wäre wohl des Aristides und Phocion würdig gewesen.

Es war ihm nach der Ermordung eines spartanischen Tyrannen, Nabis, gelungen, endlich auch die Spartaner in den achäischen Bund zu ziehen (191), und die Ephoren jenes Volkes setzten ein solches Vertrauen in ihn, daß sie unter seiner Leitung Griechenland wieder mächtig und blühend zu sehen hofften. Ihn zu ehren, beschlossen sie, ihm mit dem Gelde, welches aus Nabis verkauften Gütern gelöset worden war, einer Summe von 120 Talenten (150,000 Thlr.) ein Geschenk zu machen. Die Gesandten, welche ihm dasselbe überreichen sollten, da sie seine Mäßigkeit bey der Tafel, seinen zurückschreckenden Ernst im Umgange, und die ganze Hoheit seines Betragens sahen, wagten es nicht, ihm von dem Gelde etwas zu sagen, und reiseten verlegen wieder ab. Sie wurden aufs neue hingesandt, und es ging ihnen wieder so. Endlich zum dritten Male faßten sie ein Herz, und sagten ihm die wahre Absicht ihrer Sendung. Er lächelte zuerst, fuhr aber darauf ganz ernsthaft fort: „Nicht eure Freunde braucht ihr zu bestechen, die bösen Bürger sind es, die mit Gelde gewonnen werden müssen, daß sie schweigen, und den guten nicht zuwider sind."

Einstmals kam er nach Megara, und ein dortiger Gastfreund, der vorher von seiner An-

kunft benachrichtigt war, hatte, weil er selbst nicht zu Hause seyn konnte, seiner Frau aufgetragen, den Gast standesmäßig zu empfangen. Die arme Frau gerieth in eine große Unruhe, als sie hörte, daß der achäische General bey ihr einkehren werde. Sie richtete eben das Essen zu, als Philopömen schon ins Haus trat, allein und in einem schlechten Kleide. Sie hielt ihn für eine vorausgesandte Ordonnanz, und rief ihm ängstlich zu: ach, guter Freund, sey doch so gut und hilf mir geschwind ein wenig! Der General legte sogleich seinen Mantel ab, und fing an, Holz zu spalten. Indem kam der Wirth des Hauses dazu, und fragte verwundert: Was soll das bedeuten, Philopömen? „Was sonst, antwortete dieser, als daß ich wegen meines schlechten Anzugs gestraft werde?"

Züge dieser Art erwarben ihm die Achtung aller Griechen, und das was er als Feldherr für den achäischen Bund gethan hatte, gab ihm gerechte Ansprüche auf den Dank des ganzen Vaterlandes. Auch er genoß daher, wie Themistokles und Platon, den ehrenvollen Lohn, daß einst auf dem nemeischen Spielen, wo er mit seiner neugeformten Ritterschaft erschien, das ganze versammelte Griechenland auf ihn die Augen richtete; ja als der Sänger Pylades mit seiner vortrefflichen Stimme eine Tragödie vortrug, und an die Worte kam: „ich gebe Grie-

chenlands Söhnen den herrlichen Schmuck der Freiheit," so wandten sich alle Zuhörer entzückt nach Philopömen hin, und unterbrachen den Sänger durch ein langes Händeklatschen.

Die Zerrüttung der griechischen Staaten war jedoch zu groß, als daß eine dauerhafte Vereinigung durch einen Mann möglich gewesen wäre. Und schon hatten die Römer festen Fuß in Griechenland gefaßt, sie hatten Philippen von Macedonien geschlagen, und wandten sich bereits nach den unteren Provinzen. Philopömen erregte den Neid der römischen Generale, und wäre gewiß von römischen Händen gefallen, hätte ihn nicht ein früheres Unglück in Messene ereilt. Dinokrates, ein angesehener Bürger daselbst, bewegte diese Stadt zum Abfalle vom achäischen Bunde, und brachte eine ansehnliche Mannschaft unter die Waffen. Philopömen lag eben zu Argos krank, dennoch raffte er sich bey dieser Nachricht auf, ritt nach Megalopolis, rief seine Reiter zusammen, und ging auf Messene los. Bey dem ersten Scharmützel zerstreuten sich seine Begleiter zu sehr, er kam ins Gedränge; auf einem felsichten Wege stolperte sein Pferd, und warf ihn so gefährlich ab, daß die Feinde ihn für todt hielten. Als sie ihn aber das Haupt wieder aufrichten sahen, eilten sie auf ihn zu, banden ihn, und führten ihn im Triumphe nach Messene. Hier ward er in ein feuchtes, finstres

Gefängniß geworfen, und Dinokrates eilte, ehe die Achäer seinetwegen Unterhandlungen anfingen, ihn durch Gift wegzuschaffen. Der Bote, der deshalb mit dem Schierlingsbecher zu ihm gesandt ward, fand den alten Mann auf feuchter Erde liegend, kraft- und bewußtlos. Er richtete sich mit Mühe auf, als er das Licht erblickte, trank, ohne ein Wort zu sagen, den Becher aus, und legte sich dann still wieder nieder (183 v. Chr.).

Soviel für jetzt von den Griechen. In der Geschichte der Römer werden wir den Faden der ihrigen wieder aufnehmen.

8.

Die Römer.

(290—282.)

Dies kriegerische Volk, das uns von jetzt an auf lange Zeit ausschließlich beschäftigen wird, beendigte seinen 50jährigen Krieg mit den Samniten um die Zeit, da Demetrius der Städtebezwinger auf dem Thron von Macedonien saß, und Seleukus, Ptolemäus und Lysimachus mit der Einrichtung ihrer neuen Reiche beschäftigt waren (290 v. Chr.). Die nach so langem Wi-

derstande endlich besiegten italischen Völkerschaften erfuhren nicht alle einerley Behandlung. Einigen gab man das volle römische Bürgerrecht, jedoch zum Theil ohne Stimmen in den Comitien. Solche hießen Municipia. Andere durften weder an den Comitien, noch an den römischen Staatswürden Antheil nehmen. Die meisten führten den Titel Bundesgenossen; diese behielten ihre eigene Verfassung, entrichteten aber Tribut und Hülfstruppen. Die am härtesten gehaltenen endlich hießen Unterthanen, und diese wurden durch jährlich wechselnde römische Präfecten regiert. Um aber alle diese italischen Städte in desto gewisserer Unterwürfigkeit zu erhalten, verpflanzte man in jede derselben eine Anzahl Kolonisten, denen die Einwohner Aecker abtreten mußten, und die ihnen nun statt einer Besatzung dienten. Auch wurden ebene und bequeme Heerstraßen nach den wichtigsten Plätzen hin angelegt, auf denen im Nothfall ein römisches Heer in größter Geschwindigkeit fortkommen konnte. Dahin gehört die via Appia (312), die von Rom nach Capua, und späterhin bis Brundusium führte, und von solcher Festigkeit war, daß sie sich stellenweise noch jetzt, zur Bewunderung neuerer Reisenden, erhalten hat.

Mit der Erweiterung der römischen Republik nach außen ordneten sich auch allmälig die innern Verhältnisse auf eine bewundernswürdige

Weise.

Weise. Der Streit zwischen Patriciern und Plebejern gedieh zuletzt dahin, daß (300 v. Chr) auch noch das Priesterthum den letztern mit bewilligt ward, so daß nun zwischen beiden eine völlige politische Gleichheit hervorgebracht war, und aller Factionengeist aufhörte. Die beständigen Kriege leiteten allen Gährungsstoff nach außen hin ab; die häufige Abführung großer Kolonien verhinderte die Ueberfüllung der Hauptstadt mit hungrigen Tagedieben; und die strenge Beobachtung der gesetzlichen Formen und die damals noch sehr starke Kraft der Religion wirkten das Uebrige zur Zusammenhaltung dieses blühenden Staatskörpers. Die gesetzgebende und vollziehende Gewalt waren zwar getrennt, denn über Krieg und Frieden, über Grundgesetze des Staats und über Magistratswahlen mußte die Einwilligung des Volks in den Comitien eingezogen werden; aber sie waren es doch nicht so sehr, daß dadurch eine Stockung in dringenden Fällen hätte verursacht werden können. Denn einmal waren alle Finanzsachen und alle vorübergehende Staatsangelegenheiten dem Senat allein überlassen, und zweitens hatten die drey höchsten Staatsbeamten, Dictatoren, Consuln und Prätoren, uneingeschränkte Civil- und Militärgewalt in dem ihnen anvertrauten Geschäfte, nur nicht in Rom selbst. Zur Verstärkung ihres Ansehens führten sie daher ihre eigenen Priester mit sich, die in

vorkommenden Fällen den Willen der Götter (d. h. den ihrigen) kund thun mußten. Dies hieß: suis auspiciis rem gerere.

Nach Beendigung des Samnitenkrieges zählte der römische Staat 272,000 freie Bürger.

9.

Die caudinischen Pässe.

(321 v. Chr.)

Es war eine Hauptmaxime der Römer, nie einen Frieden vom Feinde anzunehmen, sondern auch in den mißlichsten Lagen den Krieg bis aufs äußerste fortzusetzen, um zuletzt als Sieger allein die Bedingungen vorschreiben zu können. Folgender Vorfall aus dem langen Samniterkriege, den wir hier nachholen wollen, ist charakteristisch für den Herrschergeist dieser Nation.

Das römische Hauptheer, von beiden Consuln angeführt, wird bey Caudium, zwischen Capua und Benevent, von den listigen Samniten in ein tiefes, von steilen Gebirgen rings umschlossenes Thal gelockt, aus dem hinten und vorne nur ein enger Paß führt. Beide Pässe werden hierauf von den Feinden schnell verrammelt, und die Römer sehen sich mit Bestürzung einge-

schlossen und dem sichern Hungertode Preis gegeben. Sich durchzuschlagen ist unmöglich, man unterhandelt also. Die Samniter verlangen Frieden, 600 Geiseln, Auslieferung aller Waffen, ja der Rüstungen sogar, und Durchkriechung des ganzen gefangenen Heeres durch ein Ochsenjoch *). Die Nothwendigkeit gebietet die Annahme der schmählichen Bedingungen. Die Consuln, ohne Lictoren und aller ihrer Ehrenzeichen entkleidet, gehen zuerst hindurch; ihnen folgt das übrige Heer halbnackt, und vor Scham und Wuth zur Erde blickend. Sie kehren nach Rom zurück und finden hier gleiche Niedergeschlagenheit. Man legt die öffentliche Trauer an, die Kramläden werden geschlossen, die Gerichtspflege aufgehoben. Die Consuln legen ihre Würde nieder. Zwey andere werden für das folgende Jahr gewählt, und diesmal die beiden angesehensten Kriegsmänner. Man kann, man will den Verlust der Nationalehre nicht verschmerzen. Berathschlagungen im Senat werden eröffnet. Sp. Postumius Albinus, einer der Consuln des vorigen Jahres, tritt auf, und erklärt, der Vertrag von Caudium

*) Noch jetzt steckt in Italien die Deichsel des Pfluges in einem Querbalken, an welchen die Ochsen mit der Stirn gebunden werden. Selbst die 4 Pferde vor den römischen Triumphwagen werden eben so angeschirrt abgebildet.

sey ungültig, da er ohne Genehmigung des Senats und Volks vollzogen worden sey. Der Fehler liege an den Samniten selbst, die diese Vorsicht versäumt hätten. Um indessen gerecht zu seyn, müsse man alle diejenigen den Feinden ausliefern, die sich für jenen Frieden verbürgt hätten. Er selber sey bereit, sich zu ihnen zu beliebiger Strafe führen zu lassen, und er hoffe, sein gewesener College nebst den übrigen Theilnehmern würden nicht unedler denken. Wirklich erboten sich alle dazu. Das Volk jauchzte dem Heldensinn seiner Führer Beifall, ein neues Heer ward ausgerüstet und nach Caudium geführt, die Urheber des Vertrags wurden den Samniten als Gefangene übergeben. Pontius, der feindliche Feldherr, weigerte sich zwar sie anzunehmen, und bestand auf dem Vertrage, da er aber sein Reden vergeblich sah, ließ er aus edlem Stolz nicht nur die angebotenen Schlachtopfer, sondern auch die Geiseln frey, und griff wieder zu den Waffen. Der Krieg ward nun noch ganzer 30 Jahre fortgesetzt, bis die Römer endlich doch ihren Zweck erreichten.

10.

Der Krieg mit Tarent.

(v. Chr. 282.)

Jetzt erst, nachdem Rom schon 470 Jahre gestanden hatte, drang es in seinen Eroberungen bis an den von Griechen bewohnten untern Theil Italiens vor. Die Stadt Thurii (ehemals Sybaris) rief die berühmten Nachbarn in einer Noth zu Hülfe; sie kamen gern, und legten eine Besatzung in die Stadt. Tarent, die wichtigste Stadt in Großgriechenland, hielt die griechische Ehre dadurch beleidigt, daß man bey Barbaren, anstatt bey Landsleuten, Hülfe gesucht; es sandte Truppen nach Thurii, diese verjagen die römische Besatzung und die vornehmsten Bürger, und plündern die Stadt. Außerdem verweigern die Tarentiner einem römischen Geschwader ihren Hafen, und als der Befehlshaber desselben den Eingang ertrotzen will, nehmen sie ihm zehn Schiffe weg, jagen die andern in die Flucht, und machen die gefangenen Römer zu Sklaven. Früher hatten sie auch schon den Samniten Beistand geleistet. Es scheint, als hätten sie geglaubt, die Römer früh in Respect halten zu müssen.

Allein diese Bemühung kam zu spät. Es war den Römern eben recht, hier Stoff zu einem

neuen Kriege zu finden. Sie schickten sogleich Gesandte nach Tarent, Ersatz alles in Thurii angerichteten Schadens und Genugthuung für die Römer zu fordern. Man führte die Gesandten ins Theater, damit das ganze Volk Zuhörer ihrer Botschaft seyn könnte. Das Haupt der Gesandtschaft, der alte Postumius, ein ehrwürdiger Mann, der dreimal Consul gewesen war, öffnete kaum den Mund, als das ganze muthwillige Volk über seine Aussprache des Griechischen zu lachen anfing, ja beim Hinausgehen hatte ein bekannter Possenspieler die Unverschämtheit, ihm von hinten im Gedränge die Toga unanständig zu benetzen, wiederum, wie man denken kann, unter allgemeinem Gelächter. Aber mit drohender Stimme rief der Greis: „Diesen Flecken wäscht nur Tarentinerblut aus!" Und damit war der Krieg erklärt. Der Consul Aemilius, der schon mit einem Heere in Samnium stand, erhielt Befehl, sogleich nach Tarent aufzubrechen.

II.

Pyrrhus landet in Italien.

(281 v. Chr.)

Die Tarentiner waren zu schwach, um es allein mit den Römern zu wagen. Sie versam-

melten lieber ein Heer von benachbarten Völkern, und es war zu erwarten, daß die kaum besiegten Samniter sogleich wieder mit den Feinden Roms gemeinschaftliche Sache machen würden. Aber noch mehr, sie riefen den Pyrrhus, König von Epirus, aus Griechenland zu Hülfe, der auch wirklich mit 25,000 Mann geübter Soldaten und mit zwanzig Elephanten erschien.

Pyrrhus war ein Abentheurer, tapfer und ruhmdürstig, aber dabey ein Feldherr, der die griechische Kriegskunst von den größten Generalen Alexanders erlernt hatte. Welch ein Feind für die Römer! Bisher hatten sie es nur mit wilden Horden zu thun gehabt, jetzt sollten sie gegen ein wohl disciplinirtes Heer und gegen einen griechischen Taktiker fechten. Doch das machte sie keinesweges verzagt. Ehe man Gewalt brauchte, bot sich Pyrrhus zum Friedensvermittler zwischen Rom und Tarent an, aber die Römer verwarfen stolz alle Unterhandlungen, und ließen ihm sagen, sie fürchteten ihn nicht. Es kam daher zu einer blutigen Schlacht am Flusse Siris, unweit der Stadt Heraklea, wobey jedoch nicht die geschickten Manöver der Griechen allein die römische Tapferkeit besiegt haben würden, wenn nicht die Elephanten mit ihren Thürmen voller Soldaten auf dem Nacken, ein den Römern ganz neuer Anblick, die römischen Pferde scheu gemacht, und dadurch alles verwirrt

hätten. Es ist wahr, die Römer erlitten eine ungewohnte Niederlage; 1500 Mann blieben auf dem Platze, und 1800 wurden gefangen. Allein auch Pyrrhus hatte viel verloren, und, selbst ein tapfrer Mann, erfüllte ihn die Tapferkeit der Römer mit Hochachtung und Bewunderung. Er ließ ihre Todten begraben, und begegnete den Gefangenen mit griechischer Artigkeit, ein Betragen, von dem die Römer bis dahin noch nichts gewußt hatten.

Nach diesem Siege rückte er bis Präneste vor, und sandte von hier aus den Redner Cineas, einen Schüler des Demosthenes, mit neuen Friedensanträgen für Unteritalien nach Rom. Vergebens wandte Cineas seine feinsten Rednerkünste im römischen Senate an, der größte Theil der Senatoren wollte nichts von Vergleich und Frieden hören. Einige zwar überlegten die Größe der Gefahr, und fanden die Anerbietungen des Pyrrhus vortheilhaft, aber kaum hatten sie diese Meinung geäußert, als ein alter Senator aufstand, der wegen seiner Schwäche und Blindheit schon lange nicht mehr den Sitzungen beigewohnt hatte, diesmal aber von seinen Sklaven in einer Sänfte sich hatte hintragen lassen. „Wie? rief er, bisher habe ich den Verlust meiner Augen betrauert, jetzt wünschte ich auch noch taub zu seyn, daß ich die unwürdigen Rathschläge eurer Feigheit nicht anhören

dürfte. Habt ihr darum immer mit dem Ruhme des römischen Namens geprahlt, um jetzt vor einem Haufen von Molossern zu zittern, die immer eine Beute der Macedonier gewesen sind? vor einem Abentheurer, der so lange durch Schmeicheleien um die Gunst der Waffenträger Alexanders gebuhlt hat?" Er redete noch lange fort, und als er geendet hatte, entließen die Consuln den Gesandten mit der Antwort: es sey nicht eher an Friedensunterhandlungen zu denken, als bis Pyrrhus Italien verlassen haben werde.

Cineas konnte bey seiner Zurückkunft dem Pyrrhus seine Verwunderung nicht lebhaft genug schildern. „Diese Rathsversammlung, sagte er, schien mir ein Senat von Königen zu seyn, und das Volk ist so bereit zum Kriege, daß der Consul schon wieder ein zweimal so großes Heer als vor der Schlacht beisammen hat."

12.

C. Fabricius Luscinus.

(279 v. Chr.)

Wenige Tage nachher schickten die Römer wegen Auslösung der Gefangenen an den Pyrrhus

eine Gesandtschaft, bey welcher auch der berühmte Cajus Fabricius war. Ihn hatte schon vorher Cineas dem Könige als einen Mann geschildert, der bey der höchsten Armuth doch wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit bey den Römern in großer Achtung stände. Pyrrhus nahm ihn freundschaftlich auf, und bat ihn, ein reiches Geschenk, wofür er keine niederträchtige Gefälligkeit verlange, bloß als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. Fabricius schlug es kurz ab. Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die gerühmte Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe stellen. Er ließ zu dem Ende vorher insgeheim seinen größten Elephanten, ein Thier, desgleichen Fabricius nie gesehen hatte, hinter einen Vorhang führen. Nach geendigter Unterredung gab er ein Zeichen, der Vorhang ward weggezogen, und der Elephant streckte mit einem entsetzlichen Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hin. Pyrrhus beobachtete neugierig die Mienen des Fabricius, aber dieser wandte sich gelassen um, und sagte lächelnd: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heut dein Elephant.“

Pyrrhus machte noch verschiedene Versuche, diesen heldenmüthigen Mann zu bewegen, als sein Freund und erster Feldherr bey ihm zu bleiben, aber vergebens. Um indessen in der Groß-

muth nicht hinter ihm zu bleiben, erlaubte er sämmtlichen römischen Gefangenen, zu dem bevorstehenden großen Feste der Saturnalien nach Rom zu gehen, dort mit den Ihrigen fröhlich zu seyn, und sich nachher wieder in seinem Lager als Gefangene einzustellen. Sie gingen, und wurden auch nach dem Feste richtig wieder zurückgeschickt, ja der Senat setzte Todesstrafe darauf, wenn jemand von ihnen zurückbliebe.

Ein zweites Treffen fiel hierauf bey Asculum vor, in welchem zwar Pyrrhus durch die Disciplin seiner Truppen und die vortheilhafte Stellung derselben siegte, zugleich aber auch so viele von seinen Leuten verlor, daß er ausrief: „Noch ein solcher Sieg, so bin ich verloren!"

Im folgenden Jahre führte C. Fabricius als Consul die Römer gegen den König an. Hier erhielt er einen Brief von Pyrrhus gewissenlosem Leibarzte, worin dieser sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung den König zu vergiften. Fabricius sandte sogleich den Brief dem Pyrrhus, der vor Erstaunen ausrief: „Eher könnte die Sonne aus ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Redlichkeit abgelenkt werden!" Er strafte den Arzt, wie ers verdiente, und sandte den Römern zur Dankbarkeit alle ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Zugleich bot er durch Cineas neue Friedensunterhandlungen an, erhielt aber die vorige Antwort, erst müsse

er Italien verlassen, ehe an Friedenstractate zu denken sey. Für die Gefangenen erhielt er eben soviel gefangene Samniter und Tarentiner zurück.

Was sollte er thun? Noch eine von jenen fürchterlichen Schlachten wagen, die gleich ein halbes Heer wegrafften? oder schimpflich nach Hause ziehen? Aus dieser Verlegenheit riß ihn ein willkommner Antrag der Sicilianer, die ihn gegen ihre Feinde, die Karthager, zu Hülfe riefen. Er schiffte sich sofort ein, legte eine Besatzung in Tarent, und überließ die Tarentiner und Samniter ihrem Schicksale.

13.

Manius Curius Dentatus.

(v. Chr. 275.)

In Sicilien richtete er eben so wenig aus. Er machte sich dort sehr verhaßt, und hätte beinahe sein Leben eingebüßt. Er kehrte daher nach zwey Jahren auf vieles Bitten der höchst bedrängten Tarentiner nach Italien zurück. Die Römer stellten ihm sogleich wieder ihre beiden Consuln mit einem ansehnlichen Heere entgegen. Einer dieser Consuln war der berühmte M. Curius, ein Mann, an Geistesstärke und Helden-

sinn dem Fabricius ähnlich. Als er zum ersten Male das Consulat verwaltete, schickten die Samniter Gesandte an ihn, einen Frieden zu vermitteln. Diese fanden ihn auf einer hölzernen Bank am Feuer sitzend, und sich ein Gericht Rüben kochend. Lächelnd wies er ihre Geschenke ab, und sagte: „ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn."

Dieser Mann war jetzt Feldherr gegen Pyrrhus, der, um es kurz zu sagen, diesmal bey Benevent so geschlagen ward, daß er Soldaten, Elephanten und Lager im Stich lassen mußte, und Italien sogleich verließ. Die Römer hatten nun ein Mittel gegen die Elephanten erfunden; sie machten sie mit ausgeworfenen brennenden Pechkränzen scheu, daß sie plötzlich umkehrten, ihre eignen Herren zertraten, und das Heer in Unordnung brachten. Curius hielt darauf zu Rom einen prächtigen Triumph mit vier Elephanten. Das Lager der Feinde diente den Römern zum Muster, wie man ein Lager regelmäßig befestigen müsse, so wie sie überhaupt in diesem Feldzuge in der Kriegskunst unendlich viel Neues gelernt hatten.

14.

Unteritalien erobert.

(v. Chr. 272.)

Pyrrhus fand bald darauf in Griechenland seinen Tod. Er verwickelte sich in Händel mit Sparta, ward geschlagen, warf sich in Argos, und mußte sich hier mit den Bürgern in den engen Gassen herumschlagen. Ein junger Mensch hieb nach ihm, Pyrrhus setzte ihm nach, und hatte ihn fast erreicht, als dessen Mutter, die vom Dache herab die Gefahr ihres Sohnes gewahr ward, in der Angst mit beiden Händen einen losgebrochenen Ziegel dem Verfolger auf den Kopf warf, und ihn auf der Stelle tödtete. Die Tarentiner, die nun keines fremden Beschützers mehr harren durften, ergaben sich, ihr ganzes Gebiet, und ihren schönen Hafen den Römern, und nach und nach folgten sämmtliche Völkerschaften Unteritaliens ihrem Beispiele.

Das brachte zuerst eine Art von Geschliffenheit unter die Römer. Man fing jetzt an (270), statt der bisherigen Kupfermünze, Silbergeld zu schlagen, und sich den Bart zu scheeren. Der Seehandel erweiterte sich ungemein, da man durch die Eroberung der griechischen Kolonien in den Besitz so vieler Schiffe gekommen war. Von Rom selbst hielt man jedoch den Luxus jener süd-

lichen Städte noch lange entfernt. Auch von Künsten oder Wissenschaften war für jetzt noch keine Spur in Rom zu finden.

Die Besiegung des Pyrrhus erregte auch im Auslande Aufmerksamkeit auf den römischen Namen. Der König von Aegypten Ptolemäus Philadelphus schickte Gesandte nach Rom, und ließ den Römern zu ihren Siegen Glück wünschen, und sie um ihre Freundschaft ersuchen. Sie machten ihm durch vier Gesandte den Gegengruß. Seitdem erweiterte sich der römische Blick selbst über die Meere hinaus.

15.

Der erste punische Krieg.

(264 — 241.)

Nach den bisherigen Eroberungen bestand das römische Gebiet aus dem heutigen Kirchenstaat und dem Königreich Neapel. Oberhalb hatten die Gallier Platz genommen, mit denen man noch selbst während des Samniterkrieges häufige Reibungen gehabt hatte, und gegen welche sich jetzt, nach der Bezwingung Unteritaliens, vermuthlich die römische Hauptmacht gewendet haben würde, wenn sich nicht eben jetzt ein Anlaß

zu einem weit interessanteren Kampfe dargeboten hätte, mit Karthago nämlich, dem reichsten Handelsstaate in der damaligen Welt, der Beherrscherin des Mittelmeers und der italischen und spanischen Küsten. Alle bisherige Thaten der Römer sind nur als Vorübungen zu diesem außerordentlichen Kampfe zu betrachten; er gehört zu den tragischsten Scenen in der Weltgeschichte, man mag die Größe der dazu aufgebotenen Kräfte, oder den tiefen Sturz des unterliegenden Theils, oder die großen Folgen für die Sieger betrachten.

Der Zunder zu dieser ungeheuren Flamme ward auf Sicilien bereitet. Diese Insel, der ewige Schauplatz politischer wie vulcanischer Gährungen, war 20 Jahre nach Timoleons Tode unter die Tyranney eines gewissen Agathokles (~) gerathen, der mit seiner neuerworbenen Macht sogar nach Afrika übergesetzt war, Karthago belagert, und nach dem Beispiel der Feldherren Alexanders den Namen eines Königs von Afrika angenommen hatte. Nach einer Regierung von 28 Jahren, während welcher er durch eine bewundernswürdige Herrscherkraft, halb mit List, halb mit empörender Grausamkeit das allerschwierigste Volk der Erde zusammengehalten hatte, ward er doch zuletzt vergiftet (289 v. Chr.). In den darauf folgenden fürchterlichen Unruhen, wo ein Aufkömmling den andern verdrängte, geschah

schah es, daß Pyrrhus, der bekannte König von Epirus, als Schwiegersohn des Agathokles, sein Heil in Sicilien versuchen wollte. Er entriß auch wirklich den Karthagern die ganze Insel bis auf Lilybäum, und legte seinem Sohne Agathokles den Titel eines Königs von Sicilien bey (276), allein die Sicilianer wurden seiner überdrüßig; er mußte sich nach Italien zurückflüchten, und büßte fast seine ganze Flotte ein.

Nach seiner Entfernung rief das syrakusische Heer einen jungen Mann, Namens Hieron, aus der Familie des alten Gelon, zum Feldherrn aus. Diese Wahl half den Angelegenheiten der Insel trefflich auf. Hieron zeigte sich als einen Mann von großen Eigenschaften, er stellte die Kriegszucht in der Armee wieder her, besiegte die Mamertiner (einen Ueberrest kampanischer Miethstruppen, die sich seit Agathokles Tode auf ihre eigene Hand in Sicilien herumgeschlagen und sich unter andern der Stadt Messana bemächtigt hatten) und regierte hierauf den größten Theil der Insel 54 Jahre lang (von 269 — 215) in vollkommner Ruhe.

Sein Streit mit den frechen Mamertinern war es eigentlich, der den ersten Zusammenstoß der Römer mit den Karthagern veranlaßte. Während er nämlich die in Messana eingeschlossenen Mamertiner durch seine Belagerung ängstigte, riefen diese eine in der Nähe befindliche Schaar

Karthager zu Hülfe; diese bemächtigten sich der Stadt durch List, und Hieron hob die Belagerung auf. Den Römern, die seit der Eroberung Unteritaliens die Meerenge von Sicilien durch die italische Stadt Rhegium beherrschten, war die Besitznehmung des gegenüberliegenden Messana durch das erste Handelsvolk der damaligen Welt sehr unangenehm. Mit Vergnügen hörten sie dagegen, daß die Mamertiner schon wieder gegen diese neuen Oberherren fremde Hülfe suchten, und sobald die Gesandten derselben in Rom erschienen, ward ihnen mit der Miene der uneigennützigsten Dienstfertigkeit schleuniger Beistand zugesagt. Der Consul Appius Claudius setzt mit einem römischen Heere über die Meerenge, schlägt zuerst die Karthager, nimmt Messana ein, wendet sich dann gegen die Syrakuser, besiegt auch diese, zerstört verschiedene feste Schlösser, legt eine Besatzung in Messana, und kehrt mit reicher Beute beladen nach Rom zurück, um dort seinen Triumph zu halten.

Im nächsten Jahre (263) werden beide Consuln nach Sicilien geschickt. Sie verbreiten ein solches Schrecken auf der Insel, daß in kurzem 67 Städte sich ihnen freiwillig unterwerfen. Hierauf gehen sie nach Syrakus. Hieron, die Unsicherheit seiner Herrschaft erwägend, will lieber den furchtbaren Nachbar zum Freunde als zum Feinde haben; er thut Vergleichsvorschläge,

und die Consuln, denen mit nichts so sehr gedient seyn konnte, als einen treuen Bundesgenossen gegen die Karthager und einen Versorger ihrer Heere auf der Insel selbst zu haben, schließen mit ihm einen Vertrag auf 15 Jahre, der auch sogleich zu Rom bestätigt wird. Dem zufolge bleibt Hieron ruhiger Besitzer von Syrakus und den davon abhängigen Städten, vereinigt seine Truppen mit den römischen, und zahlt 100 Talente (135,000 Thlr.) Kriegskosten. Auch diese Consuln erhielten die Ehre des Triumphs. Sie führten in demselben einen aus Katana mitgebrachten Sonnenzeiger mit auf, der, als der erste in Rom, auf dem Markte neben der Rednerbühne aufgestellt wurde. Er zeigte aber hier die Zeit nicht richtig, weil er für den Meridian von Katana gearbeitet war, und wurde deshalb, aber erst hundert Jahre nachher, durch einen bessern ersetzt.

Jetzt, nach dem Bündnisse mit Hieron, gewann der kleine sicilische Krieg eine andere Gestalt. Man wollte die Bekanntschaft mit den Karthagern so geschwind nicht abbrechen. Vielmehr reizte die Gelegenheit, sie jetzt ihrer Herrschaft über die italischen Inseln zu berauben. Um dies zu können, mußte Rom eine Seemacht werden. Vorläufig indessen ward der Landkrieg in Sicilien fortgesetzt.

Im nächsten Jahre (262) gehen wieder bei-

de Consuln hinüber, aber nur mit zwey Legionen (8 bis 10,000 Mann), denn man rechnete auf Hierons Beistand. So haushälterisch ging Rom stets bey seinen Eroberungskriegen zu Werke. Man fand ein starkes karthagisches Heer bey und in Agrigent. Dennoch ward nach 7 Monaten die Stadt erobert.

Die beiden Consuln des folgenden Jahres (261) setzen den Krieg mit zögerndem Glücke fort. Ihre Nachfolger, 260, wagen zuerst das Unerhörte, die Karthager mit einer Flotte von 120 fünf und dreirudrigen Galeeren zur See aufzusuchen. Diese Schiffe, sämmtlich erst neu erbaut, waren einem karthagischen nachgebildet, das vor einiger Zeit an der italischen Küste gescheitert war. Italien, in dem man jetzt die Bäume zählen könnte, war damals holzreich genug, um die Materialien zu einem so starken Schiffbau liefern zu können. Der Consul Cornelius, der zuerst mit 17 Schiffen den Karthagern bey den liparischen Inseln begegnete, hatte zwar das Unglück, geschlagen und als Gefangener nach Karthago geführt zu werden, allein sein Kollege C. Duilius, ein sinnreicherer Kopf, erfand die Enterhaken, mit denen ein feindliches Schiff sogleich an ein römisches festgemacht, und so mit dem Degen, wie eine Schanze auf dem Lande, erobert werden konnte. Diese glückliche Idee verschaffte den Römern 260 v. Chr. den

ersten Sieg zur See. Mit ganz besonderm Jubel sah das römische Volk in dem Triumph des zurückgekehrten Feldherrn die Schnäbel sämmtlicher eroberten Schiffe mit aufführen. Es ward dem Duilius auf dem Markte zu Rom eine mit dergleichen Schnäbeln verzierte marmorne Ehrensäule errichtet *), ja, „ich habe, sagt Cato beim Cicero, oft als Knabe den alten Duilius von einem Fackelträger und einem Flötenspieler begleitet nach Hause kehren sehen, was sich damals kein Privatmann hätte herausnehmen dürfen: soviel Freiheit gab der Ruhm!" Welche Sitteneinfalt!

Im folgenden Jahre (259) ward der Krieg schon nach Sardinien und Korsika versetzt; ja man faßte sogar den kühnen Entschluß, ihn selbst nach Afrika hinüber zu spielen. Ein zweiter höchst glorreicher Seesieg, den der Consul M. Attilius Regulus 256 auf der Höhe von Ekonome (*) an der Westküste Siciliens über die 340 Schiffe starke Flotte der Karthager erfocht, bahnte dazu den Weg **). Umsonst trugen die

*) Das Postament dieser Säule mit einer altlateinischen Inschrift ist im Jahre 1565 wiedergefunden worden, und noch jetzt in Rom zu sehen.

**) Die römische Flotte bestand diesmal aus 330 Kriegsschiffen, welche 140,000 Menschen am Bord hatten. Auf jedem Schiffe befanden sich 300 Ruderer und 120 Soldaten.

Karthager jetzt den Frieden an: der Krieg eröffnete ja weit glänzendere Aussichten.

Als das erste Wort von der Ueberfahrt nach Afrika gesprochen ward, erhob sich ein Murren unter den römischen Soldaten. Ein Legionstribun erklärte sogar dem Consul Regulus mit dürren Worten seine Weigerung. Dieser aber, ein Mann von eiserner Strenge, ließ sogleich die Lictoren mit den Beilen vortreten, und fragte ihn dann im drohendsten Tone, ob er gehorchen wolle; worauf die Einschiffung unweigerlich geschah. Man landete am hermeischen Vorgebirge, und fand eine fruchtbare, trefflich angebaute Gegend.

Die Consuln waren aber kaum angekommen, als das Ende ihres Consulatjahres sie schon wieder nach Rom zurückrief. Diesmal machte der Senat jedoch eine Ausnahme von der Regel, indem er nur den einen Consul, Manlius, abrief, den Regulus hingegen unter dem Titel eines Proconsuls bey dem Heere ließ, doch so, daß er nur 40 Schiffe, 15,000 Fußsoldaten und 500 Reiter behielt. Dem rückkehrenden Manlius ward der Triumph bewilligt. Fast unglaublich klingt es, was Valerius Maximus *) erzählt, Regulus habe sich gleichfalls nach Rom zurückgewünscht,

*) Ein römischer Schriftsteller aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

damit sein Acker nicht verwahrloset würde, und seine Frau nebst den Kindern Noth litte, zumal da ihm ein treuloser Sklave mit dem besten Ackergeräthe entlaufen sey. Der Senat habe darauf beschlossen, den Anbau des Ackers und die Erstattung der gestohlnen Sachen auf öffentliche Kosten besorgen zu lassen.

Die Fortschritte der Römer in Afrika waren anfangs sehr glücklich. Regulus eroberte eine Stadt nach der andern, machte unermeßliche Beute, und drang nach der Wegnahme von Tunis bis an die Thore von Karthago vor. Nur unter den entehrendsten Bedingungen wollte er dem bittenden Feinde den Frieden bewilligen. In der allgemeinen Verzweiflung, die in Karthago herrschte, warf sich ein Spartaner, Xanthippus, der mit den griechischen Miethstruppen dorthin gekommen war, zum Retter des Staats auf. Man überließ ihm das Kommando, und wirklich schlug er mit Hülfe seiner 100 Elephanten und der trefflichen numidischen Reiterey das römische Heer so völlig, daß nur wenige davon sich mit der Flucht retten konnten. Die meisten wurden von den Elephanten zertreten, viele von den Numidiern niedergehauen, gegen 500 gefangen, und mit ihnen der Feldherr Regulus (255 v. Chr.).

Die Römer, weit entfernt, ihre Bestürzung über diesen Verlust laut zu äußern, gaben auf

der Stelle Befehl zu neuen Rüstungen. Noch in demselben Sommer setzt die Flotte ein neues Heer mit beiden Consuln über. Aber auch dieses kann sich nicht halten, sondern kehrt mit der Beute nach Sicilien zurück, wird aber auf diesem Wege noch ein Opfer der stürmischen Witterung, indem von 360 Schiffen kaum 80 dem Untergang entrinnen. Dieser unglückliche Ausgang stellte das Gleichgewicht zwischen beiden Mächten ziemlich wieder her. Die Karthager eroberten sogleich Agrigent wieder, und die Römer sahen sich fast allein noch auf Messana beschränkt.

Der Kampf ward hierauf von Jahr zu Jahr hitziger, wie die Erbitterung stieg. Die Römer setzten noch einmal nach Afrika über; sie fochten in Sicilien und auf den kleinern Inseln; sie vermehrten ihre Schiffe und schärften die Mannszucht. Der Consul Aurelius ließ 252 einen jungen Legionstribun, Q. Cassius, der während seiner Abwesenheit ohne Erlaubniß den Feind angegriffen hatte, öffentlich mit Ruthen streichen und in den hintersten Reihen als Gemeiner dienen. In demselben Jahre stießen die Censoren 13 Senatoren aus dem Senat, weil sie als Officiere in Sicilien eben diesem Consul Aurelius nicht pünctlich gehorcht hatten. Bey solcher Kriegszucht darf man sich über die Thaten der römischen Heere nicht wundern.

Im Jahre 250 schickten die Karthager abermals Gesandte nach Rom, um einen Frieden zu vermitteln, oder doch wenigstens eine Auslösung der Gefangenen zu bewirken. Man glaubte, besser zum Zwecke zu kommen, wenn man den noch immer gefangenen Regulus mitgehen ließe, um so mehr, da man ihn zu dem Schwur bewegte, daß er, im Fall er nichts ausrichtete, wieder in die Gefangenschaft zurückkehren wolle. Er ging, aber weit entfernt, den Antrag der Gesandten zu unterstützen, feuerte er seine Landsleute vielmehr zur lebhaftesten Fortsetzung des Krieges an, widerrieth selbst die Auswechselung der wenigen gefangenen Römer, und kehrte gegen alles Zureden der Seinigen in die gefährliche Haft zurück, doch ohne, wie ein späteres Mährchen sagt, unter Martern zu sterben.

Der Streit drehte sich jetzt vorzüglich um den Besitz der festen Plätze Lilybäum und Drepanum, an der Ostküste von Sicilien. Man focht immer erbitterter, besonders seitdem der treffliche karthagische Feldherr Hamilkar Barkas den Oberbefehl in Sicilien erhalten hatte (247.). Eine große Menge römischer Soldaten fand auf dem Meere und in Sicilien ihren Tod. Ueber 700 römische Schiffe waren schon in dem langen Kriege theils von Stürmen, theils von dem Feinde versenkt, die Finanzen beider Staaten erschöpft. Eine einzige große Anstrengung

sollte indessen noch versucht werden. Der Consul C. Lutatius Catulus, der für das Jahr 241 das Commando erhielt, sammelte eine ansehnliche Flotte, übte seine Römer trefflich ein, und suchte nun in den sicilischen Gewässern den Feind auf, der ihm bey den ägatischen Inseln entgegen kam. Alle Feldherrnklugheit des karthagischen Admirals Hanno konnte doch den Miethssoldaten, aus denen sein Heer bestand, nicht den Muth und die Treue jener Flotte einhauchen, die mit lauter für ihr Vaterland fechtenden Bürgern besetzt war. Dieser Seesieg der Römer war entscheidend. Funfzig karthagische Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 70 erobert, und über 10,000 Gefangene gemacht. Der als Flüchtling nach Afrika zurückkehrende Hanno hatte das Schicksal aller unglücklichen karthagischen Feldherren, er ward hingerichtet. Dem noch in Sicilien kommandirenden Hamilkar hingegen, der sich kaum noch halten konnte, da die Römer nun Herren des Meeres waren, ward aufgetragen, den Krieg um jeden Preis zu beendigen. Er sandte demnach eine Botschaft an den Consul, die Friedensbedingungen zu hören. Lutatius schrieb vor: „Es solle Friede und Freundschaft zwischen Rom und Karthago seyn unter folgenden Bedingungen: 1. Die Karthager räumen Sicilien und die kleinern Inseln bis nach Afrika hin. 2. Sie führen keinen Krieg mit

den Syrakusern noch mit deren Alliirten. 3. Sie schicken alle römische Gefangene ohne Lösegeld zurück. 4. Sie zahlen den Römern binnen 20 Jahren 2200 Talente (über drittehalb Mill. Thlr.) für die Kriegskosten." In der Genehmigungsurkunde des Senats ward der Termin von 20 Jahren auf 10 Jahre herabgesetzt.

Der brave Hamilkar unterschrieb diese Bedingungen mit Thränen, und ging darauf nach Karthago zurück, einen verheerenden Aufruhr der Miethstruppen zu stillen. Von da schiffte er nach Spanien, um dort die Besitzungen Karthago's zu erweitern. Bey seiner Abreise bat ihn sein neunjähriger Sohn Hannibal, ihn mitzunehmen. Der Vater, der in dem Knaben den Geist des Mannes ahnte, führte ihn der Sage nach feierlich zu seinem Hausaltar, und ließ ihn schwören, ewig ein Feind der Römer seyn zu wollen.

Lutatius blieb noch für das folgende Jahr unter dem Titel eines Proconsuls in Sicilien, um das neuerworbene Land völlig zu beruhigen, und eine Steuerverfassung für dasselbe zu entwerfen. Bey seiner Rückkehr ward ihm ein glänzender Triumph bewilligt. Sicilien, mit Ausschluß des kleinen Königreichs Syrakus, ward demnach die erste römische Provinz, d. h. das erste außerhalb Italien eroberte und mit Rom vereinigte Land. Als solche behielt es zwar

im Einzelnen seine Verfassung, erhielt aber jährlich von Rom aus einen neuen Prätor und Quästor, jenen als obersten Justizverwalter und Befehlshaber der römischen Garnisonen, diesen als Beitreiber der jährlichen Steuern. Die Insel war damals so trefflich angebaut, daß man sie die Kornkammer von Rom nannte.

16.

Fernere Eroberungen.

(240 — 222.)

Ein so ruhmvoll bestandener Kampf, von solchen Erfolgen begleitet, schwellte das Selbstgefühl des römischen Volks zu einer uns unbegreiflichen Höhe an. Immer mehr schien ihnen das Orakel ihres Stifters Romulus *) in Erfüllung zu gehen; der Nationalcharakter verhärtete sich in jedem Einzelnen zu der unerschütterlichen Idee, der römischen Herrschaft könne und dürfe nichts widerstehen, und verweichlichte sich zugleich zu einer so feinen Empfindlichkeit, daß man auch den kleinsten Widerspruch als einen Flecken an der Nationalehre aufs strengste rä-

*) S. Thl. I. S. 442.

chen zu müssen glaubte. Dazu kam, daß alle die Gründe, aus denen die Herrscher unserer Zeiten den Krieg so gern vermeiden, für die Römer nicht vorhanden waren. Unsere Soldaten, durch lange Ruhe verwöhnt, gehen unwillig in den Krieg, und unsere Bürger sind ganz unbrauchbar zur Waffenführung, weil sie sich von ihrem Gewerbe nicht lange entfernen können. Der Römer lebte dem Naturzustande noch näher, und wußte es nicht anders, als daß der Krieg die ehrendste Beschäftigung des freien Mannes sey. Die Gewerbe überließ er den Sklaven. Ferner war auch der Krieg damals einträglicher, denn man führte ihn nicht so menschlich, als heut zu Tage. Eroberte Städte wurden den Soldaten zum Plündern überlassen, viele Gefangene wurden als Sklaven verkauft, gegen Besiegte ward alles für erlaubt gehalten. Auch lustiger als das still einförmige Leben daheim schien das freie kriegerische, zumal unter jenem schönen Himmel, den noch jetzt der Italiäner ungern mit dem Zimmer vertauscht. Und endlich war es herrschende Idee der ganzen Nation, der Kriegsdienst sey die wahre Schule des Mannes, die eigentliche Bürgerpflicht, der einzige Weg zur Ehre. Diese Idee ward genährt durch die fast jährlichen Triumphe, in denen jedesmal der größte Theil des siegenden Heeres jubelnd und singend hinter dem Feldherrn mitparadirte, und durch die Sitte,

niemanden zu einem Staatsamt zuzulassen, der nicht seine Jugend in Kriegsdiensten zugebracht hatte. Bey uns ist der Bürgerstand und das Geschäftsleben vom Kriegsstande weit getrennt; bey den Römern war alles dreies eng verbunden.

Seit der Demüthigung Karthago's machte man sich zeitig auf neue Kämpfe mit diesem so schwer gebeugten Nebenbuhler gefaßt, und da man diese doch einmal vorhersah, so behandelte man ihn auch im Frieden ohne Schonung. So vernahm man zu Rom die Nachricht mit Vergnügen, daß die karthagischen Miethstruppen in Sardinien sich empört, und ihre Officiere ans Kreuz genagelt hätten. Ja als die Karthager, um den Aufruhr zu stillen, eine Flotte ausrüsteten, nannten die Römer dies einen Friedensbruch, und erklärten ihnen den Krieg. Die kaum wieder aufgelebten Karthager erschraken über die ungeheure Ungerechtigkeit, schickten bittende Gesandte nach Rom (237), und erhielten den Frieden — gegen die Abtretung Sardiniens und eine neue Zahlung von 1200 Talenten (über 1½ Mill. Thlr.). Im folgenden Jahre nahmen sie mit gleicher Ehrvergessenheit Korsika mitten im Frieden weg. Beide Inseln wurden sogleich zu römischen Provinzen gemacht, und erhielten römische Magistrate. Da aber die Unterthanen das neue Joch nicht gleich ganz willig tragen

wollten, so behaupteten die Römer, karthagische Aufhetzerey sey der Grund davon, und erklärten abermals Krieg. Neue bittende Gesandte erschienen im römischen Senat; umsonst: keine Vorstellung half. Endlich sagte einer der Gesandten im höchsten Unwillen: „Römer, wenn ihr denn durchaus entschlossen seyd, uns den Frieden nicht zu halten, den wir euch so theuer bezahlt haben, so gebt uns Sicilien und Sardinien zurück. Unter Privatleuten pflegt kein ehrliebender Mann, den ein Handel reut, die Waare zu behalten und auch das Geld dafür nicht zurückzugeben.“ Diese Veranschaulichung der Sache machte die Senatoren stumm, und der Krieg unterblieb für diesmal noch.

So sah Rom im Jahre 235 v. Chr. die seit Numa's Zeiten fremde Erscheinung, daß endlich einmal der Janustempel geschlossen ward, zum Zeichen, daß das römische Volk mit allen Völkern Frieden habe. Allein nach einigen Monaten ward er schon wieder geöffnet, und er blieb offen bis auf die Zeiten des Augustus, über 200 Jahre lang!

Den nächsten Stoff zum Kriege gaben die Illyrier, eine Völkerschaft im heutigen Dalmatien, die durch ihre Seeräubereien das adriatische Meer höchst unsicher machten. Römische Gesandte mußten sich sofort bey der damaligen Königin Teuta über die Wegnahme römischer

Kaufmannsschiffe beschweren. Sie thaten dies auf eine so gebietende, unanständige Art, daß die beleidigte Königin den gröbsten dieser Sprecher niederhauen ließ (230). Dafür sah sie denn natürlich in kurzer Zeit ihr Land von römischen Legionen überschwemmt, und mußte nach einigen Gefechten um Frieden bitten. Auch hier waren die von Rom vorgeschriebenen Bedingungen so gut als vernichtend für das besiegte Volk: Korcyra und ein Küstenstrich vom festen Lande Illyriens, auf welchem unter andern die Stadt Epidamnus (nachher Dyrrhachium) lag, mußten den Römern abgetreten werden; die Illyrier durften nie wieder mit bewaffneten Schiffen, und nie mit mehr als zweien zugleich, im adriatischen Meere erscheinen, und mußten sich endlich zu einem jährlichen Tribut an die Römer verpflichten. Teuta mußte die Regierung niederlegen, dafür ernannten die Römer ihren kleinen Stiefsohn zum König, und setzten ihm den Demetrius von Pharus zum Vormund, der ihnen bey der Bezwingung des Landes wesentliche Dienste geleistet hatte.

So hatten also die Römer schon einen Fuß in Griechenland. Um sich bey dieser Gelegenheit gleich mit den Griechen näher bekannt zu machen, sandten sie Abschriften des Friedenstractats mit den Illyriern, von deren Räubereien allerdings auch sie sehr gelitten hatten, an die Häup-

ter

ter des achäischen und ätolischen Bundes. Die Griechen, hocherfreut über die ihnen bewiesene Aufmerksamkeit, überhäuften die Gesandten mit Ehrenbezeigungen. Die Korinther erklärten durch ein öffentliches Dekret, die Römer sollten künftighin, wie die Griechen, zu den isthmischen Spielen zugelassen werden, und die Athener gaben ihnen gar das Bürgerrecht und die Erlaubniß, sich in die eleusinischen Mysterien einweihen zu lassen (229).

Noch immer aber warfen die Römer mißtrauische Blicke nach Afrika, Spanien und Norditalien hinüber. In dem letztern wohnten die noch sehr kriegerischen Gallier *), auch waren noch nicht alle etrurische Völkerschaften besiegt. Gegen beide zog man jetzt, und nach einem äußerst blutigen 6jährigen Kriege (226 — 220), in welchem der Consul M. Claudius Marcellus 222 den Anführer der Gallier, Virdomar, erlegte, und die Hauptstadt der

*) Hierher gehört ein schreckliches Beispiel römischen Aberglaubens. Man fand in den sibyllinischen Büchern ein Orakel: Griechen und Gallier würden Rom in Besitz nehmen. Um dies Orakel zu erfüllen, schlugen die Priester vor, man solle ein Paar Griechen und ein Paar Gallier, Mann und Weib, lebendig in die römische Erde vergraben, und der empörende Rath ward wirklich befolgt. Dieselbe Grausamkeit ward hundert Jahre später noch einmal wiederholt.

Insubrer, Mediolanum (Mailand) einnahm, ward das ganze Norditalien bis an die Alpen erobert. Die Römer, die ihr Italien nur bis an die etruriſchen Flüſſe Rubicon und Macra rechneten, machten jenes neueroberte Gebiet zu einer prätoriſchen Provinz unter dem Namen Gallia cisalpina oder togata. Zur beſſern Bezähmung der neuen Unterthanen wurden ein Paar Kolonien, Placentia und Cremona, geſtiftet. Die im Triumphe des Marcellus aufgeführte Beute war außerordentlich, und die Freude des Volks über dieſen Machtzuwachs ſo groß, daß man ſogar dem delphiſchen Apoll einen goldnen Becher zum Dank zu ſchicken beſchloß. So ehrfurchtsvoll ſahen doch die rohen Krieger damals noch zu dem Vaterlande der Künſte hinüber.

In Rom ſelbſt wollten geiſtige Vergnügungen noch nicht recht gedeihen. Von Kunſtwerken hatten die tarentiniſchen und ſiciliſchen Triumphatoren ſchon manches nach Rom gebracht; ſeitdem ließen auch die Feldherren ihre Siege, ziemlich ſchlecht vermuthlich, in Tempelgemälden verewigen. Man hatte jedoch auch ſchon ein Theater, denn 241 v. Chr. führte Livius Andronicus (?) in Rom das erſte Luſtſpiel, und 234 Cn. Nävius aus Campanien das erſte Trauerſpiel auf. Beides reizte die Römer wenig in Vergleich mit den Fechterſpielen, die M. und D. Junius Brutus 264 v. Chr. zuerſt bey dem

Scheiterhaufen ihres verstorbenen Vaters aufführten. In ältern Zeiten hatte man Gefangene oder Sklaven am Grabe vornehmer Todten geopfert; jetzt machte man sich das barbarische Vergnügen, sie einander selbst ermorden zu lassen. Der kriegerische, mordlustige Sinn des Italiäners fand in diesen Spielen eine so herrliche Augenweide, daß seitdem dem römischen Volke kein größeres Fest gegeben werden konnte, als solche Spiele, in denen sich die Fechter oft zu Hunderten mit allen Arten von Mordwerkzeugen zerfleischten und tödteten. Wir werden in der Folge noch schauderhafte Beispiele davon hören.

Ein kalabrischer Dichter Ennius, (geb. 240.) kommt nur als der erste in Betrachtung. Merkwürdiger ist das Jahr 220, in welchem der erste griechische Wundarzt, Archagathus (*), nach Rom kam, und der Consul C. Flaminius sich durch Anlegung einer festen Kunststraße nach Rimini (via flaminia) und eines Rennplatzes in Rom (circus flaminius) verdient machte. Auch Handwerksgesetze kommen jetzt schon vor. Bey der im Jahre 220 vorgenommenen Zählung der römischen Bürger fanden sich 270,213. Die Zahl aller waffenfähigen Mannschaft Roms und der Bundesgenossen giebt Polybius *) zu 566,800,

*) Ein als Geisel aus Megalopolis mitgenommener Grieche (205—123 v. Chr.) der in Rom mit den vorzüglich-

Fabius Pictor *) zu 800,000 an. Dies ist das Doppelte der stehenden Waffenmacht unserer größten heutigen Staaten.

17.

Der zweite punische Krieg.

(218 — 201.)

Während des letzten gallischen Krieges hatten die Römer die Karthager nicht aus den Augen verloren. Dies Volk hatte sich seit seiner Demüthigung zur Entschädigung für die verlornen Inseln in Spanien neue Hülfsquellen zu eröffnen gesucht, und dort seine Eroberungen beträchtlich erweitert. Die Seele dieser Eroberungen war der tapfere Hamilkar Barkas gewesen. Nach seinem Tode hatte sein Schwiegersohn Asdrubal sie fortgesetzt. Die Spanier, keine ganz ungebildete Nation mehr, wehrten sich tapfer, und diejenigen von ihnen, welche die feste Stadt

sten Männern in Freundschaft lebte, und die Geschichte seiner Zeit in griechischer Sprache niederschrieb.

*) Ein römischer Senator zur Zeit des zweiten punischen Krieges, der älteste römische Geschichtschreiber.

Sagunt *) bewohnten, baten sogar die Römer um Hülfe. Römische Gesandte gingen darauf unverzüglich nach Spanien, und drangen dem Asdrubal einen neuen Vertrag ab. Der Krieg sollte unvermeidlich seyn, wofern die Karthager sich weiter als bis an den Iberus (Ebro) ausdehnten, oder Sagunt, die Bundesgenossin der Römer, angriffen (227).

Asdrubal hatte noch Ursach, die alte Wunde zu schonen, allein als nach seinem Tode Hamilkars jetzt zum Manne gereifter Sohn Hannibal in seinen Posten trat, kam ein neuer Geist in die karthagische Kriegsmacht. Eingedenk seines Knabenschwurs schnaubte dieser afrikanische Feuerkopf Rache und Verderben dem römischen Namen, und sein längst insgeheim vollendeter Plan war ein schonungsloser Vernichtungskrieg mit jener Nebenbuhlerin Karthago's auf ihrem eigenen Boden. Zur Ausführung dieser ungeheuren Idee hatte ihm die Natur jede nöthige Eigenschaft verliehen. Er war der Abgott seines Heers; aus dem Feuer seiner Augen leuchtete die Kühnheit seines Geistes, die Würde seiner Züge verrieth die besonnene Klugheit, Gang und Stimme den angebornen Herrscheradel. Keine Gefahr konnte seine Geistesgegenwart erschüttern, keine Strapaze seinen Körper ermüden. Unempfind-

*) Eine alte Kolonie von der griechischen Insel Zakynthos, fast an der Stelle des heutigen Murviedro.

lich gegen Frost und Hitze, gleichgültig gegen körperliche Genüsse, ungebunden an bestimmte Zeiten des Schlafens und Wachens, begehrte er vor dem geringsten Soldaten nichts voraus, als die größere Arbeit. Oft schlief er unter seinen Wachen im Kriegsrocke auf bloßer Erde; nichts ausgezeichnetes war in seiner Kleidung; er war der Erste ins Treffen, und der letzte auf dem eroberten Schlachtfelde. Mit einem Blick, einem ermunternden Zuruf verscheuchte er allen Unmuth in seinen abgematteten Kriegern.

Nachdem er sich in Spanien und zu Hause von allen Seiten sicher gestellt hatte, überschritt er endlich kühn die angewiesene Gränze, und belagerte Sagunt. Römische Gesandte gehen nach Spanien; er läßt ihnen schon an der Gränze rathen, sich auf den Rückweg zu begeben, weil er nicht für die möglichen Folgen der karthagischen Erbitterung stehen könne. Die Gesandten verlangen darauf in Karthago selbst die Bestrafung und Zurückberufung des verwegenen Feldherrn. Beides wird standhaft verweigert. Unterdessen erobert Hannibal Sagunt. Nun rüsten die Römer zwey Heere aus, und die Consuln loosen, nach der Sitte, um die Anführerstellen. P. Cornelius Scipio soll das eine nach Spanien führen, T. Sempronius mit dem andern nach Sicilien, und von da bey Gelegenheit nach Afrika übersetzen. Im cisalpinischen Gal-

lien stand ohnehin noch der Prätor Manlius mit zwey römischen Legionen und 11,000 Mann Bundestruppen *).

Nach diesen Vorkehrungen sandte man noch einmal nach Karthago, um den Krieg zu erklären. Nach Anhörung einer weitläuftigen Rechtfertigung im Rathe dieser Stadt faßte der alte Fabius, das Haupt der Gesandtschaft, seine Toga in Form eines Beutels zusammen, und sagte mit stolzer Kürze: „Hierin habe ich Krieg und Frieden, wählt eins von beiden." — Sie antworteten: „Gib was du willst." — „So sey es Krieg," beschloß er, und so ging man auseinander.

18.

Hannibal in Italien.

(218 v. Chr.)

Der Held dieses merkwürdigsten aller Kriege bot alle Schätze der spanischen Bergwerke und des karthagischen Handels auf, um die möglich

*) Die Legionen, gewöhnlich von 4000 Fußsoldaten und 500 Reitern, bestanden, als der Kern der Heere, bloß aus römischen Bürgern. Daher werden die Bundesgenossen immer besonders gerechnet.

größte Anzahl Truppen aus beiden Welttheilen zusammenzubringen. Die in Spanien ausgehobenen sandte er nach Afrika, die Hauptstadt zu beschützen; die Afrikaner nahm er nach Spanien herüber. Eine erlesene Anzahl numidischer Reiter und eine Heerde Elephanten sollte die Römer zum zweiten Mal ängstigen.

Diese erwarteten eine feindliche Flotte in der See, und dachten auf eine Landung in Afrika; statt dessen überraschte sie die ganz unglaubliche Nachricht, Hannibal sey zu Lande über die unbetretbar geglaubten Alpen in Italien herniedergestiegen, und wolle sie in ihrem eigenen Lande angreifen. Das setzte alle in Bestürzung, und nöthigte zur Umänderung aller entworfenen Plane.

In der That war Hannibal mit 50,000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 37 Elephanten schon im Sommer 218 von Neu-Karthago (Karthagena) aufgebrochen, hatte sich mit Gewalt einen Weg durch die wilden Völkerschaften längs der spanischen Südküste bis zu den Pyrenäen gebahnt, seinen Unterfeldherrn Hanno zur Deckung dieser Defileen zurückgelassen, dann die Pyrenäen überstiegen, über den Rhodanus (*), die heutige Rhone, gesetzt, und die Alpen erstiegen: ein Zug, der ihn allein unsterblich machen würde, und mit denen die bewunderten Alpenfahrten unserer Tage gar nicht zu vergleichen sind. Denn man denke sich ein afrikanisches Heer, an glü-

hende Hitze gewöhnt, ein Gefolge von Elephanten, sonst nur in Ebenen brauchbar, Tausende von Pferden, die über Klippen und Eisschollen an der Hand geleitet werden mußten, und oft ausgleitend ihre Führer mit sich in den Abgrund rissen; ungebahnte Wege ohne Wagenspur und durch keine Karten den Reisenden vorgezeichnet, bewohnt von wilden Horden, mit denen man unaufhörlich fechten mußte, und die den Vortheil der Ortkenntniß und unzugänglicher Hinterhalte hatten; eine Jahrszeit endlich (es war im November), in welcher selbst jetzt, da diese Länder angebaut sind, kein Wanderer die Reise wagen würde. Nach neuntägigem Klettern über die starren Alpenzacken, wobey einige tausend Menschen und der größte Theil der Lastthiere theils vor Hunger und Kälte, theils in feindlichen Ueberfällen umgekommen waren, erreichte das muthige Heer den Gipfel des Berges Viso, auf welchem der Po entspringt, eine der höchsten Alpenspitzen. Hier mußte ein Weg, beinahe zwey Stunden lang, durch einen Fels gehauen werden. Dafür aber zeigten sich nun auch von den eisigen Wolkenhöhen herab in weiter Ferne die grünen Wälder und Wiesen des milden Italiens. Auf sie vertröstete der Feldherr seine bleichen, ausgehungerten und fast erstarrten Krieger, die er in diesen luftigen Schneegefilden zwey Tage ausruhen ließ. Endlich erreichte man die Thäler des heu-

tigen Piemont, nachdem man funfzehn Tage mit der Uebersteigung der Alpen und fünf Monate mit dem ganzen Marsche von Neu-Karthago aus, einen Weg von 230 deutschen Meilen, zugebracht hatte. Aber wie war das schöne Heer auf diesem entsetzlichen Zuge geschmolzen! Nur 26000 Mann fand Hannibal bey der Musterung noch übrig. Er eilte, sie durch gallische Hülfsvölker zu verstärken, deren Haß gegen die Römer ihm das Vorrücken über Turin und durch Oberitalien sehr erleichterte.

19.

Hannibals erste Siege.

(218 — 217.)

Auf die Nachricht von dem Einbruch des Feindes in Italien riefen die Römer ihre beiden Consuln, die sich nach Massilien und Sicilien eingeschifft hatten, sogleich zurück, und stellten sie dem Hannibal in Oberitalien entgegen. Scipio erreichte ihn zuerst am Flusse Ticinus (Tessino) unterhalb Turin. Die Gallier, die diese Gegend bewohnten, verhielten sich ruhig; sie wollten erst abwarten, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde. So wichtig war also die erste Schlacht.

Hannibal fühlte es, und befeuerte seine Krieger durch eine flammende Rede. Hierauf eilte er zum Angriff. Seine numidischen Reiter thaten Wunder auf den beiden Flügeln. Der Sieg war sein; Scipio ward schwer verwundet, und nur mit Mühe von seinem Sohne gerettet. Der Rest des geschlagenen Heeres zog sich über den Po nach Placentia zurück, und verschanzte sich am Flusse Trebia. Zweitausend Gallier tödteten gleich nach dem Treffen ihre römischen Anführer, und gingen zum Hannibal über.

Nicht lange nach diesem Vorfall landete der zweite Consul, Sempronius, bey Rimini, und vereinigte seine Macht mit der seines Kollegen an der Trebia. Das gesammte römische Heer bestand jetzt aus vier Legionen und 20,000 Bundesgenossen ohne die Reiterey. Scipio, der noch an seinen Wunden krank lag, und auch aus militärischen Gründen die Zögerung vorzog, war der Meinung, man müsse eine Schlacht so lange als möglich vermeiden, aber Sempronius, der eben die Unfähigkeit seines Collegen zu seinem eigenen Ruhme benutzen, und sich einen Triumph verdienen wollte, drang auf die Schlacht. Dies war Hannibals heißester Wunsch. Er verlockte den Consul durch scheinbare Unvorsichtigkeit noch mehr dazu. Erdreich und Wetter (es fiel ein unangenehmes Schneegestöber) war den Karthagern günstig. So war denn die Schlacht

an der Trebia entscheidend für ihr Glück. Das römische Heer ward fast vernichtet. Alle Völkerschaften des cisalpinischen Galliens gingen nun zum Hannibal über, der jetzt sichere Winterquartiere am Po bezog, und seine Soldaten hoch leben ließ von den wohlgefüllten Magazinen, die er den Römern vor ihren Augen weggenommen hatte.

Ganz Italien gerieth in Bewegung und Schrecken über die Thaten dieses furchtbaren Feindes. Man eilte, neue Heere auszuheben und die Länder der Bundesgenossen zu besetzen, damit sie nicht aus Furcht dem Beispiel der Gallier folgten. Man machte dem Volke durch klug verbreitete Erzählungen von günstigen Götterzeichen Muth, und sandte die beiden neuen Consuln, Cn. Servilius und C. Flaminius, im nächsten Frühjahr mit neuen Heeren dem furchtbar andringenden Punier *) entgegen.

Dieser trat bald nach dem Aufhören der Regenzeit seinen Marsch über die Apenninen nach Etrurien an, ein Zug, fast noch beschwerlicher als der über die Alpen, denn die Ueberschwemmungen des Arno hatten das ganze Land in eine Reihe von Morästen verwandelt. Drey Tage und drey Nächte mußten die Afrikaner ohne Rast

*) Pönier oder Punier nannte man die Karthager wegen ihrer phönicischen Abkunft. Daher auch punische Kriege.

bis an die Knie im Wasser waten; den Pferden gingen die Hufe ab, die Lastthiere blieben im Schlamme stecken, und Hannibal selbst verlor durch eine Entzündung ein Auge. Dennoch war er kaum auf dem Trocknen, als er schon durch Neckereien und verstellte Fluchten den Consul Flaminius zu einem Treffen reizte. Dieser, ein zweiter Sempronius, läßt sich von dem schlauen Gegner in eine ihm höchst ungünstige Gegend am thrasymenischen See (lago di Perugia) locken, greift ihn ohne Kenntniß des Bodens an, und wird ärger als seine beiden Vorgänger geschlagen. Funfzehntausend Römer fallen, sechstausend werden gefangen, und der verzweifelnde Consul stürzt sich selbst in den Tod.

Der verheerende Strom der Feinde wälzt sich nun immer drohender gegen Rom heran. Schon hat er die fruchtbaren Gegenden am adriatischen Meere überschwemmt. Noch viertausend Römer, die Servilius seinem unglücklichen Kollegen schicken wollen, werden aufgefangen und hart behandelt. Mit den römischen Bundesgenossen hingegen verfährt der kluge Sieger gütig, um sie sich zu befreunden. Um endlich den römischen Kriegern auch noch ihren letzten Vorzug zu nehmen, bewaffnet er seine Afrikaner auf römische Art. Man sieht, er war zum Herrscher geboren.

20.

Q. Fabius Maximus.

(217 v. Chr.)

Die Gefahr des Vaterlandes machte jetzt mehr als jemals Einheit und Festigkeit in den Maaßregeln nöthig; darum beschloß man zu Rom, jetzt statt der Consuln einen Dictator zu wählen. Und weil bisher die unbesonnene Hitze der Anführer die Quelle alles Unglücks gewesen war, so übertrug man die neue Würde einem alten Manne, der die Bedächtigkeit selbst war, dem Q. Fabius Maximus.

Hannibal war zu wenig mit Belagerungsmaschinen versehen, und auch an Mannschaft viel zu schwach, um an die Bezwingung einer so ungeheuren Stadt, wie Rom, denken zu können. Viel räthlicher schien ihm daher, sich erst der sämmtlichen Bundesgenossen zu versichern, und so den Körper seines Feindes in seinen äußern Gliedern zu entkräften. Darum zog er hinter der Hauptstadt weg, immer längs dem adriatischen Meere hin. Er stand bereits in Apulien, als das Heer des Dictators ihn traf. Fabius, wohl erwägend, wie viel jetzt auf dem Spiele stehe, vermied eine Schlacht gerade so sorgfältig, als Hannibal sie suchte. Er begnügte sich, den Feind überall im Auge zu behalten, und nahm

seine Stellung immer in unzugänglichen Gebirgen. Dies scheinbar unmännliche Verfahren war seinen eigenen Soldaten eben so unangenehm als dem Hannibal, und er mußte oft von ihnen die Spottrede hören, er führe sie vermuthlich darum in die Wolken, weil er verzweifle, sie auf der Erde durchzubringen. Allein er ließ sich weder von der Freunde Spott noch von des Feindes Kriegslisten irre machen. Hannibal zog nach Campanien, Fabius auch: Hannibal ging nach Apulien zurück, der lästige Aufseher blieb ihm immer zur Seite. Und beinahe hätte er ihn wirklich gefangen. Wegweiser führten den Hannibal irre; dieser sahe sich plötzlich in ein Thal eingeschlossen, und ringsum auf allen Bergen von Römern umzingelt. Er ließ die Wegweiser kreuzigen, und rettete sich durch eine List. In der nächsten Nacht nämlich ließ er einige hundert Ochsen mit brennenden Reisbündeln an den Hörnern auf die römischen Vorposten jagen. Diese, welche im ersten Schrecken schon das feindliche Heer mit Feuerbränden im Anmarsche glaubten, und überall Flammen sahen, wußten nicht, auf welcher Seite sie sich zuerst vertheidigen sollten, und in der allgemeinen Verwirrung hatte Hannibal Zeit, aus seinem Gefängnisse unbemerkt zu entschlüpfen. Erst am Morgen merkte Fabius, wie arg er betrogen war, und das Heer setzte seine Beobachtungsreisen immer unmuthiger fort.

Hannibal kam darauf bey Fabius eigenen Landgütern vorbey. Listig befahl er, sie allein mit Plündern zu verschonen. Seine Absicht gelang; die Römer muthmaßten auf ein geheimes Verständniß des Dictators mit dem Feinde, und gaben auf den Vorschlag eines Volkstribuns seinem Reitergenerale, dem kühnen M. Minutius Rufus, einen gleichen Theil am Commando. Fabius theilte sein Heer mit ihm, damit er für sich machen könnte, was er wollte. Minutius sah sich kaum frey von dem lästigen Zwange, als er sogleich die Höhen verließ, und — in einen Hinterhalt des Hannibal stürzte, aus welchem er vielleicht nicht einen Mann zurückgebracht hätte, wenn ihm nicht Fabius zu Hülfe gekommen wäre. Hannibal nämlich, der alles auskundschaftete, hatte von der Trennung gehört, und seine Maaßregeln darnach genommen. Da er aber den Fabius nachkommen sah, zog er sich doch zurück, und sagte: „Ich habe es immer gedacht, daß uns die Wolke auf den Bergen einmal ein Ungewitter bringen würde."

Erzählenswerth ist hierbey das rühmliche Betragen des Minutius nach seiner Errettung. Beschämt erkannte er die größere Klugheit des Fabius an, pflanzte die Feldzeichen vor dessen Zelt auf, nannte ihn Vater und Erretter, legte bescheiden sein Commando in die Hände des Dictators

tators nieder, und begehrte nicht wieder Feldherr zu seyn.

21.

Die Schlacht bey Cannä.

(216 v. Chr.)

Auch Fabius der Zauderer (Cunctator) legte nach dem Ablauf des Jahres seine Dictatorwürde nieder, und machte zwey neuen Consuln Platz. Man wählte diesmal ausdrücklich einen bedächtigen und einen kühnen, und beschloß, daß jeder das Commando einen Tag abwechselnd führen sollte. Von dieser Vereinigung versprach man sich große Vortheile, was auch der alte Fabius murrte.

Sie fanden den Feind bey Cannä in Apulien, am Flusse Aufidus gelagert. Hannibal hatte längst von den Charakteren seiner beiden neuen Gegner Nachricht eingezogen, und lachte heimlich, denn der stürmische Consul, L. Terentius Varro, war gerade ein Mann, wie er sich ihn wünschte. Der andere, L. Aemilius Paulus, folgte des Fabius Fußtapfen, aber das war weder dem Heere noch dem Collegen genehm. Dieser sah kaum den Feind, als er ihn auch schon

angreifen wollte. Hannibal hatte seine Stellung danach genommen, und als Terentius an seinem Tage gegen den Rath des Aemilius angriff, sah man die Schreckensscenen von Allia und am thrasymenischen See erneuert. Das große römische Heer ward dergestalt geschlagen, daß nur wenige entkamen, und der wackere Aemilius selbst auf dem Platze blieb.

Die erste Nachricht von dieser neuen entsetzlichen Niederlage schlug alle daheim gebliebenen Römer nieder. Die Weiber stürzten heulend und mit aufgelöseten Haaren auf den Markt, als sey ihr eignes Leben schon in Gefahr. Anders die Männer. Die beiden Prätoren versammelten sogleich den Senat. Hier oder nirgends mußte sich der Römersinn zeigen. Der alte Fabius war es vorzüglich, der die ersten besonnenen Rathschläge gab, und vor allem die Mittel angab, zunächst den Pöbel zu beruhigen. Auf sein Anstiften befahl der Senat, die Thore zu besetzen, verbot den Weibern das laute Klagen und das Herumlaufen auf den Straßen, und zog Erkundigung von der wahren Größe des Unglücks ein. Die Senatoren gingen hierauf in die Häuser herum, und beruhigten die Hausväter; der alte Fabius besonders durchschritt mit seiner gewöhnlichen Ruhe die Straßen, und ermuthigte die Bürger durch würdevolle Zusprache. Ein Beschluß des Senats gebot, es solle um kei-

nen bey Cannä Gebliebenen länger als dreißig Tage getrauert werden, damit die religiösen Festfeiern nicht darunter litten. Endlich, da doch die Unfähigkeit des Consuls Terentius die Hauptursach der Niederlage gewesen war, so beschloß man, diesen sogleich zurückzurufen, und an seine Stelle den als klugen Feldherrn schon bewährten Prätor M. Claudius Marcellus nach Canusium zu schicken, wohin sich jener mit 10,000 Entronnenen, dem Rest von 60,000! geflüchtet hatte. Noch mehr: als der unglückliche Feldherr, der zu Karthago gewiß gekreuzigt worden wäre, in gerechter Furcht vor der Schmach und den Vorwürfen seiner Mitbürger zurückkehrte, ging der ganze Senat ihm in Procession entgegen, und dankte ihm öffentlich dafür, daß er nicht an dem Heil des Staats verzweifelt sey. Ferner beschloß man, die bey Cannä gefangenen Römer sollten nicht losgekauft werden. Und als bald darauf Hannibal Friedensvorschläge that, ließ man seine Gesandten nicht einmal in die Stadt ein, sondern sagte ihnen draußen, man werde nicht eher vom Frieden sprechen, als bis der Feind Italien geräumt haben werde.

Diese heroische Festigkeit und Eintracht rettete den Staat, und machte selbst die fürchterlichen Verluste unschädlich, die man nun schon seit drey Jahren erlitten hatte. Fast ganz Unteritalien war nun für die Römer verloren, und

dies mächtige Volk war nach der Schlacht bey Cannä fast wieder auf ein so kleines Gebiet zurückgeführt, als es vor dem Samniterkriege besessen hatte. Aus Mangel an Bundesgenossen mußte man schon ein Sklavenaufgebot wagen. Man bewaffnete 8000 der stärksten, die sich freiwillig gemeldet hatten. Ja man fügte diesen noch 6000 Bürger bey, die wegen Schulden oder Verbrechen in den Gefängnissen gesessen hatten, und forderte die reichen Bürger auf, den Staat durch Geldvorschüsse in seiner Noth zu unterstützen. Da ferner eine Menge Senatoren bey Cannä umgekommen waren, so erwählte man einen Dictator, M. Fabius Buteo, auf sechs Monate, und trug ihm auf, den Senat zu ergänzen. Mit der größten Bescheidenheit übernahm der wackere Mann dies wichtige Geschäft; mit gleicher Unparteilichkeit wählte er die Tüchtigsten unter denen, die schon öffentliche Aemter bekleidet hatten, und mit edler Entsagung legte er auf der Stelle seine Würde nieder, sobald der Zweck derselben erfüllt war.

22.

M. Claudius Marcellus.

(215 — 208.)

So sehr indessen das Glück bisher Hannibals kluge Entwürfe und die Tapferkeit seiner Truppen begünstigt hatte, so war doch auch seine Lage in Unteritalien nicht die beste. Von seinen treuen Afrikanern hatte er auf den beschwerlichen Zügen und in den vielen Treffen und Scharmützeln den besten Theil schon eingebüßt; die neuhinzugekommenen waren Bundesgenossen, denen doch immer nicht ganz zu trauen war, und, was ihn am meisten schwächte, er hatte das Heer in so viel kleine Theile zertrennen müssen, als er einzelne eroberte Städte zu besetzen hatte. Daher blieb ihm nach der Einnahme von Tarent und Capua nichts übrig, als seinen bisherigen Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg zu verwandeln, und während dessen mit seiner Vaterstadt und einigen benachbarten Mächten Unterhandlungen zu versuchen.

Aber, sollte man es glauben? Karthago, welches den Hersteller seiner Ehre, den größten seiner Helden hätte vergöttern sollen, hörte die Nachrichten von seinen ewig denkwürdigen Siegen mit einer sehr gemischten Empfindung. Wir wissen schon, daß in einer Republik jeder ausge-

zeichnete Mann, zumal an der Spitze eines ihn liebenden Heeres, ein sichrer Gegenstand des Mißtrauens und der allgemeinen Eifersucht ist. So sah man auch in Hannibaln nicht sowohl den gegenwärtigen Ueberwinder der Feinde, als den künftigen Tyrannen seines eigenen Vaterlandes. Das Volk beschloß zwar, ihm Hülfe zu senden, allein diejenigen, denen das Geschäft aufgetragen ward, wendeten aus Neid so wenig Ernst an, daß die Anstalten sich jahrelang hinzogen, und der verlassene Feldherr sich aus eigenen Kräften Rath schaffen mußte.

Aber das war sehr schwer. Die Soldaten, die sich im Stich gelassen sahen, murrten, und liefen häufig davon; andere, denen es in ihren Winterquartieren, besonders in dem üppigen Capua, gar zu wohl ging, waren nachher im strengern Dienste sehr schwierig, und Hannibal wußte zuletzt kaum, durch welche neue Versprechungen er sie noch beruhigen sollte. Da plötzlich eröfneten sich zwey günstige Aussichten. Hieron, der alte treue Bundesgenosse der Römer, starb 215, und sein 15jähriger Enkel, Hieronymus, der nun König von Syrakus ward, oder vielmehr dessen Schwager und Minister Andranodorus, hatte Lust, die gegenwärtige Noth der Römer zu seiner eigenen Ausbreitung in Sicilien zu benutzen, und trug dem Hannibal ein Bündniß an. Dasselbe that auch um eben die Zeit der

junge, eroberungslustige König von Macedonien, Philipp III., ein Abkömmling Kassanders. Beide willkommene Anträge waren jedoch Ursach, daß die Karthager selbst nun gar nichts mehr für ihren Feldherrn thaten.

Und zum Unglück gewährten auch diese Bündnisse nicht die gehofften Vortheile. Hieronymus ward schon 214 von einer römisch gesinnten Partey in Syrakus ermordet, und dem Philipp machte theils ein nach Illyrien übergesetztes römisches Heer, theils ein Krieg mit den Aetoliern so viel zu schaffen, daß er an eine Unterstützung Hannibals nicht mehr denken konnte.

So fing denn bey geschwächter Kraft von beiden Seiten der Krieg in Unteritalien an ein ziemlich träges Ansehen zu gewinnen. Hauptschlachten wagte man nicht mehr, aber desto mehr kleinere Treffen fielen vor, in denen, besonders seit Marcellus die Römer anführte, das Glück nicht mehr so ausschließlich auf karthagischer Seite war. Selbst in ihrem Hauptsitz Capua wurden die Karthager 211 angegriffen. Den Belagerern eine Digression zu machen, marschirte Hannibal hierauf rasch nach Rom, und lagerte sich 3000 Schritte weit von der Stadt, am Flusse Anio. Die Bestürzung und das Geschrey der Weiber war jetzt wieder außerordentlich. Aber auch diesmal traf der Senat besonnene Vorkehrungen. Die Stadt wurde an allen Orten wohl verwahrt,

und außerhalb lagerte sich ein kleines schnell herbeigerufenes Heer. Zweimal wollte Hannibal angreifen, beide Male erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Nach langem Kampfe mit sich selbst brach er endlich auf, warf noch einen Blick auf die verhaßte Stadt, und führte dann sein kleines Heer nach Bruttium, dem Fuße Unteritaliens, zurück. Capua mußte sich nun an die Römer ergeben, die eine große Menge der vornehmsten Einwohner zuerst mit Ruthen peitschen und dann hinrichten ließen; ein warnendes Beispiel für alle Bundesgenossen, die länger den Feinden anhangen würden.

Italien war übrigens, um dies hier nachzuholen, nicht der einzige Schauplatz des zweiten punischen Krieges. Auch in Spanien fochten seit dem Anfange desselben römische Heere, besonders unter den beiden Brüdern P. und Cn. Cornelius Scipio, mit abwechselndem Glücke. Beide verloren 212 ihr Leben in Gefechten, und nun übernahm der noch nicht 24jährige Sohn des erstern, P. Corn. Scipio, das mißliche Commando. In diesem jungen Helden blühte dem römischen Staate ein Feldherr auf, würdig, einem Hannibal gegenüber gestellt zu werden. Bald werden wir mehr von ihm hören.

Nach dem seit Hieronymus Tode in die alte Anarchie zurückgefallenen und zuletzt von karthagischen Truppen eingenommenen Syrakus setzte

214 Marcellus über, und eroberte die Stadt nach einer zweijährigen Belagerung. So lange hatte die Tapferkeit der karthagischen Besatzung und das mechanische Genie des großen syrakusischen Mathematikers Archimedes (-) widerstanden. Der letztere soll bey dieser Gelegenheit nicht nur Wurfmaschinen von außerordentlicher Wirkung, sondern auch eine Art von Brennspiegeln erfunden haben, mit denen er die römische Flotte im Hafen von Syrakus entzünden konnte. Von ihm sind die berühmten Worte: „Gebt mir wo ich stehen kann, so hebe ich die Erde aus ihren Angeln." Als nach alter Sitte die eroberte Stadt den römischen Soldaten zur Plünderung überlassen ward, büßte dieser treffliche Mann, zum großen Schmerz des Marcellus selber, sein Leben ein. Der Sage nach fand ihn der beutesuchende Mörder in seinem Zimmer, Figuren in den Sand des Fußbodens zeichnend, und seine letzten Worte waren: „Zertritt mir meine Zirkel nicht!"

Bey dem Triumphe des Marcellus über das nun ganz eroberte Sicilien sah man eine Menge der herrlichsten griechischen Kunstwerke in Rom aufführen; eine Sitte, die nachher von allen folgenden Triumphatoren des Prunks wegen nachgeahmt worden ist, und durch welche Rom nebst den umliegenden Landhäusern so sehr mit Meisterstücken aller Art angefüllt wurde, daß es die

Vaterstadt der Künste zu seyn schien, die es doch nie gewesen ist.

In den nächsten Jahren ward der aus Sicilien zurückgekehrte Marcellus dazu gebraucht, theils als Consul, theils als Proconsul in Unteritalien gegen Hannibal zu fechten. So mißlich die Lage des letztern zu werden anfing, so waren doch auch die Römer nicht weniger bedrängt. Schon 212 ward ihnen die Ergänzung der überall aufgeriebenen Heere so schwer, daß man die Werbungen auf die gewaltsamste Weise betreiben mußte. Commissarien, vom Senat erwählt, durchzogen die Flecken und Städte Italiens, die noch in der Römer Gewalt waren, und schrieben alle nur irgend waffenfähige Personen auf, selbst wenn sie noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hatten. Die Geldauflagen, nöthig zur jährlichen Herstellung der Flotten, wurden allmälig so erhöht, daß sich in Rom selbst ein Aufstand gegen den Senat erhob (210), der nur dadurch gestillt wurde, daß sich auf den Vorschlag des patriotischen Consuls Lävinus die Reichsten und Vornehmsten entschlossen, freiwillig all ihr Gold und Silber in die Münze zu schicken, worauf auch unter den Geringern ein Wetteifer entstand, wer die Entbehrung am weitesten treiben könne.

Solchen unermüdeten Anstrengungen gelang denn auch von Zeit zu Zeit mancher glückliche

Erfolg. Hannibal, noch immer nicht von seinen uneinigen Landsleuten unterstützt, verlor einen Platz nach dem andern in Italien. Nach der Bezwingung Siciliens erhielt sogar Marcellus, sein furchtbarster Gegner, wieder das Commando in Campanien gegen ihn, und versetzte ihm manchen empfindlichen Schlag, bis er endlich in einen Hinterhalt fiel und getödtet wurde (208). Er war wie Fabius, der an einer Krankheit starb, fünfmal Consul gewesen. Hannibal betrachtete lange und mit Rührung den Leichnam, ließ ihn anständig verbrennen, und sandte die Asche den Römern zu.

23.

Die Schlacht bey Sena.

(207 v. Chr.)

Der Tod des Marcellus war unter den jetzigen Umständen ein empfindlicher Verlust. Nicht bloß lag Hannibal noch immer lauernd wie ein rachesinnender Löwe im Fuße Italiens, sondern es war auch in Karthago beschlossen, ihm seinen Bruder Asdrubal mit einem frischen Heere über die Alpen zur Hülfe zu senden. Deshalb wählten die Römer für das nächste Jahr (207)

zwey vorzüglich entschlossene Männer zu Consuln, den C. Claudius Nero und den M. Livius. Jener sollte den Hannibal bekämpfen, dieser dem Asdrubal entgegengehen. Mit großer Härte wurde die mit jedem Jahre schwierigere Aushebung der jungen Mannschaft zur Ergänzung der Heere vollzogen.

Die ersten guten Nachrichten liefen diesmal aus Unteritalien ein. Hannibals sehr geschwächte Schaaren, aus den verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengelesen, vermochten den frischen Truppen des tapfern Nero nicht zu widerstehen, sondern wurden mehrmals geschlagen, und aus Lucanien durch Apulien bis nach Metapontum gejagt. Hannibals Lage ward immer bedenklicher. Nur die Hofnung auf seines Bruders baldige Ankunft konnte seinen Muth noch aufrecht erhalten.

Der brave Asdrubal hatte wirklich schon mit einem Heere von 48,000 Mann, 8000 Pferden und 15 Elephanten den jungen Scipio in Spanien umgangen, und stieg glücklich auf demselben Wege, wo vor elf Jahren sein Bruder, über die Alpen in Italien hinab. Ihn begünstigte die Jahrszeit weit mehr als jenen; daher erwartete ihn Hannibal noch nicht so früh, und dies war ein Glück für die Römer. Asdrubals Briefe an Hannibal wurden aufgefangen. Aus ihnen sah man, daß sich beide Brüder in Umbrien hatten

vereinigen sollen. Jetzt wagte der Consul Nero einen entschlossenen Streich. Er verließ heimlich in der Nacht sein Lager bey Metapontum, aus dem er bisher den Hannibal bewacht hatte, und eilte mit dem besten Theil seines Heeres hinauf nach Umbrien, um vereinigt mit der Macht seines Collegen zuvor das Hülfsheer Asdrubals desto gewisser zu vernichten. Das Glück wollte, daß der so aufmerksame Hannibal nichts von der Entweichung seines Gegners gewahr ward, daß der Consul Livius sich der eigenmächtigen Dazwischenkunft seines kühnern Collegen nicht scheelsichtig widersetzte, und daß der, nun von zwey feindlichen Heeren in die Enge getriebene Asdrubal in der ihm unbekannten Gegend, von seinen Führern verlassen, keine Furth durch den Metaurus finden konnte, an dessen Ufer er ängstlich umherirrte, ohne einen sichern Posten gegen einen so überlegenen Feind zu entdecken. So mußte er denn gezwungen schlagen, in der Gegend des Städtchens Sena; ein Name, der für die Karthager das wurde, was Cannä für die Römer war. Fast das ganze Heer ward niedergehauen oder gefangen genommen, Asdrubal selbst, da er alles verloren sah, stürzte sich in den Tod; die Entronnenen verdankten ihr Leben einzig der Müdigkeit der römischen Soldaten. Nach sechs Tagen stand Nero wieder in seinem Lager bey Metapontum, das Hannibal nicht angrif-

fen hatte. Er ließ ihm den Kopf seines Bruders über seine Verschanzungen werfen. Das war die erste Nachricht, die Hannibal von dem Schicksal des so sehnlich erwarteten Hülfsheeres erhielt. „Wehe! seufzte er: nun sehe ich Karthago's Schicksal entschieden!"

Die Freude zu Rom über diese erste entscheidende Wendung des Kriegsglücks überstieg alle Schranken der Mäßigung. Nero's Name ward fast vergöttert; seine Boten wurden mit Liebkosungen auf den Gassen erdrückt; seine Berichte öffentlich abgelesen. Er selbst erhöhte sein Verdienst noch durch seine Bescheidenheit, denn er machte seinem Collegen, als in dessen Gebiet der Feind geschlagen worden, den Triumph nicht streitig, sondern verlangte demselben bloß mit einem Pferde beizuwohnen, zumal da sein Heer noch den Hannibal zu bewachen hatte. Dieser zog sich jetzt in die unterste Spitze von Bruttium (Abruzzo) zurück, um besserer Zeiten zu harren.

Zur Bekämpfung seines Bundesgenossen Philipp in Macedonien bedienten sich die Römer einer merkwürdigen, nachher oft nachgeahmten Politik. Sie boten nämlich allen den kleinen griechischen Freistaaten, die sich vor den despotischen Anmaßungen dieses gefährlichen Nachbars fürchteten, ihren Schutz an, und sandten ihnen einen Feldherrn, Sulpitius, mit einigen römischen Legionen hinüber. An sie schloß sich auch Atta-

lus, der schwache Besitzer des neuen, noch nicht sehr befestigten Königreichs Pergamus in Kleinasien an, der dafür das dankbare Versprechen erhielt, als römischer Bundesgenoß auf seinem Throne kräftig geschützt zu werden. So erwarben sich die Römer nicht nur in der gegenwärtigen Noth mit leichter Mühe einen sehr nützlichen Freund, sondern auch für die Folge eine bequeme Veranlassung, sich sogar in die Angelegenheiten des entfernten Asiens zu mischen.

Philipp, mit dem ätolischen Bunde vereinigt, führte den Krieg gegen den achäischen nicht unrühmlich, allein die römische Anführung gab seinen Gegnern eine Einheit, die er unter seinen Bundesgenossen nicht erzwingen konnte. Merkwürdig ist die Angabe des Polybius, der diesen Krieg als Achäer und Zeitgenoß beschreibt, daß sich Philipp während seines Aufenthalts in Thessalien, indeß die feindliche Flotte in Lemnos überwinterte, durch eine Reihe bestimmt verabredeter Feuerzeichen, die über die höchsten thessalischen Berge durch Euböa bis zu der kleinen Insel Peparethus hin fortliefen, von den Bewegungen des Feindes wie durch Telegraphen unterrichtet habe. Da indessen die Römer wegen ihrer überhäuften Beschäftigungen in Italien diesen griechischen Krieg nur mit geringem Nachdruck führen konnten, und auch die Griechen ihrerseits bald ermatteten, so war beiden Theilen mit einem

Frieden gedient, und dieser ward denn auch 205 wirklich geschlossen. Die Römer begnügten sich für diesmal mit einem kleinen Zuwachs an Land in Illyrien.

In dem durch Asdrubals Niederlage denkwürdigen Jahre 207 soll auch, nach des älteren Plinius *) Bericht, die erste römische Goldmünze geprägt worden seyn.

24.

P. Corn. Scipio, der Afrikaner.

(206—201.)

Die Nachrichten von Asdrubals traurigem Schicksal wirkten nirgends verderblicher für die Karthager, als in Spanien. Die Völker dieses ihres größten Hülfslandes, die bisher noch eine erzwungene Treue beobachtet hatten, warfen sich größtentheils dem glücklicheren Theile in die Arme; die beiden letzten karthagischen Feldherren, Magon, Hannibals zweiter Bruder, und ein anderer

*) Ein schätzbarer Excerptensammler aus dem ersten Jahrh. nach Chr. Er fand seinen Tod bey dem Ausbruch des Vesuv 79, der die Städte Herkulanum und Pompeji verschüttete.

rer Asdrubal, Giskons Sohn, mußten allmälig Spanien bis auf Gades und die balearischen Inseln räumen, und der junge Scipio konnte nun nach einer fünfjährigen Befehlshaberschaft nach Rom schreiben, daß der Krieg in Spanien beendigt sey (206).

Jetzt dürstete dieser außerordentliche Mann nach dem höheren Ruhme, den Krieg mit Karthago überhaupt zum Ende zu bringen, und dies konnte seiner Meinung nach nur in Afrika geschehen. Gelegenheit dazu bot die schwankende Treue des bisher karthagischen Bundesgenossen Syphax, Königs von Numidien, dar. Ein Abgesandter mit reichen Geschenken mußte zuförderst die Gesinnungen dieses Mannes erforschen. Man fand ihn geneigt, aber er wollte durchaus mit dem Feldherrn selbst unterhandeln. Zu diesem Ende wagte Scipio wirklich mit zwey Galeeren die bedenkliche Fahrt von Karthagena nach der afrikanischen Küste. Wie staunte er, den Asdrubal Giskon in gleicher Absicht bey dem Syphax zu finden. Syphax wollte die Gelegenheit benutzen, beide friedlich auszugleichen, allein der Römer lehnte jede Vermittelung ab, als welche nur vor den Senat zu Rom gebracht werden dürfe. Doch zeigte er in seinem Betragen gegen den karthagischen Feldherrn so wenig persönliche Feindschaft, daß dieser vielmehr in Bewunderung seiner liebenswürdigen Eigenschaften

verloren, eben aus der unwiderstehlichen Vortrefflichkeit seines Charakters das künftige Glück der Römer heimlich vorhersagte.

Es war noch übrig, nach dem Abzug der Karthager aus Spanien diejenigen spanischen Städte zu strafen, die es mit jenen gehalten hatten. Unter diesen hatten sich die Bewohner von Astapa, durch die hartnäckigste Feindschaft gegen die Römer eine vorzüglich schwere Verantwortung aufgeladen. Ihrer Schuld sich bewußt, und keine Verzeihung hoffend, fielen sie in der Verzweiflung auf ein schreckliches Mittel, der Plünderung und Aufbrennung ihrer Stadt durch Feindes Hand zuvorzukommen. Sie luden alle ihre Kostbarkeiten auf einen ungeheuren Scheiterhaufen mitten in der Stadt, setzten ihre Weiber und Kinder drauf, stellten Wächter mit brennenden Fackeln daneben, und gingen selbst bewaffnet den Römern entgegen. So fielen die Männer fechtend, und nicht ungerächt, indeß die Flamme das Uebrige verzehrte.

Auch unter den römischen Truppen selbst entstand wegen ausgebliebenen Soldes ein Aufruhr, den Scipio mit bewundernswürdiger Klugheit stillte. Und nun ging er nach Rom, mit 14,342 Pfunden Silberbarren und vielem gemünzten Gelde beladen, das er als Beute in den Staatsschatz niederlegte. Der Tag seiner Ankunft war ein Freudenfest für die Römer; sie

drängten sich auf der Gasse, um ihn nur zu sehen, und er war der Mann, dessen Gegenwart den Ruf nicht widerlegte. Dennoch konnte vom Triumphe nicht die Rede seyn, da er noch nicht die Stufenfolge von öffentlichen Aemtern zurückgelegt hatte, ohne welche diese Ehre nicht gesetzlich bewilligt werden konnte. Dafür aber erwählte man ihn einmüthig zum Consul für das folgende Jahr, und bewilligte ihm, seinen Wünschen nachgebend, Sicilien zum Amtsgebiet, nebst der Freiheit, sich die besten Truppen der Republik auszulesen, und, sobald es ihm gut schiene, nach Afrika überzusetzen. Sein College P. Licinius Crassus erhielt zu gleicher Zeit den Auftrag, den Hannibal in Italien zu beschäftigen.

Das also war die schöne Frucht der römischen Standhaftigkeit, daß man nach so augenscheinlichen Gefahren, da schon das Gebäude des Staats seinem Einsturz nahe gewesen war, es doch wieder dahin gebracht hatte, daß der fürchterliche Feind, der schon vor den Thoren Roms gestanden, jetzt den äußersten Winkel Italiens hüten mußte; daß der größte Theil dieses Landes bereits wieder beruhigt, und das ganze Spanien dazu erobert war, und daß man nun schon darauf denken konnte, den Krieg in Feindes Land zu versetzen. So belohnt sich Unverzagtheit, Ausdauer und Besonnenheit in der Gefahr. Dieser schönste Zeitraum römischer Geschichte zeichnet sich

auch durch eine Menge anderer Kraftäußerungen aus. Zwölf lateinische Bundesstädte, die sich zur Zeit der allgemeinen Aufgebote von den Mannschaftlieferungen losgesagt hatten, wurden jetzt des Beispiels halber mit furchtbarer Härte verurtheilt, mehr Soldaten auf einmal zu stellen, als irgend ein anderer Kreis von gleicher Größe während des ganzen Krieges nach und nach geliefert hatte. Der Senator M. Valerius Lävinus trug öffentlich darauf an, daß der jetzt sich erholende Staat sogleich Anstalten treffen solle, den Bürgern die Vorschüsse zurückzuzahlen, die sie demselben unter seinem Consulat und auf sein Anstiften geleistet hätten; und alle fielen dem Vorschlag bey. Durch solche Handlungen öffentlicher Aufmerksamkeit und Gerechtigkeit befestigt ein Staat eben so sehr sein Ansehen von außen, als das Zutrauen der Bürger von innen, und eine Regierung voller Nachdruck ist nicht bloß geachtet, sondern auch geliebt.

Nach den weisesten Veranstaltungen in Sicilien schiffte endlich (204) Scipio seine von ihm begeisterten Krieger in dem Hafen von Lilybäum ein, und vollendete glücklich, unter Begünstigung eines starken Nebels, in drey Tagen die Ueberfahrt nach Afrika. Die Landung geschah am schönen Vorgebirge (cap blanc). Das Schrekken der Karthager war unbeschreiblich. Die ersten Reiterposten, die man entgegenschickte, wur-

den geschlagen, das platte Land verheert, und in einer offenen Stadt, die die Römer eroberten, 8000 Einwohner zu Sklaven gemacht. Dann ging der Marsch zunächst auf Utika. Auf diesem Wege gesellte sich der junge, vom Syphax vertriebene Masinissa, Dey eines Numidierstammes, mit einer Schaar von 200 Reitern zum Scipio. Dies war schon um deswillen ein guter Erwerb, weil man von ihm am besten die Art der Numidier, Krieg zu führen, kennen lernen konnte. Denn Syphax war den Römern wieder untreu geworden, und führte den Karthagern seine ganze Kriegsmacht zu. Dadurch unterstützt konnte Asdrubal, Giskons Sohn, den Römern ein beträchtliches Heer entgegen stellen, und sie zwingen, für dies Jahr die Belagerung von Utika aufzuheben, und sich in sichere Winterquartiere auf einer Erdzunge an der See einzuschließen.

Auch auf Hannibals Unterstützung war man jetzt in Karthago eifrig bedacht. Sein Bruder Magon sollte mit einem frischen Heer das gescheiterte Unternehmen Asdrubals noch einmal versuchen. Diesmal geschah der Einbruch in Italien durch eine Landung im Hafen von Genua. Nun kam es darauf an, ob Scipio die Karthager in Afrika, oder Hannibal und Magon die Römer in Italien zuerst aufreiben würden.

Nachdem die für das nächste Jahr (203) erwählten Consuln Cäpio und Geminus wie

gewöhnlich um die Provinzen gelooset hatten, ging der eine nach Ober-, der andere nach Unteritalien ab. Dem Scipio aber ward unter dem Titel eines Proconsuls die Befehlshaberschaft in Afrika auf unbestimmte Zeit verlängert. Die ganze in diesem Jahre beschäftigte Kriegsmacht der Römer bestand in 20 Legionen und 160 großen Schiffen.

Die gespannteste Erwartung war jetzt in Rom auf Scipio, den Liebling der Nation, gerichtet. Und in der That liefen von Monat zu Monat immer herrlichere Nachrichten von ihm ein. Zuerst war es ihm geglückt, in einem nächtlichen Ueberfall das ganze Lager der Feinde zu verbrennen, und gegen 40,000 Mann niederzuhauen. Hierauf hatte er den Asdrubal und Syphax in einer förmlichen Schlacht gänzlich besiegt. Dann waren alle Bundesstädte von Karthago, das starke Utika ausgenommen, in seine Hände gefallen. Und endlich erschien sein Freund und Unterfeldherr Lälius in Rom, den Syphax und die vornehmsten Numidier als Gefangene vorführend; es erschienen Gesandte vom Masinissa, die um Bestätigung der ihrem Herrn vom Scipio übertragenen Königswürde baten; es erschienen endlich Bevollmächtigte aus Karthago selbst, bittend um Frieden, und vom Scipio an den Senat verwiesen.

Soviel Glück auf einmal berauschte den ita-

lläniſchen Feuergeiſt faſt bis zum Wahnſinn. Man ſah Männer und Weiber ſinnlos ſchreiend in den Straßen von Rom hin und wieder laufen, und der Stadtprätor befahl ſogleich alle Tempel zu öffnen, damit jedermann hinein ſtürzen, und ſein heißes Bedürfniß, die Füße der Götterbilder zu umarmen und dankend vor den Altären zu knien, ungehindert befriedigen könnte. Der Senat aber nahm in dieſen feierlichen Tagen alle die Würde zuſammen, die die beſiegten Nationen von den Schiedsrichtern der Erde erwarten durften. Er ſprach durchaus nur im Tone des leidenſchaftloſen, unintereſſirten Lenkers, Richters und Wohlthäters der Völker. Syphax erhielt väterliche Verweiſe und ward nach Alba in Verwahrung gebracht; Maſiniſſa ward als ein treuer, beſonnener Mann, der das Rechte erwählt habe, gelobt, und mit römiſchen Ehrenkleidern und Pferden beſchenkt. Seine Geſandten wurden auf Koſten des Staats beherbergt und bewirthet, und bey ihrer Abreiſe gleichfalls beſchenkt. Ihrem Herrn ließ man ſagen, Scipio habe in allem, was er Gutes über ihn verfügt, lediglich den Willen des Senats und des römiſchen Volks vollzogen. Die karthagiſchen Botſchafter wurden gar nicht in die Stadt gelaſſen, ſondern draußen in dem Tempel der Bellona mit einer kurzen, kalten Antwort abgefertigt. In der That hatte ihre Sendung, und der unter-

dessen geschlossene Waffenstillstand nur den Zweck, so lange Zeit zu gewinnen, bis Hannibal und Magon, die man bereits heimlich zurückgerufen, in Afrika gelandet seyn würden.

Magon war noch nicht weiter, als bis ins Mailändische vorgedrungen, als er auf ein römisches Heer stieß, angegriffen, nach der tapfersten Gegenwehr geschlagen, und schwer verwundet nach Genua gebracht ward. Hier schiffte er, dem Befehl gemäß, sein Heer wieder ein, starb aber bald darauf, noch in den sardinischen Gewässern, an seiner Wunde. Hannibal kam unangefochten aus dem Lande, aus dem ihm 16 Jahre lang der wüthendste Haß und die furchtbarste Macht seiner Feinde nicht zu vertreiben vermocht hatten, und eben so ungehindert setzte er in seinem Vaterlande, bey Leptis, den schwachen Rest seines einst so siegreichen Heeres ans Land. Einige alte Senatoren, der Bitten und Gelübde eingedenk, die das Volk zu Rom vor 16 Jahren für die Befreiung des Vaterlandes von diesem gefährlichen Feinde gethan hatte, riethen jetzt, voll religiösen Sinnes, den Göttern für diese nun wirklich erfolgte Befreiung öffentliche Opfer darzubringen, und so ward deshalb ein fünftägiges Dankfest im ganzen römischen Reiche verordnet. Wie schön erscheint hier wieder die Religion als Dämpferin eines sonst unbezähmbaren Nationalstolzes!

Sehr merkwürdig ist auch noch bey dieser Gelegenheit das Verfahren des Senats gegen einen seinen Amtsbezirk überschreitenden Consul. Cn. Servilius, der eben damals in Unteritalien stand, bildete sich ein, Hannibal sey aus Furcht vor ihm nach Afrika entwichen, und wollte seinen vermeinten Sieg dadurch vollenden, daß er den Fliehenden über das Meer verfolgte. Hier berührte er aber offenbar das Gebiet des Scipio. Sogleich mußte ihm der Prätor schreiben, die Meinung des Senats sey, daß er nach Rom zurückkehre. Da er darauf nicht achtete, so erwählte man geschwind einen Dictator, P. Sulpitius, der ihm nun kraft seiner höhern Gewalt befahl, nach Hause zu kommen, und dann sein gesetzliches Halbjahr dazu verwandte, mit seinem Reiterhauptmann (magister equitum) die Städte Unteritaliens zu durchziehen, um in denselben die Ordnung wieder herzustellen.

Für das folgende Jahr wurden M. Servilius und T. Claudius zu Consuln erwählt. Beide wünschten sich gleich lebhaft das ruhmvolle Commando in Afrika, allein mit Recht schien es dem Senat eben so unklug als ungerecht, den Scipio mitten in einer Laufbahn abzurufen, die er so glänzend eröffnet hatte. Um ganz unparteiisch zu verfahren, wurde die Sache an das Volk gebracht. Das Volk verlängerte dem Scipio sein Commando; da es jedoch ganz gegen al-

les Herkommen war, den beiden ersten Männern im Staate Nebenrollen zu geben, während ein geringerer Beamter mehrere Jahre hinter einander die Hauptrolle spielte, so beschloß man, einen der Consuln wenigstens mit gleicher Gewalt dem Scipio nachzuschicken. Das Loos traf den T. Claudius. Dieser ging auch wirklich mit 50 Galeeren in See, allein eigener Mißmuth und ein Sturm hielten ihn in Sardinien so lange auf, daß sein Consulatjahr verfloß, ehe er Afrika zu sehen bekam.

Dadurch war nichts verloren. Scipio war Manns genug gegen Hannibal und ganz Karthago. Hannibal war von Leptis über Adrumetum nach Zama gegangen, und hier, 5 Tagereisen von Karthago, traf er auf das römische Heer. Die feindlichen Vorposten fingen drey seiner Kundschafter auf, und brachten sie ins Hauptquartier. Scipio, weit entfernt, sie zu bestrafen, ließ sie durch sein ganzes Lager führen, und schickte sie so von allem unterrichtet, dem Hannibal zurück. Er wagte nichts bey dieser Aufrichtigkeit, denn außer seinem eigenen sehr zahlreichen Heere hatte ihm so eben Masiniſſa 10,000 Numidier zugeführt, die allein schon dem Feinde Schrecken einjagen konnten. Auch fühlte Hannibal die Ueberlegenheit seines Gegners sehr wohl, daher versuchte selbst er, bey aller persönlichen Erbitterung, der Schlacht durch einen

friedlichen Vergleich auszuweichen. Er bat den Scipio um eine Unterredung. Die Heere rückten zusammen, und die beiden größten Feldherren ihrer Zeit gingen einander entgegen, um die wichtigste Angelegenheit ihrer Nationen zu besprechen. Hannibal that Friedensvorschläge. Er entsagte im Namen seines Volks allen außerafrikanischen Besitzungen. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung. Mit bitterm Kummer kehrte Hannibal zu seinen Truppen zurück, und forderte sie durch eine Rede, zu der Verzweiflung ihm die Worte lieh, zur letzten Anstrengung aller Kräfte auf. Auch Scipio stellte den seinigen die Wichtigkeit des Augenblicks mit lebhafter Beredsamkeit vor. So geschah die entscheidende Schlacht bey Zama. Polybius, Scipio's Hausfreund, hat den Kundigen die Schlachtordnungen und die Evolutionen beider Feldherren umständlich aufbehalten. Er giebt dem Hannibal das ehrenvolle Zeugniß, daß er an dem verhängnißvollen Tage alles gethan, was von seinem großen Genie zu erwarten gewesen, und läßt uns schließen, daß nur die geringere Zahl und der schlechtere Gehalt seiner Truppen, welche Mängel er durch eine Heerde von Elephanten vergeblich zu ersetzen gesucht hatte, an seiner Niederlage Schuld gewesen sey. Denn geschlagen ward er so völlig, daß er nur einen kleinen Theil seines Heeres nach Adrumetum rettete.

Von dort rief man ihn nach der Hauptstadt, die er in 36 Jahren nicht gesehen hatte. Auf seine eigenen dringenden Vorstellungen beschlossen seine Landsleute jetzt, im ganzen Ernste unter jeder Bedingung den Frieden zu suchen. Die Gesandten trafen den Scipio in Tunis, mit ernstlichen Zurüstungen zur Einschließung Karthago's beschäftigt. Er schickte sie nach Rom, und gelobte Waffenstillstand bis zu ihrer Rückkehr.

Sie kamen eben zur Consulwahl in Rom an (201). Die Gewählten waren Cn. Cornelius Lentulus und P. Aelius Pätus. Dem Scipio ward sein Commando abermals verlängert. Aber wiederum trat hier der Fall ein, daß der Consul Lentulus schlechterdings Afrika zu seiner Provinz verlangte. Umsonst stellte man dem Ehrgeizigen die Ungerechtigkeit vor, dem Scipio so nahe am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn die Krone aller seiner Thaten zu entreißen. Endlich gab der Senat die weise Entscheidung: dauerte der Krieg fort, so solle der Consul zwar nach Afrika gehen, aber nur zur See handeln; vereinigte man sich über den Frieden, so solle das Volk entscheiden, ob der Consul oder Scipio denselben abschließen solle; entschiede das Volk für Scipio, so solle der Consul gar nicht nach Afrika gehen.

Die nächste Frage im Senat war also, ob man Frieden schließen wolle. Alle Stimmen fie-

len bejahend aus, nur, aus begreiflichen Gründen, die des Lentulus nicht. Der Widerspruch eines Consuls machte keine geringen Schwierigkeiten. Die Sache mußte vor das Volk gebracht werden. Die Comitien wurden zusammen berufen. Das Volk stellte sich nach den Centurien. Die Volkstribunen trugen die Streitfrage laut vor, und sammelten hierauf die Stimmen. Die Mehrheit entschied: es solle Friede seyn, und Scipio solle ihn schließen.

Man hatte den karthagischen Gesandten wie gewöhnlich das erste Gehör außerhalb der Stadt, im Tempel der Bellona, gegeben. Jetzt, da sich die Aussichten so günstig zeigten, baten sie, in die Stadt gelassen zu werden, und ihre gefangenen Verwandten in den Staatsgefängnissen besuchen zu dürfen. Augenblicklich nahm man gegen die Tiefgebeugten jene stolze Siegergroßmuth an, die im Grunde nur eine Fortsetzung des Sieges ist, und bewilligte nicht nur die Bitte, sondern da sie auch eine Anzahl der Vornehmsten loszukaufen wünschten, so sandte man die von ihnen Bezeichneten durch eigene Commissarien an den Scipio, mit der Anweisung, dieselben nach Abschluß des Friedens ohne Lösegeld frey zu lassen.

Gleich darauf kehrten auch die Gesandten nach Afrika zurück, um im Lager des Scipio die Unterhandlungen fortzusetzen. Die Bedingungen,

unter denen ihnen hier der Friede bewilligt ward, waren diese: 1. Karthago behält nichts, als seine Besitzungen in Afrika. 2. Es liefert alle seine Elephanten und alle Kriegsschiffe bis auf 10 Triremen aus. 3. Es bezahlt innerhalb 50 Jahren 10,000 Talente Kriegskosten an Rom, jährlich 200 Talente (250,000 Thlr.). 4. Es fängt keinen Krieg ohne Roms Einwilligung an. 5. Es giebt an Masinissa alles zurück, was seine Vorfahren an liegenden Gründen jemals besessen haben. 6. Es liefert alle eroberte römische Schiffe mit ihren Ladungen, alle römische Gefangene und Ueberläufer umsonst aus. 7. Es stellt hundert angesehene Geiseln für die Vollziehung sämmtlicher Puncte. — Durch diesen Vertrag war den Römern die Herrschaft des Meeres gesichert, die Macht Karthago's völlig gebrochen, den Karthagern ein förmlicher Tribut aufgelegt, und den Römern eine tausendfache Gelegenheit gegeben, so oft sie nur wollten, einen neuen Krieg anzufangen. Daß die Bedingungen nicht noch weit härter ausfielen, daran war die Eil Schuld, mit welcher Scipio den Vergleich abschließen mußte, wenn er sich den Ruhm retten wollte, diesen Krieg allein beendigt zu haben.

Die Vollziehung des Friedens ward sogleich mit der Auslieferung der Flotte und der römischen Ueberläufer und Gefangenen eröffnet. Fünfhundert schöne karthagische Kriegsschiffe wurden

im offnen Meere, Angesichts der Römer und Karthager verbrannt. Alle lateinische Ueberläufer wurden enthauptet, und die wenigen, welche gar römische Bürger waren, ans Kreuz genagelt. Zuletzt schenkte Scipio in einer feierlichen Versammlung seines Heeres dem Masinissa im Namen des römischen Volks zu seinem numidischen Gebiete das Reich des Syphax, zu einem leuchtenden Beispiel, wie großmüthig die Römer ihre Freunde zu belohnen wüßten. Und hierauf kehrte er mit dem Heere nach Italien zurück, wo er durch eine unendliche Straße von Menschen, die ihn nur zu sehen weither gekommen waren, unter unaufhörlichem Jubel bis nach Rom zog. Hier hielt er einen Triumph, desgleichen man bisher an Pracht noch nicht gesehen hatte. Vor seinem Wagen ging der gefangene Syphax mit den vornehmsten Numidiern her. Von der reichen Beute, welche zur Schau mit aufgeführt wurde, erhielt jeder Soldat ein kleines Geschenk; nachher wurde eine Anzahl herrenloser Ländereien unter sie vertheilt; eine große Summe aber ward in den Staatsschatz gelegt. Als eine ehrenvolle Auszeichnung erhielt Scipio den Beinamen Afrikanus. Syphax starb bald darauf im Gefängnisse.

25.

Die Römer in Griechenland.

(200 — 194.)

Seitdem sich die Römer die Rolle der Schiedsrichter über die Völker angemaßt, und alle schwächere unter dem täuschenden Namen von Bundsgenossen gegen die stärkern in Schutz genommen hatten, konnte es an Stoff zu immer neuen Kriegen niemals fehlen. Denn jetzt konnte sich kein Streit in irgend einem Theile der ihnen bekannten Erde erheben, in den sie nicht als Beschützer und Verbündete sich zu mischen einen Vorwand gehabt hätten. So beschäftigte sie gleich nach Endigung des zweiten punischen Krieges ein neuer Handel in Griechenland. Philipp von Macedonien, eben der, mit dem sie schon einmal um Hannibals willen einen kurzen Krieg geführt hatten, war nicht Willens, sich von einem ausländischen Volke Gesetze vorschreiben zu lassen, sondern trachtete darnach, sich selbst zum Range seiner frühern Vorfahren zu erheben. Zu dem Ende hatte er sich nicht nur in dem Besitz einiger der vorzüglichsten Städte Griechenlands, z. B. Korinth, Argos, Chalcis in Euböa ꝛc. gesetzt, sondern auch die Achäer und den mächtigen König von Syrien, Antiochus, durch Bündnisse an sich gezogen, und jetzt eben

ging

ging er damit um, sich Athen zu unterwerfen, ja in Verbindung mit Antiochus die Aegypter während der Minderjährigkeit ihres Königs Ptolemäus Epiphanes (·) ihrer auswärtigen Handelsplätze zu berauben.

Die bedrängten Völker nahmen ihre Zuflucht zu ihren mächtigen Beschützern. Der Hof von Alexandria bot sogar den Römern die Vormundschaft über den 5jährigen Prinzen an, versichernd, daß der Vater desselben, Ptolemäus Philopator, es auf seinem Sterbebette so gewünscht habe. Der Senat zu Rom übernahm dies Amt eben so huldreich, als er die Klagen der Athener, der Rhodier und des Königs Attalus von Pergamus anhörte, und ließ den beiden Königen durch Gesandte ihr Betragen gegen die Bundesgenossen Roms alles Ernstes verweisen. Da aber keiner von beiden sich daran kehrte, so ward augenblicklich zur Rettung der römischen Ehre der Krieg, und zwar zuförderst gegen Philipp, beschlossen.

Jetzt ereignete sich ein merkwürdiger Umstand. Als der Consul Sulpitius dem versammelten Volke auf dem Marsfelde den Beschluß des Senats zur Bestätigung vortrug, weigerten sich beinahe alle Centurien einmüthig, demselben beizutreten. Sie hätten sich lange genug, sagten sie, in fremden Ländern herumführen, und alle Beschwerden des Krieges über sich ergehen lassen;

ja der Volkstribun Bebius beschuldigte die Senatoren geradezu, sie verwickelten den Staat geflissentlich in neue Kriege, um das Volk in einer fortdauernden Unterdrückung zu erhalten. Auf einer zweiten Versammlung gelang es jedoch dem Consul, dem Volke einzureden, daß, wenn man nicht dem Feinde ins Land falle, man ihn, wie den Hannibal, in Italien haben werde. Diese Vorstellung wirkte augenblicklich was sie sollte.

Und so wurden denn die Aushebungen und die Rüstungen rasch begonnen. Die neuen Bundesgenossen wurden dabey schon wesentlich mit in Anspruch genommen. König Attalus, der allzeit fertige Diener des römischen Senats, führte persönlich eine Flotte nach Griechenland; eine andere Flotte lieferten die Rhodier; Masinissa schickte numidische Reiter und Proviant, und selbst Karthago mußte beträchtliche Kornvorräthe zur Stelle schaffen. Hierauf wurden die gewöhnlichen Opferfeste angestellt, um sich die Götter geneigt zu machen, und nun schiffte sich der oben erwähnte Consul Sulpitius in Brundusium ein. In zwey Tagen stand er auf macedonischem Boden. Von Dyrrhachium aus sandte er einen Theil der Flotte nach der attischen Küste, um die macedonischen Schiffe von derselben zu vertreiben, aber Philipp ließ sich dadurch nicht schrecken, sondern griff Athen zu Lande an, verwüstete die Gegend umher mit barbarischer Wuth,

so daß er selbst alle die prächtigen Tempel mit ihren unzähligen Götterstatuen zertrümmerte, mit denen auch das platte Land von Attika wie bedeckt war, und zog sich dann nach Böotien zurück.

Um diese Zeit hielten die ätolischen Städte ihren Bundestag. Dazu schickte diesmal auch der Consul Sulpitius Gesandte, die wetteifernd mit den macedonischen um die Freundschaft der Aetolier buhlten. Die Aetolier schwankten. Da lief eine Nachricht von dem ersten Siege der Römer ein, und nun entschieden sie sich augenblicklich für die Stärkeren. Auch die Athener wagten es jetzt, ihrem Zorne gegen den Verwüster ihres Landes und ihrer herrlichen Kunstschätze Luft zu machen, da sich Attalus mit seiner und einer römischen Flotte dem Piräus näherte. Ausschweifend im Hasse wie in der Liebe, gab dies leidenschaftliche Volk ein Dekret, in welchem jedes Andenken an einen macedonischen Namen zu vernichten befohlen ward. Kein Priester sollte je einen Segen über Athen und dessen Freunde aussprechen, ohne einen Fluch über Philipp und sein ganzes Haus hinzuzufügen. Alles was nur irgend ein erfinderischer Kopf zum Schimpf der Macedonier ersinnen würde, solle auf der Stelle vom Volke genehmigt seyn, und jedes zu ihren Gunsten ausgesprochene Wort von dem ersten, der es höre, ungescheut mit dem Tode bestraft werden dürfen. Dagegen gingen sie dem hülfe-

bringenden Attalus in langer Procession, mit Priestern und Magistratspersonen, Weibern und Kindern entgegen, opferten ihm auf Altären, und errichteten ihm zu Ehren eine elfte Tribus, unter dem Namen der attalischen.

Es vergingen indessen doch zwey Jahre, ohne daß man den wohlgerüsteten Philipp aus seinen Vormauern, dem gebirgigten Epirus und Thessalien, vertreiben konnte. Erst 198, als der noch nicht 30jährige Consul T. Quintius Flamininus die Anführung des Heeres übernahm, gewannen die Sachen eine raschere Wendung. Flamininus war ein feiner, gewandter Kopf, der die listigsten Ränke der Staatskunst äußerst geschickt in das Gewand der Milde und Friedensliebe zu hüllen verstand, und ohne die innere Güte Scipio's zu besitzen, doch durch den Schein derselben ungefähr dieselben Wirkungen hervorbrachte. Er schlug ein Heer Philipps in Epirus, und drang hierauf bis in Phocis vor, während sein Bruder mit der Flotte Korinth belagern mußte. Seine Gesandten arbeiteten unterdessen auf einem Bundestage in Sicyon an der Gewinnung der Achäer. Nur sehr mühsam entschlossen sich zuletzt, durch die Noth gezwungen, diese wackern Städte, die Oberherrschaft eines Griechen mit einer fremden zu vertauschen.

Die Freunde des Flamininus in Rom brachten es dahin, daß ungeachtet der neuen Consuln-

wahl für das folgende Jahr (197) jenem das Commando in Macedonien gelassen ward. Und in der That war der nunmehrige Proconsul ganz der Mann für die Geschäfte, die es dort zu betreiben gab. Er durchreisete im Frühlinge ganz Griechenland, schloß zu Argos ein Bündniß mit Sparta, das jetzt einem Tyrannen, Namens Nabis, gehorchte, und in Theben mit der böotischen Republik. Nächstdem suchte er den Philipp in Thessalien auf, um den Krieg wo möglich durch eine Schlacht zu enden. Er traf ihn bey Skotussa, in einer mit vielen Hügeln bedeckten Gegend, die man die Hundsköpfe (Kynoskephalä) nannte. Nach den gewöhnlichen Anreden an die Truppen, in denen hier Flamininus an den Ruhm der römischen, dort Philipp an die Thaten der macedonischen Vorfahren erinnert hatte, begann die Schlacht, in der sich auch die Römer der Elephanten bedienten. Philipp ward völlig geschlagen, und floh mit den Entronnenen nach Tempe. Von hier aus ersuchte er den Sieger um einen Waffenstillstand und eine Unterredung. Flamininus versammelte die Abgeordneten sämmtlicher Verbündeten, um ihre Meinungen über die ihm vorzulegenden Friedensbedingungen zu hören. Die Aetolier verlangten ihn schlechterdings entthront. Der Proconsul stellte ihnen hierauf vor, welch eine treffliche Vormauer Macedonien gegen die nördlichen Barba-

ren sey. Sie wandten ein, sie würden niemals Ruhe vor diesem Philipp haben, wenn man ihn jetzt noch einmal entwischen lasse. Aber: „das wird unsre Sorge seyn," antwortete der Römer.

Am folgenden Tage erschien Philipp selbst, und unterwarf sich völlig der Gnade der Römer. Flamininus legte ihm Friedensbedingungen vor, völlig den karthagischen ähnlich. Er ward darin bloß auf sein eigentlich macedonisches Gebiet beschränkt, mußte alle griechische Städte für frey erklären und seine Besatzungen heraus nehmen, tausend Talente Kriegskosten binnen 10 Jahren in Form eines Tributs bezahlen, und alle seine Kriegsschiffe bis auf 5 Felucken ausliefern. Philipp unterwarf sich diesen Vorschriften mit verbissenem Schmerze. Es wurden Gesandte von ihm und dem Proconsul mit dem Entwurfe nach Rom geschickt. Der Senat bestätigte alles, und sandte 10 Commissarien nach Griechenland, um die Angelegenheiten der neuen Verbündeten in Ordnung zu bringen.

So ward die einst weltherrschende macedonische Monarchie zu einem kleinen, kraftlosen, von allen Seiten beschränkten Staate herabgedrückt, und ihr ehemals so großer Einfluß auf Griechenland gänzlich aufgehoben. Die Vernichtung der Seemacht war jetzt Grundsatz der römischen Staatsklugheit geworden, denn nur so

konnte man ohne eigene große Flotten die so nöthige Herrschaft des Meeres behaupten.

Den Griechen dünkte Philipps hartes Loos noch immer zu gelinde. Sie muthmaßten sogar, es habe dabey Bestechung obgewaltet. Wahrscheinlich ist, daß Flamininus mit dem Abschlusse geeilt habe, um dem sich längst schon rüstenden Antiochus von Syrien noch zu rechter Zeit begegnen zu können.

Bevor dieser Feldherr noch seinen Triumph in Rom hielt, genoß er in Griechenland einen, der, wenn das Bewußtseyn des Verdienstes ihn begleitet hätte, noch ungleich herzerhebender für ihn gewesen seyn würde. Als er nämlich noch in demselben Jahre die isthmischen Spiele besuchte, zu denen sich Zuschauer aus allen Gegenden Griechenlands einfanden, drängten sich nicht nur alle Anwesende mit Ungestüm heran, ihn zu sehen; sondern da er durch einen Herold die Befreiung sämmtlicher griechischen Städte von Abgaben und Besatzungen ausrufen ließ, entstand ein solches Jubelgeschrey, daß, wie Plutarch mit lächerlicher Uebertreibung erzählt, die Vögel davon todt aus der Luft herabgefallen seyn sollen. Der Herold mußte die nicht ganz verstandene Nachricht noch einmal ausrufen, und nun ward alles, was Römer hieß, fast erdrückt, dem Flamininus aber als einem Halbgotte geopfert. Nur wenige sahen mit stillem Kopfschütteln den wah-

ren Werth der neuen Wohlthat ein, und durchschauten die römische Politik ganz, die sich vor der Hand damit begnügen wollte, die großen Kräfte zersplittert, und sich gegen einen bald zu erwartenden größern Feind eine Menge unschätzbarer Helfer durch eine scheinbare Wohlthat verbunden zu haben. Auch ließ Flamininus weislich, trotz der verheißenen Freiheit, römische Besatzungen in Korinth, Chalcis und Demetrias zurück.

Während des so eben beendigten Krieges hatten andere römische Heere noch immer genug in Spanien und Oberitalien zu thun gehabt. Merkwürdig zur Geschichte der römischen Kriegszucht ist die Erzählung des Livius von 2000 Legionssoldaten im macedonischen Heere, die 199 einen Aufstand erregten, weil man sie, die in Kriegsdiensten ergraut wären, und Italien seit ihren Jugendjahren nicht gesehen hätten, wider ihren Willen nach Macedonien eingeschifft habe. Der Consul Villius sagte ihnen darauf, ihre Klage sey gerecht, aber das entschuldige nicht ihre Widersetzlichkeit. Er wolle dem Senat ihr Begehren melden, und er zweifle nicht, daß man ihnen den verdienten Abschied, mit Bescheidenheit erbeten, gern bewilligen werde. Diese Vorstellung beruhigte sie.

In eben dem Jahre (199 v. Chr.) sollte die erste Zahlung des karthagischen Tributs berichtigt werden. Man wollte sich durch schlechteres Geld

etwas dabey ersparen, allein die römischen Quästoren waren nicht so nachsichtig. Es mußte noch eine Summe in Rom selbst aufgeborgt werden, um das Fehlende zu ersetzen.

Im J. 197 kam die neue Organisation Spaniens zu Stande. Es wurde, in Beziehung auf den Fluß Ebro, in zwey Haupttheile, das diesseitige und jenseitige, getheilt, deren jeder einen Prätor bekam; so daß es jetzt in allem 6 Prätoren gab, außer jenen nämlich den von Sardinien, den von Sicilien, und die beiden in Rom.

Im J. 198 war M. Porcius Cato, der ältere, Prätor in Sardinien. Dieser Mann ist als Schriftsteller, als Landwirth und besonders als strenger Sittenrichter berühmt. Er bereisete zu einer Zeit, wo die römischen Prätoren schon im Pomp der Könige einherzugehen liebten, seinen Amtsbezirk nicht anders als zu Fuß und nur von einem einzigen Sklaven begleitet. Für sich selbst erpreßte er von dem Volke keinen Heller. Alle Wucherer jagte er aus der Insel. Er kleidete sich in schlechte Wolle, aß einfache Speisen, und trank keinen bessern Wein als seine Sklaven. Der Anblick des ungeheuern Aufwands, der zu Rom besonders in leckeren Seefischen gemacht ward, bewegte ihn zu dem bekannten Ausspruch, es sey schwer, eine Stadt zu retten, in der ein Fisch mehr als ein Ochse koste.

26.

Der Krieg gegen Antiochus.

(192 — 190.)

Der Proconsul Flamininus, der noch drey Jahre nach geschlossenem Frieden in Griechenland blieb, und die römischen Commissarien, die die Städte unter heilsamer Aufsicht erhalten mußten, hatten auch den Auftrag, bey dieser Gelegenheit ein Wort mit dem mächtigen Könige Antiochus von Syrien zu sprechen. Es war Beleidigung genug für den römischen Herrscherstolz, daß dieser Fürst wenigstens Miene gemacht hatte, es mit den Römern aufnehmen zu wollen. Und jetzt hatte man ja die beste Gelegenheit, ihn die römische Obermacht fühlen zu lassen. Man durfte nur, da man einmal alle griechische Staaten für frey erklärt hatte, auch die griechischen Städte in Kleinasien, Smyrna, Lampsakus ꝛc. die er längst schon zu seinen Unterthanen zählte, und den thracischen Chersonnes, auf dem er jetzt eben die zerstörte Stadt Lysimachia wieder aufbaute, mit zu Griechenland zählen, und ihm alsdann im Ton der Weltgebieter die Räumung dieser Städte und Gebiete anbefehlen. Dies geschah gleich nach beendigtem Kriege mit Philipp, 196. Die römischen Gesandten trafen ihn eben in Lysimachia. Er äußerte ihnen sein Befremden

darüber, daß man ihn zwingen wolle, Besitzungen und Ansprüche aufzugeben, die er auf die rechtmäßigste Weise von seinen Vätern ererbt habe. Vergebens. Sie bestanden darauf, er müsse Europa räumen, und auch noch den griechischen Städten in Asien die Freiheit geben.

Mehrere Jahre gingen hierauf noch mit Unterhandlungen hin, denn Antiochus war lange unschlüssig, weil er gern erst wissen wollte, auf welche Bundesgenossen er im Fall eines Krieges zu rechnen habe. In Griechenland waren vorzüglich die trotzigen Aetolier mit dem römischen Joche sehr unzufrieden; auch von dem lebhaften Philipp war zu erwarten, daß er die um ihn gelegten Bande so bald als möglich zu sprengen suchen würde; vor allen Dingen aber brannte Hannibal, der seit 6 Jahren an der Spitze des karthagischen Staats mit allem Eifer an der Herstellung der inneren Kräfte seines Vaterlandes gearbeitet hatte, vor Verlangen, sein so tief gebeugtes Volk an den stolzen Ueberwindern zu rächen. Was war von einer Vereinigung dieser vier Mächte gegen Rom zu erwarten, zumal wenn ein Hannibal die sämmtlichen Unternehmungen leitete!

In Rom selber erkannte man die Gefahr sehr wohl, in welcher die Beherrscher der Erde schwebten, und trefflich waren die Maaßregeln, die man dagegen ergriff. Die griechischen Staa-

ten wurden fortdauernd unter sorgfältiger Aufsicht erhalten; dem König von Macedonien schmeichelte man von Zeit zu Zeit durch kleine Gunstbezeigungen und noch größere Hoffnungen; in Syrien spann man Hofintriguen an; nach Karthago aber wurden Gesandte geschickt, welche die Auslieferung Hannibals, als der mit den Feinden Roms verdächtige Gemeinschaft unterhalte, drohend verlangen mußten.

Hannibal entging seinen Verfolgern durch eine schlaue nächtliche Flucht (195). Er kam zum Antiochus, der ihm in Ephesus eine Wohnung anwies, und in den ersten Tagen nicht von seiner Seite kam. Allein die römischen Zwischenträger wußten ihm durch allerley Erdichtungen und Ränke den berühmten Gast so verdächtig zu machen, daß er sich bald mit merklicher Kälte und Scheu von ihm zurückzog. Soviel bewirkte indessen seine Gegenwart doch, daß Antiochus den Muth faßte, den Römern in ihrer Forderung nicht nachzugeben.

Im J. 193 ward endlich der Krieg entschieden. So wie Antiochus auf die Aetolier zählte, so versicherten sich die Römer der übrigen Griechen. Das Zauberwort Freiheit war auch hier wiederum die Lockspeise, mit der man die Gutmüthigen körnte. Auf einer Versammlung der Abgeordneten sämmtlicher griechischen Städte zeigte Flamininus den sogenannten Bundesgenossen an,

daß das römische Volk entschlossen sey, ihre Freiheit gegen Antiochus eben so standhaft und großmüthig als gegen Philipp zu vertheidigen. Auch diesmal schlossen sich die Rhodier und Attalus Nachfolger Eumenes wieder als treue Vasallen an Rom an; König Ptolemäus von Aegypten steuerte freiwillig 1000 Pfunde Goldes und 20,000 Pfunde Silbers zum Kriege bey, und alle jene asiatischen Seestädte rüsteten sich, die römischen Flotten zu verstärken.

Jetzt hielt auch Antiochus mit seinen Freunden Kriegsrath. Hannibal wollte durchaus den Krieg nach Italien verlegt wissen, denn nur in Rom, behauptete er, könne man Rom besiegen. Er verlangte zu dem Ende weiter nichts als 100 Galeeren, 10,000 Fußsoldaten und 1000 Reiter. Mit diesen wollte er zuerst die Karthager an sich ziehen, und dann in Italien einfallen; Antiochus aber solle unterdessen Griechenland besetzen, und jeden Augenblick bereit seyn, ihm zu Hülfe zu kommen. Der Plan war trefflich ausgedacht, aber Roms Genius wollte, daß Antiochus, eifersüchtig auf sein Ansehen, jenen fremden Rath verachtete, und seinem eigenen Sinne folgte.

Den Anfang der Feindseligkeiten machte Nabis, der schon erwähnte Tyrann von Sparta. Er versuchte 192, sich der ihm abgenommenen peloponnesischen Städte wieder zu bemächtigen. Nach ihm standen die freiheitdurstigen Aeto-

lier auf, und auf ihr Bitten setzte auch endlich Antiochus mit einer Flotte nach Demetrias über. Die Aetolier machten ihn zu ihrem Generalissimus. Die Achäer erklärten sich gegen ihn. Seine erste, freilich leichte, Kriegsthat in diesem Feldzuge war die Einnahme der unvertheidigten Insel Euböa. In der Hauptstadt Chalcis nahm er sein Winterquartier. Hier ließ ihn, den 50jährigen, ein junges Mädchen aller seiner Kriegsplane vergessen. Mit Schrecken erfuhr er im Frühling 191, daß der Consul Acilius bereits mit einem römischen Heer in Thessalien stehe. Doch ging er ihm entgegen, und berief seine Bundesgenossen, die Aetolier, schnell zu sich. Aber es kamen nur 4000 Mann. Verdrüßlich zog er sich vor den anrückenden Römern in den bekannten Paß von Thermopylä zurück. Hier erschienen ihm die Denkmäler der gefallenen Spartaner nicht zur guten Vorbedeutung. Er ward völlig geschlagen, und brachte von seinem ganzen Heere kaum 500 Mann nach Chalcis zurück, von wo er sogleich nach Ephesus übersetzte. Cato, der, obgleich ehemals Consul und selbst Oberfeldherr in Spanien, hier unter dem Acilius als bloßer Legionstribun (Regimentschef) diente, und einen großen Antheil an dem Siege hatte, brachte die Nachricht davon nach Rom, welches gleich darauf, wie gewöhnlich, von Jubelgeschrey und Festgesängen wiederhallte.

Jetzt wandte sich der Consul zu den Aetoliern. Nachdem er zwey ihrer festesten Städte, Heraclea und Lamia, eingenommen, baten sie um Frieden. Man antwortete ihnen mit empörender Härte, und drohte den vornehmsten Männern des Bundes mit Ketten und Gefängniß. Ihren Gesandten, die in Rom selbst günstigere Bedingungen zu erhalten hofften, wurde sogar nach kurzen und wirkungslosen Verhandlungen an demselben Tage die Stadt, und binnen 14 Tagen das Land verboten.

Im folgenden Jahre, 190, ward der Consul Acilius durch seinen Nachfolger, L. Corn. Scipio, abgelöset, den sein berühmter Bruder, P. Corn. Scipio, der Afrikaner, als Legat begleitete. Ihm hatten sein Vorgänger und drey Seesiege des Admirals Livius so trefflich vorgearbeitet, daß er nach kurzem Aufenthalt in Thessalien und bey Philippen über den Hellespont nach Asien gehen konnte. Auf den ehrwürdigen Gefilden des alten Troja, auf denen schon Xerxes und Alexander mit Rührung verweilt hatten, opferte jetzt ein römisches Heer. Antiochus, der sich in seinem entlegenen Welttheil vor allen Verfolgungen sicher geglaubt, und alle Warnungen Hannibals überhört hatte, raffte nun in der Eil seine Truppen zusammen, und begegnete den Römern bey Magnesia, am Fuße des Berges Sipylus. Trotz seiner festen Verschanzung ward

er angegriffen und geschlagen, und rettete sich in der Nacht mit wenigen Begleitern über Hals und Kopf nach Sardes, von wo aus er sogleich über das Taurusgebirge in das Innere von Syrien floh. Weder Hannibal noch Scipio Afrikanus waren bey dieser Schlacht zugegen gewesen. Der erstere hatte mit den Rhodiern in Pamphylien zu schaffen, und der andere war krank in Elea zurückgeblieben.

Die nächste Folge des Sieges bey Magnesia war die freiwillige Unterwerfung aller Städte Kleinasiens; die zweite eine Gesandtschaft des verzweifelnden, um Frieden bittenden Antiochus. P. Scipio, der den Auftrag hatte, in vorkommenden Fällen die Bedingungen zu bestimmen, schrieb fast die nämlichen vor, die er vor 11 Jahren den Karthagern gemacht hatte. Der König sollte bloß auf sein Syrien beschränkt werden, und ganz Kleinasien bis an den Taurus abtreten, 15,000 Talente (über 18 Mill. Thlr.) Kriegskosten terminweise binnen 12 Jahren, und an Eumenes 400 (500,000 Thlr.) bezahlen, den Hannibal und den Aetolier Thoas ausliefern, und für das alles seinen jüngern Sohn als Geisel stellen.

Antiochus hatte seinen Gesandten Vollmacht gegeben, unter jeder Bedingung Frieden zu machen, und so setzten sie dann aus dem römischen Lager ihre Reise nach Rom fort, um den Tractat

vom

vom Senat bestätigen zu lassen. Mit ihnen gingen auch die Gesandten der Rhodier und der König Eumenes in Person, um sich den Römern bey dieser Gelegenheit aufs neue zu empfehlen. Sie alle wurden mit großer Höflichkeit aufgenommen, und mit Wohlthaten überschüttet. Die Römer, unfähig, die in der Ferne eroberten Länder selbst zu behaupten, vertheilten sie mit scheinbarer Großmuth unter die Rhodier und den König von Pergamus, und erwarben sich dadurch nicht nur zwey treue Freunde, sondern setzten auch dem Antiochus ein Paar lästige Gränzhüter, die jeden seiner Schritte eifersüchtig bewachten. Der ungeheure Tribut lähmte nicht nur an sich die innersten Kräfte dieses Monarchen, sondern setzte ihn auch, wenigstens für die nächsten 12 Jahre, in eine fortdauernde Abhängigkeit. Um die Angelegenheiten der freigegebenen griechischen Städte zu ordnen, wurden auch nach Asien 10 scharf beobachtende und ziemlich lange verweilende römische Commissarien geschickt.

So wie man an dem Masinissa, dem Eumenes und den Rhodiern der Welt hatte zeigen wollen, wie großmüthig das römische Volk seine Freunde zu belohnen pflege, so sollten nun die Aetolier gegentheils ein Beispiel geben, wie hart es störrische Feinde und abtrünnige Bundesgenossen zu strafen wisse. Der Consul Fulvius mußte 189 noch einen Feldzug gegen sie thun,

und nur nachdem man sie fast aufgerieben hatte, bewilligte man ihnen den Frieden unter der harten Bedingung, daß dies arme Volk 1000 Talente (weit über eine Mill. Thlr.) Kriegskosten bezahlen, und versprechen mußte, mit niemand ohne Erlaubniß der Römer einen Krieg anzufangen.

So war also Rom jetzt, wo nicht Beherrscherin, doch Schiedsrichterin der Welt; die Macht der Hauptstaaten des übrigen Europa war gebrochen, und die kleineren machten sich eine Ehre daraus, römische Farbe zu tragen. Aber diese glänzende Periode der Kraft führte schon den Samen des künftigen Verderbens bey sich. Die unermeßlichen Schätze, die Kunstwerke, der Luxus und die freien Sitten, die man aus den besiegten Ländern mit nach Rom brachte, wurden schon von den ernsteren Zeitgenossen mit banger Besorgniß betrachtet. Auch die enthaltsamsten Feldherren beeiferten sich, die prächtig und kunstreich gearbeiteten Möbeln, Gemälde und Statuen zu Tausenden aus den griechischen Pallästen und Tempeln wegzunehmen, und die möglich größte Summe gediegenen Silbers und Goldes zu erpressen, um ihren Triumph in Rom recht herrlich damit ausschmücken zu können. So Acilius, Fulvius, und vor allen L. Scipio, der jetzt zum Unterschied von seinem Bruder mit dem Beinamen des Asiaten beehrt ward.

27.

Hannibals und Scipio's Tod.

(183 v. Chr.)

Die Scipionen entgingen indessen dem Neide nicht. Publius, der Afrikaner, der bey aller militärischen Strenge doch eine gewisse Pracht und Reichlichkeit in seiner Umgebung liebte, hatte dadurch schon in seinen spanischen Feldzügen Anlaß zum Tadel gegeben. Gegen seinen Bruder Lucius, den Asiaten, erhob man nun gar den Verdacht, als habe er im Einverständnisse mit jenem dem Antiochus den Frieden gegen eine Summe Geldes verkauft. Selbst der finstre Cato war unter den Feinden und Verfolgern der beiden berühmten Brüder. Es fanden sich öffentliche Ankläger, die die Sache vor den Richterstuhl des Prätors brachten: Reden und Gegenreden wurden gehalten, und ganz Rom nahm Antheil an dem wichtigen Processe. Publius beschämte seine Richter dadurch, daß er öffentlich an die Reihe seiner Thaten erinnerte, und das Volk ins Capitolium führte, um den Göttern für die Wohlthaten zu danken, die sie demselben durch ihn hätten erweisen lassen. Hierauf zog er sich freiwillig auf sein Landgut Linternum zurück, und seine anhaltende Kränklichkeit bewegte seine Feinde, dort von seiner Verfolgung abzu-

lassen. Gegen seinen Bruder Lucius aber erneuerten sie die Klage, und ob er gleich nicht überführt werden konnte, so verurtheilten ihn die Richter doch zu einer Geldstrafe, die er nicht anders als nach dem Verkauf seiner ganzen Habe entrichten konnte. Auch er zog sich hierauf in die Einsamkeit zurück, die ihm seine Freunde durch den Rückkauf seines nothwendigsten Hausraths erträglicher zu machen suchten.

Hannibal hatte, um nicht vom Antiochus ausgeliefert zu werden, seine Zuflucht zuerst nach Kreta, dann zum Prusias, König von Bithynien, genommen. Einige Jahre nachher aber (183) suchte ihn Flamininus auch hier auf, und nun blieb dem armen Verfolgten nichts übrig, als ein lange verwahrtes Giftfläschchen, mit dem er endlich selbst das großmächtige Volk der Römer von ihrer langen Furcht vor einem einzigen, fast wehrlosen Manne befreite.

Eben das Jahr, in welchem diese beiden großen Geister erloschen, war auch das Todesjahr des achäischen Feldherrn Philopömen und des M. Accius Plautus, eines römischen Uebersezzers griechischer Komödien, von dessen Stücken sich noch bis jezt eine Anzahl erhalten hat.

28.

Perseus, König von Macedonien.

(Seit 179 v. Chr.)

Außer jenen großen auswärtigen Unternehmungen waren die römischen Heere in den Provinzen noch immer nebenbey mit einer Menge kleinerer Kriege beschäftigt, deren einzelne Begebenheiten zu beschreiben ermüdend seyn würde. In Ligurien, Istrien, Sardinien und Korsika waren immer noch Aufstände zu dämpfen; das große Spanien mit seinen zahlreichen Völkerschaften und festen Städten war noch lange nicht zur ruhigen Unterwerfung gebracht. Vielmehr sträubten sich diese freiheitliebenden Nationen mit der hartnäckigsten Tapferkeit gegen das Joch ihrer neuen Oberherren. Das machte die Kriege in Spanien sehr langwierig und blutig. Umsonst hatte der alte Cato als Consul 195 die Mauern aller Städte, die er erobern können, niederreißen lassen: der Muth der Einwohner ersetzte wie bey den früheren Spartanern jedes künstliche Bollwerk.

Die Geschäfte der Weltherrscher vermehrten sich demnach mit jedem Jahre. Was die Tapferkeit erworben hatte, mußte durch Klugheit behauptet werden. In Gesandtschaften und Commissariatsgeschäften war es daher vorzüglich,

wo die römische Politik sich zeigen konnte. Und hier muß man das genaue Einverständniß bewundern, das vom Consul bis zum untergeordnetsten Geschäftsträger herab in den Regierungsorganen herrschte. Alle waren von einem Geiste beseelt, und sprachen und handelten nach einer Regel. Aber welche Nation hat auch wohl je mehr Ursach zum Nationalsinn und Nationalstolz gehabt?

Unter den besiegten Häuptern, die man in genauere Aufsicht zu nehmen nöthig fand, gehörte vorzüglich der König Philipp von Macedonien. Eine Menge geheimer Aufpasser waren bestellt, jede Bewegung dieses Fürsten zu beobachten und nach Rom zu berichten. Andere hetzten heimlich die Nachbarn auf, über Beeinträchtigungen zu klagen, und dies gab dann jedesmal dem Senat zu Rom Anlaß, Untersuchungskommissionen nach Macedonien zu schicken, die den König nicht selten förmlich ins Verhör nahmen, und ihn bald vornehm verweisend, bald warnend, bald drohend an seine Abhängigkeit erinnerten.

Philipp hatte die schwere Hand seiner Gebieter zu sehr gefühlt, um sein Schicksal nicht mit Geduld zu tragen. Allein er benutzte die ihm vergönnte Ruhe dazu, seinen Schatz, seine Magazine und Zeughäuser zu füllen, und, so gut es sich vor den römischen Auflaurern thun ließ, sein Volk stets gerüstet zu erhalten. So

wollte er wenigstens seinen Nachfolgern in die Hände arbeiten, wenn etwa einem von ihnen die Zeitumstände günstiger wären.

Er starb endlich 179, und hinterließ seinem Sohne Perseus das Reich und seine Gesinnung, nur daß der jugendliche Ungestüm die Umstände selbst herbeiführen wollte, die der Vater abzuwarten beschlossen hatte. Anfangs zwar hielt Perseus selbst es der Klugheit gemäß, durch Gesandtschaften die Verträge mit Rom zu erneuern, allein zu gleicher Zeit setzte er die Rüstungen des Vaters mit verdoppeltem Eifer fort, und bewarb sich unter der Hand um Schiffe und Bundesgenossen. Das setzte ein ganzes Heer von römischen Kundschaftern in Bewegung. Aber mehr als diese entdecken konnten, sagte ein eifersüchtiger und übelwollender Nachbar, der König Eumenes von Pergamus, aus. Dieser hatte sich seit seiner Freundschaft mit den Römern den Völkern Kleinasiens noch unerträglicher als vorher Antiochus gemacht. Um sich aber in jener ihm so unentbehrlichen Freundschaft zu erhalten, erwies er seinen Gönnern Kundschafterdienste, und scheute selbst eine persönliche Reise nach Rom nicht (172), um den Senat heimlich vor den Ränken des Perseus zu warnen, der, wie er vorstellte, alle griechische Städte in seine Partey gezogen, eine Tochter des syrischen Seleukus geheyrathet, seine eigene Schwester dem Prusias

gegeben, und Magazine auf 10 Jahre gesammelt habe, und dessen Bergwerke eben so unerschöpflich an Geld als das benachbarte Thracien an Kriegern seyen.

Römische Gesandte mußten sogleich, wie man denken kann, an den Tractat mit seinem Vater und mit ihm selbst erinnern. Sie thaten es im Tone der Befehlshaber. Perseus, der seine Würde fühlte, antwortete ihnen dreist, er wolle an einen so entehrenden Vertrag nicht länger gebunden seyn, und fühle sich jetzt allerdings stark genug, seinen Nacken der schimpflichen Sklaverey zu entziehen, zu der die Römer ihre sogenannten Freunde herabdrückten. Krieg suche er nicht, und wolle man ihm einen neuen Bundesvertrag auf bessere Bedingungen vorlegen, so werde er es überlegen. — Die Gesandten erwiederten stolz, nach einer solchen Sprache müßten die Römer seiner Freundschaft entsagen. Der König, seiner Rolle getreu, hieß sie hierauf binnen drey Tagen sein Reich verlassen. Fast um dieselbe Zeit wurde Eumenes bey seiner Rückreise durch Griechenland in einem Hohlwege mit Steinen halb todt geworfen, nicht ohne daß ein Verdacht auf Perseus fiel.

So war denn wieder ein herrlicher Zunder zum Kriege bereit. Man stellte zu Rom die gewöhnlichen großen Opfer und Gebete an, mit denen man sich zuvor der Gunst der Götter zu

versichern suchte, und nachdem Auguren und Haruspicen die Zeichen günstig gefunden hatten, wurden die Werbungen eifrig betrieben, und die Kriegserklärung an Perseus geschickt (171). Der Consul Licinius erhielt Macedonien durchs Loos zu seiner Provinz, und die Vergünstigung, zu den ihm bestimmten zwey Legionen, jede von 6000 Fußgängern und 300 Reitern, alle Veteranen im Heere unter 50 Jahren auszusuchen.

Bey dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, der als ein merkwürdiges Beispiel von dem Gemeingeist der römischen Krieger dem Livius nacherzählt zu werden verdient. Drey und zwanzig Centurionen (Unterofficiere) weigerten sich mitzugehen, wenn man ihnen nicht dieselben Ehrenposten gäbe, die sie zuletzt bekleidet hätten. Nach langem Streit der Consuln und Volkstribunen bat einer dieser Centurionen um die Erlaubniß, einige Worte vor dem Volke sprechen zu dürfen. „Quiriten, begann er hierauf, ich heiße Spurius Liguſtinus. Ich bin aus der Cruſtuminiſchen Tribus, aus dem Lande der Sabiner. Mein Vater hat mir eine Huſe Landes und eine Hütte hinterlaſſen, in der ich geboren und auferzogen bin, und die ich gegenwärtig noch bewohne. Er verheyrathete mich früh mit der Tochter ſeines Bruders. Mein Weib gebar mir acht Kinder. Die beiden Töchter ſind verheyrathet, die vier älteſten Söhne haben be-

reits die männliche Toga genommen, zwey tragen noch das Knabenkleid. Ich habe angefangen die Waffen zu tragen unter dem Consulat des P. Sulpicius und des C. Aurelius. Zwey Jahre habe ich als gemeiner Soldat unter dem Heere in Macedonien gegen den König Philippus gedient. Das dritte Jahr setzte mich T. Quintius Flamininus zur Belohnung für meine Tapferkeit in die zehnte Compagnie der Lanzenträger. Nachher diente ich als Freiwilliger in Spanien unter dem Consul Cato, und der machte mich gleich zum ersten Lanzenträger der ersten Compagnie. Hierauf wurde ich noch einmal freiwillig Soldat in dem Heere, das gegen Antiochus und die Aetolier geschickt ward; und da machte mich Manius Acilius zum ersten Centurio in der ersten Compagnie. Nachdem habe ich noch verschiedene Feldzüge mitgemacht, und viermal den ersten Pilus angeführt. Vier und dreißig Male bin ich von den Generalen belohnt worden. Ich habe sechs Bürgerkronen erhalten *) und 22 Feldzüge mitgemacht, und bin schon über 50 Jahre. Eigentlich also dürfte ich nicht mehr dienen, zumal da ich an meiner Statt vier Söhne stellen kann. Aber so lange die Generale mich waffenfähig halten werden, werde ich den Dienst

*) Von Eichenlaub, für die Rettung eines Bürgers in der Schlacht.

nie versagen. Die Kriegstribunen mögen mir einen Rang geben nach ihrem Belieben, das ist ihre Sache: die meinige wird seyn, keinem im Heere an Tapferkeit nachzustehen, wie ichs denn immer gehalten habe, worüber ich alle meine Cameraden zu Zeugen aufrufe. Und nun, Centurionen, die ihr euch mit mir in gleichem Falle befindet: ich dächte, da wir uns in jüngern Jahren niemals unsern Obern widersetzt haben, so käme es uns jetzt noch mehr zu, uns dem Senat und den Consuln unterwürfig zu zeigen, und jeden Platz ehrenvoll zu finden, auf dem wir dem Staat Dienste leisten können." — Der wackere Redner ward von dem Consul in den Senat geführt, der ihm öffentlich dankte, und ihm einstimmig die Stelle des Primipilus (·) oder ersten Centurio in der ersten Legion zusprach.

Die römischen Gesandten durchkreuzten unterdessen die ganze Rom unterworfene Welt, um sich allenthalben der Bundesgenossen zu versichern. Die Böotier, Achäer und Aetolier traten sogleich bey; die Rhodier schickten eine Flotte von 40 Galeeren; Eumenes versprach, sich nebst seinen beiden Brüdern und einer Truppenschaar mit dem Consul in Thessalien zu vereinigen. Perseus rechnete dagegen auf die Epiroten, auf den Gentius, einen illyrischen, und auf den Kotys, einen thracischen König.

Allein so gewiß ein Alexander oder Hanni-

bal an seiner Stelle den Ausgang des bevorstehenden großen Kampfes sehr zweifelhaft gemacht haben würde, da dem Entschlossenen, Beherzten überall Bundesgenossen erstanden wären: so wenig Gutes versprach dem Perseus schon der Anfang. Er war nicht der Mann zu solchem Unternehmen, und zu seinem größern Unglück sah er selbst dies erst ein, da es zu spät war. Wehe dem, der eine große Arbeit auf sich nimmt, ohne seine Kräfte geprüft zu haben. Mit Schrekken vernahm der Arme die Landung des römischen Heeres. Jetzt wollte er unterhandeln, aber seine Gesandten wurden ihm verächtlich zurückgeschickt. Gezwungen geht er endlich dem Consul entgegen. Er spricht seinen Soldaten Muth ein, und siehe, sie schlagen die Römer in einem Reitergefecht. Die Infanterie rückt an; sie hätte die Legionen aufgerieben, so ungünstig war ihnen die Stellung; aber er hofft in seiner Unbesonnenheit leichter Verzeihung, wenn er der Feinde schont, und so läßt er sie entwischen. Dem Consul aber sendet er Friedensvorschläge nach. Er verlangt als Sieger keine besseren Bedingungen, als die sein Vater, besiegt, vom Flamininus erhalten habe. Er kannte den Stolz der Römer nicht. Selbst die Fliehenden verlangten von ihm Ergebung auf Gnade und Ungnade.

Und noch hätte er sich ermannen können. Er hatte unschätzbare Vortheile in dem gebirgi-

gen Boden und in der Unfähigkeit der drey ersten gegen ihn geschickten Feldherren für sich. Er schlug auch sogar 170 den Consul Hostilius. Im folgenden Jahre, 169, wagte der Nachfolger des letztern, der Consul Marcius, einen äußerst gefährlichen Marsch über die thessalischen Gebirge. Perseus, der ihn hier hätte vernichten können, denkt nicht daran, ihn zu fangen, sondern erschrickt vielmehr über die Verwegenheit des Unternehmens, befiehlt in der Angst, seine Schätze in Pella ins Meer zu werfen und seine Schiffe zu verbrennen, und flieht athemlos nach Pydna. So wahnsinnig kann blinde Furchtsamkeit machen!

Noch mehr. Diese Furchtsamkeit verleitete ihn auch, die sichersten Mittel zu seiner Rettung zu vernachlässigen. Mit seinen ungeheuren Schätzen hätte er ganz Griechenland gegen Rom bewaffnen können, allein er getraute sich nicht, sie anzugreifen. Die Häupter des achäischen Bundes waren alle verkäuflich. Die Bastarnen, ein gallisches Kriegervolk am heutigen Dnieper, sandten ihm wirklich auf sein Ansuchen 10,000 Reiter und eben so viel Fußvolk; aber als er ihnen den ersten Sold auszahlen sollte, erklärte er, daß er nur 5000 von ihnen brauchen könne. Hierüber aufgebracht, zogen sie alle wieder fort, und verheerten auf ihrem Rückmarsche halb Thracien. Eben so versprach ihm der illyrische König

Gentius seinen kräftigen Beistand gegen eine Subsidie von 300 Talenten. Der Vertrag wurde feierlich geschlossen, und das Geld in Pella in Gegenwart der illyrischen Gesandten auf eine Reihe von Wagen gepackt. Jetzt trug Gentius kein Bedenken mehr, den Römern öffentlich den Krieg zu erklären und ihre Gesandten ins Gefängniß zu werfen. Das hatte Perseus nur erwartet, und sogleich befahl er den langsam fahrenden Kärrnern wieder umzukehren, denn nun glaubte er sein Geld sparen zu können, da jener doch wohl gezwungen genug sey, sich zu vertheidigen. Das war er freilich, allein die Römer sandten ein eigenes Heer gegen ihn, das, ehe er sichs versah, seine Residenz Skodra überfiel, ihn nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern wie ein Häuflein hülfloser Vögel aus dem Neste nahm, und gefangen nach Rom führte.

29.

L. Aemilius Paulus.

(168 v. Chr.)

In Rom selber war man unzufrieden, daß ein so verächtlicher Feind als dieser Perseus den sonst so siegreichen Truppen der Republik nun

schon drey Jahre zu schaffen gemacht habe. Auch hörte man mit Unwillen von den dorthin gesandten Untersuchungskommissarien, daß diese Truppen durch die Unfähigkeit der Generale auf eine bey römischen Heeren beispiellose Art verwildert seyen. Da gebot es schon die Ehre der Republik, ein kräftiges Mittel anzuwenden. Einstimmig wählte das Volk auf der nächsten Consulwahl den besten Mann im Staate, den alten Aemilius Paulus, und gab ihm, anstatt seinen Amtsbezirk durchs Loos entscheiden zu lassen, gleich durch einmüthiges Erkenntniß den Oberbefehl in Macedonien.

Dieser würdige Mann war schon einmal vor 14 Jahren Consul gewesen, und hatte mit Ruhm ein römisches Heer in Ligurien angeführt. Nachher war er bey einer zweiten Bewerbung um das Consulat durchgefallen, und seitdem hatte er sich in eine ehrenvolle Muße zurückgezogen, die er mit dem Landbau und der sorgfältigsten Erziehung seiner Kinder ausfüllte. Jetzt wieder auf die Staatsbühne zurückgerufen, trat er sogleich mit all der Würde und Festigkeit auf, die von dem Retter des Nationalruhms zu erwarten war. Commissarien mußten auf sein Verlangen erst eine öffentliche Rechenschaft von dem gegenwärtigen Zustande der macedonischen Armee ablegen. Hierauf bedung er sich die willkührliche Besetzung sämmtlicher Officierstellen aus, und zu-

letzt noch sicherte er sich gegen den damals schon sehr hoch gestiegenen Geist der Kabale durch folgende männliche Rede an das Volk:

„Ihr thut mir viel Ehre an, Bürger, indem ihr mir zu erkennen gebet, daß der so schimpflich in die Länge gezogene Krieg nur durch mich ein Ende, würdig des römischen Namens, gewinnen könne. Und allerdings darf ich die Gunst der Götter hoffen, zum wenigsten kann ich euch das versichern, daß ich mit aller Kraft mich bestreben werde, eure Erwartungen nicht zu täuschen. Nur gebt mir, was ich brauche, und vor allen Dingen trauet dem, was ich euch schreiben werde; nicht aber gebet fliegenden Gerüchten Raum. Denn niemand ist so sehr ein Verächter des Gerüchts, daß sein Gemüth dadurch nicht beunruhigt werden sollte. Da gibt es aber Menschen in den Trinkgesellschaften, die Heere nach Macedonien führen, und aufs genaueste wissen, wo die Läger, wo Verschanzungen anzubringen sind, durch welche Pässe man hätte eindringen müssen, wo Magazine angelegt, wie die Zufuhr geleitet, wenn geschlagen und wenn ausgeruht werden müsse. Da wird über den Feldherrn abgeurtheilt, als wenn er schon vor Gericht stände, und jeder Laffe will ihn meistern. Das ist ein großes Hinderniß für einen General, und wenige ertragen wohl Spott und Tadel so gleichgültig, wie einst Fabius that. Wohl wünschte

ich

ich mir Belehrung und Rath, aber die ihn geben wollten, müßten bey mir seyn, meine Lage sehen, meine Gefahren theilen. Und ist nun jemand unter euch, der sichs zutraut, mir in dem Kriege, den ich führen soll, zu rathen, der mache sich auf mit mir nach Macedonien; ich will mein Schiff, meine Pferde, mein Zelt und meinen Tisch mit ihm theilen. Wer aber diese Mühe scheut, der commandire mir auch nicht aus seinem Zimmer, sondern schweige, und denke, daß wir uns im Lager schon genug berathen werden."

Mit gleichem Ernste behandelte er die Truppen, die seinem Commando anvertraut wurden. Er fand im Heere eine beispiellose Verwilderung. Jeder wollte befehlen, niemand gehorchen, ja sie schienen es fast übel zu nehmen, daß Aemilius ihnen kurz und trocken die Weisung gab, sich um nichts als um ihre Waffen und seine Befehle zu bekümmern.

Er fand den Perseus mit seinen ausgesuchtesten Truppen auf den schroffen Höhen des Gebirges Olympus verschanzt, und suchte ihn durch List aus dieser vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Am Tage vor der Schlacht ereignete sich eine starke Mondfinsterniß, welche Römer und Macedonier in Schrecken setzte. Die Römer schlugen allerley metallene Instrumente an einander, um durch dies Getöse das Mondenlicht wieder hervorzulocken, und hielten eine Menge Fackeln

und Feuerbrände in die Höhe, als wollten sie das erloschene Himmelslicht wieder anzünden. Aemilius, vielleicht aufgeklärter als seine Soldaten, ließ doch aus Achtung für die öffentliche Meinung, sobald die Finsterniß vorüber war, elf junge Rinder, und am folgenden Morgen dem Herkules zwanzig Ochsen opfern. Keiner derselben trug, nach der Aussage der Priester, in seinen Eingeweiden glückliche Zeichen; erst in dem ein und zwanzigsten fanden sie die gute Vorbedeutung, daß die Römer siegen würden, wenn sie sich nur vertheidigten, nicht selbst angriffen. Man sieht leicht, woher dies Orakel kam. Aemilius, der die Behutsamkeit des Fabius besaß, und eben so unruhige Truppen hatte, mußte nichts so sehr fürchten, als einen zu vorschnellen Angriff der Seinen, der seine vorsichtigsten Plane auf einmal verderben konnte.

Die entscheidende Schlacht ward endlich am 22. Jun. in der Nähe der Stadt Pydna geliefert. Nichts sey hier gesagt von der Tapferkeit beider Heere, von der Anwendung griechischer und römischer Kriegskunst, und von dem entsetzlichen Blutbade auf beiden Seiten. Genug, das kluge Commando des wackern Aemilius, der allenthalben gegenwärtig war, und die Herrenlosigkeit der Macedonier, die Perseus mitten in der Schlacht aus Furcht verließ, verschaffte den Römern nach langem, heftigem Gefechte den Sieg.

Die Feinde wurden bis in die Nacht hinein verfolgt, und ihrer viele auf der Flucht erschlagen.

Dieser Sieg machte den Aemilius Meister von ganz Macedonien, denn der ganz entgeistete Perseus dachte jetzt an keine Vertheidigung mehr, sondern floh mit seinen Schätzen von Pydna nach Pella, von da nach Amphipolis, und endlich nach der kleinen Insel Samothrace, unweit des Hellesponts, wo er sogar in dem Tempel des Kastor und Pollux Schutz suchte. Aber vergeblich; denn ein treuloser Kreter lieferte ihn und seine Kinder dem römischen Admiral Octavius aus, der ihn sogleich auf sein Verlangen in das Lager des Aemilius sandte. Dieser ging ihm als einem großen, vom Schicksal gestürzten Herrscher mit Achtung und Rührung entgegen. Aber das ganz unmännliche Betragen des Gefangenen verwandelte die edle Rührung seiner Sieger bald in Unwillen und Verachtung. Er heulte wie ein Weib, riß sein Diadem vom Haupte, und warf sich gnadebittend zu des Consuls Füßen. Auch ihm widerfuhr indessen die anständige, würdevolle Behandlung, mit welcher die Römer gegen überwundene Feinde zu prunken liebten. Noch an demselben Tage ward er zur Tafel des Consuls eingeladen, und überall erwies man ihm die Ehre, die seinem Range gebührte.

Das siegreiche Heer bezog endlich nach völliger Unterwerfung des Landes die Winterquar-

tiere in demselben. Aemilius stellte hierauf mehrere glänzende, mit großen Schmausereien verbundene Dankfeste an, bey denen die Griechen die ungemeine Aufmerksamkeit des Feldherrn auf die größten Kleinigkeiten nicht genug bewundern konnten. Er aber sagte einmal bey einer solchen Gelegenheit die merkwürdigen Worte: „Es ist derselbe Geist, der eine Schlachtordnung einrichtet und der ein Gastmahl anordnet. Jene muß er den Feinden fürchterlich, diese den Gästen angenehm zu machen wissen.“

Mit den Festungen und Lustschlössern des Perseus fielen unermeßliche Schätze in die Hände der Römer. Der uneigennützige Feldherr wollte sie nicht einmal ansehen, sondern übergab sie sogleich den römischen Commissarien. Bloß die Bücherssammlung erlaubte er seinen mit griechischer Weisheit befreundeten Söhnen für sich zu nehmen. Er selbst, gleichfalls mehr als Soldat, benutzte die Muße des Winterquartiers zu einer Kunstreise durch die berühmtesten Städte Griechenlands, auf der er seine Hände eben so rein erhielt, und deshalb die Liebe aller Bewohner mit sich nahm. Seine Soldaten aber, die sich in diesem Kriege recht zu bereichern gedacht hatten, und durch die vorigen nachgiebigern Generale verwöhnt waren, verwünschten die Enthaltsamkeit, an der sie Theil nehmen sollten.

30.

Macedonien republikanisirt.

(167 v. Chr.)

Für das folgende Jahr verlängerte man dem nunmehrigen Proconsul Aemilius das Commando in Macedonien, und sandte ihm zehn Commissarien zu, die unter seiner Aufsicht die vom Senat entworfene Umformung der macedonischen Verfassung zu Stande bringen sollten. Auch jetzt sollte dies Reich noch nicht als förmliche Provinz dem großen römischen Staatskörper einverleibt, sondern unter dem Namen einer Republik vorerst nur zinsbar und ganz wehrlos gemacht werden, damit, wie es in dem Dekrete hieß, alle Welt erkennte, daß der Zweck der römischen Waffen nicht sey, die freien Völker zu unterjochen, sondern die unterjochten frey zu machen. Doch solle, hieß es weiter, Macedonien nicht eine vereinte, sondern vier getrennte Republiken bilden, damit die zügellose Menge nicht die ihr zum Heil gegebene Freiheit zu Unruhen und Meutereien mißbrauchte. Um noch eine größere Lockung hinzuzufügen, sollten die Abgaben auf die Hälfte herabgesetzt, diese aber nach Rom entrichtet werden. Illyrien, welches der Prokonsul Anicius bezwungen hatte und noch behauptete, erhielt die-

selbe Verfassung, außer daß es nur in drey Theile zertheilt ward.

Als die zehn Commissarien für Macedonien angekommen waren, schrieb Aemilius eine große Versammlung von Deputirten aller Städte zu Amphipolis aus, und befahl ihnen, alle öffentliche Register sammt allen Kassenbeständen mitzubringen. Hier, umgeben von dem ganzen Glanze der römischen Hoheit, verlas er von einem hohen Tribunal herab das Dekret des Senats. Es begann mit der Verordnung, daß die Macedonier frey seyn, und schloß mit der, daß sie weder für sich noch für andere einen Baum in ihrem Lande zum Schiffbau fällen sollten. Die vier Hauptstädte sollten Amphipolis, Thessalonich, Pella und Pelagonia seyn. In einer zweiten Versammlung wurde ein anderes Dekret vorgelesen, kraft dessen allen Großen von Perseus Hofe, allen Officieren, Räthen und reichen Privatleuten, deren Namen ein langes Register ausmachten, als möglichen Friedensstörern befohlen ward, Macedonien schnell zu verlassen und nach Italien zu ziehen, bey Lebensstrafe.

Von Amphipolis begab sich Aemilius nach Epirus, mit einem andern Dekret des Senats, das ihm befahl, dies Land für seinen Uebertritt zum Perseus durch eine förmliche Plünderung beispielmäßig zu züchtigen. Er führte den empörenden Auftrag mit eben so viel Klugheit als

Strenge aus. Zuerst zog er alle Besatzungen aus den Städten, unter dem Vorwande, damit die Einwohner eben so frey wie die Macedonier würden. Hierauf legte er römische Soldaten hinein, und befahl den zehn vornehmsten Bürgern jeder Stadt, an einem gewissen Tage das sämmtliche vorhandene Gold und Silber auf einen Platz zu bringen. Dies geschah, und sobald die Officiere dies Geld für die Staatskasse in Sicherheit gebracht hatten, ward den Soldaten ein Zeichen gegeben, worauf sie in die Häuser brachen, und sich alles noch Uebriggebliebenen mit räuberischer Hand bemächtigten. Auf diese Art wurden in wenig Stunden einige siebzig Städte rein ausgeplündert. Zum Beschlusse ließ der Feldherr auch noch die Mauern niederreißen, und gegen 150,000 aufgegriffene Einwohner als Sklaven verkaufen. An diesem fürchterlichen Beispiel sollten die Völker lernen, wie die römische Regierung abgefallene Bundesgenossen bestrafe.

Auch mit Griechenland machte man jetzt weit weniger Umstände als vormals, da man noch seines Beistandes gegen Macedonien bedurft hatte. Hier machte sich alles von selbst; man durfte nur die in jeder Stadt befindliche römische Faction nach Belieben schalten lassen. So klagten die Aetolier den römischen Commissarien, die römischgesinnte Partey in ihrem Bunde habe in den letzten Jahren 550 der vornehmsten Män-

ner hinrichten lassen, bloß unter dem Vorwande, daß sie es im Herzen mit dem Perseus gehalten, und ein dort stehender römischer Tribun habe seine Soldaten zu den Executionen hergegeben. Der Tribun wurde bestraft, aber weiter niemand. In allen Städten Griechenlands und selbst Kleinasiens, durch welche die Commissarien kamen, brachten ihnen gewinnsüchtige Angeber lange Listen von denen entgegen, die macedonisch gesinnt gewesen seyn sollten, und diese wurden ohne Umstände ergriffen und nach Rom geschickt. Im achäischen Bunde war ein gewisser Kallikrates (⌣) der von den Römern begünstigte Verräther. In seinem Verzeichnisse standen über tausend Namen der angesehensten und würdigsten Häupter des Bundes. Die römischen Commissarien, die den Landtag zusammenberiefen, verlangten von der Versammlung ein Todesurtheil über alle diese Namen, ohne sie zu nennen, und als man auf das letztere drang, sagte einer derselben: „Alle die sind es, die in Aemtern gestanden und Truppen angeführt haben.“ Hierauf erhob sich ein würdiger Grieche, Namens Xenon, und sagte: „Ich bin einer von denen, die Bundeshauptleute gewesen sind, und ich habe Truppen angeführt. Ich betheure aber, daß ich niemals im Geringsten gegen das Interesse der Römer gehandelt habe, und ich will es beweisen, sey es hier in der Versammlung, sey es selbst

vor dem Senat zu Rom." — „Gut, rief der Commissar; ihr sollt nach Rom!" und hierauf wurden diese tausend Männer, der Kern der griechischen Nation, wie Sklaven auf Schiffe geladen, und auf immer aus ihrem Vaterlande weggeführt. Und der Senat in Rom? Er ließ sie gar nicht vor; es hieß, sie seyen ja schon in ihrem Vaterlande gerichtet. Endlich wurden sie nach Etrurien gebracht, und dort in verschiedene Städte vertheilt. Der Angeber Kallikrates erhielt zur Belohnung die Oberstelle im achäischen Bunde. So wurde den Griechen der Freiheitssinn ausgetrieben.

Noch waren zwey ehemalige römische Bundesgenossen übrig, Eumenes und die Rhodier, die zwar anfangs den Römern Hülfe geleistet, nachher aber, da Perseus Glück gehabt, sich zurückgezogen, und sich sogar zu Friedensvermittlern angeboten hatten. Auch diese sollten es jetzt empfinden, daß ein römischer Bundesgenosse selbst nicht ungestraft neutral bleiben dürfe. Die römischen Commissarien sprachen zu ihnen im Tone aufgebrachter Zuchtmeister. Wiederholte Gesandtschaften von ihnen wurden in Rom gar nicht vorgelassen. Endlich mußten sie in Trauerkleidern kommen, und bekennen, daß sie das härteste Schicksal verdient hätten. Um sich noch gefälliger zu machen, richteten die Rhodier eine Anzahl ihrer eigenen Mitbürger hin, die zuerst zur

Neutralität gerathen hatten. Hierauf erst schienen sich die erzürnten Väter zur Gnade zu neigen, und statt der gefürchteten Zerstörung von Rhodus begnügten sie sich, einige Städte und Provinzen Asiens, die bisher den Rhodiern Tribut bezahlt hatten, für frey zu erklären. Und dafür bedankten sich die Bestraften noch durch eine goldene Krone, die 10,000 Goldstücke am Werth hatte. Dennoch dauerte es noch ein ganzes Jahr, ehe sie völlige Verzeihung erhielten, und wieder zu Bundesgenossen angenommen wurden. Eumenes würde gar seinen Thron verloren haben, wenn sein Bruder Attalus unedel genug gewesen wäre, die geheimen Anerbietungen der Römer zu benutzen. Den Prusias schreckten diese Beispiele dergestalt, daß er in Person nach Rom reisete, sich dem Senat zu Füßen warf, den Fußboden küßte, und seine knechtische Rede mit den Worten anhob: „Seyd mir gegrüßt, rettende Götter!“

31.

Der Triumph des Aemilius Paulus.

(167 v. Chr.)

Der Beendiger des macedonischen Krieges war nicht strenger gegen den Feind als gegen sein

eigenes Heer, und dies machte ihm so viel Feinde, daß ihm sogar nach seiner Rückkehr die Ehre des Triumphs streitig gemacht ward. Allein seine Freunde und die Gerechtigkeit der Sache drangen durch, und so hielt er seinen Einzug mit einem Glanze, der alles bisher Gesehene in dieser Art übertraf. Damit der Leser sich einen deutlichen Begriff von diesen Ehreneinzügen machen möge, wollen wir hier die Beschreibung des Aemilischen Triumphs einschalten, die uns Plutarch umständlich aufbehalten hat.

Das Volk, heißt es darin, hatte auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt eine Menge Schaugerüste erbaut, um von denselben den Zug bequem ansehen zu können. Alle Zuschauer waren in festlichen Kleidern, alle Tempel waren geöfnet und mit Kränzen geschmückt, und strömten Düfte köstlichen Weihrauchs aus. Drey Tage dauerte das Fest. Am ersten sah man auf unzähligen Wagen die aus Griechenland geplünderten Gemälde, Bildsäulen und andere treffliche Kunstwerke durch die Straßen fahren. Am zweiten Tage kam die Reihe an die erbeuteten Waffen und Rüstungen, die alle hell polirt waren, und im Sonnenscheine wie Spiegel blitzten. Man hatte Helme, Schilde, Harnische, Köcher, Pferdezäume und Streitstiefeln sehr künstlich, doch scheinbar verworren, über einander gepackt, und so, daß die dazwischen gestellten

Schwerdter und Lanzen überall hervorsahen, und grauenvoll an einander klirrten. Hinter diesen Wagen folgten 3000 Männer, welche das gemünzte Silber in 750 offenen Gefäßen trugen, und nach diesen kamen andere Träger, beladen mit dem verarbeiteten Silber, mit Tischgeräthen, silbernen Bechern, Kannen und Schalen.

Der dritte Tag war der glänzendste von allen. Schon früh ließen sich die Trompeter mit kriegerischer Musik in den Straßen hören. Der Aufzug begann mit 120 fetten Opferstieren, denen man die Hörner vergoldet, und Nacken und Rücken mit Bändern und Kränzen verziert hatte. Jünglinge in schön gestickten Schürzen und Knaben mit goldenen und silbernen Opfergefäßen begleiteten sie bis zum Altare.

Hierauf folgten die Träger des gemünzten Goldes, das man erbeutet hatte, und welches in 77 Gefäßen zur Schau getragen ward. Hinter diesen sahe man die große Opferschale, welche Aemilius aus zehn Talenten Goldes von einem griechischen Künstler hatte verfertigen, und mit vielen Edelsteinen besetzen lassen. Dann folgten die unzähligen goldnen Becher und Gefäße aus dem Schatze des Perseus, unter denen sich manches Stück befand, welches sich von Alexanders Generalen herschrieb, also vielleicht vormals aus Asien geplündert war, und nun durch eine abermalige Plünderung in Rom prunken mußte.

Hierauf ward der Wagen des Perseus vorbeigefahren, auf welchem sein königliches Diadem und seine Waffen lagen. Dann kamen die gefangenen Kinder des Königs, geführt von ihren weinenden Lehrern und Dienern. In einer kleinen Entfernung hinter ihnen folgte endlich Perseus selbst in Ketten, und in einem Trauerkleide. Er schlug die Augen nieder, zitterte heftig, und sah ganz verstört aus. Hinter ihm gingen seine mitgefangenen Freunde und Verwandten, traurig und beschämt, wie er selbst. Dann folgte wieder ein Haufe von Trägern, welche 4000 goldene Kronen trugen, die die griechischen Städte als Geschenke dem Sieger durch Abgeordnete hatten reichen lassen. Nun endlich erschien auch Aemilius, gehüllt in eine prächtige, goldgestickte, purpurne Toga, und in der Hand einen Lorbeerzweig haltend. Er saß auf einem herrlichen Triumphwagen, von vier schönen Rossen gezogen, und hinter ihm folgte zum Schlusse das ganze römische Heer, mit Lorbeerzweigen geschmückt, ausgelassene Lieder singend, und vor den Zuschauern mit übermüthigen Geberden einherstolzirend.

Der unglückliche König ward nachher nach Alba abgeführt, und daselbst zum ewigen Gefängnisse verdammt, in welchem er das Jahr darauf vor Gram starb. Seine Kinder erhielten kümmerlich ihr Leben. In einem zweiten Triumphe,

den der Prätor L. Anicius über die Illyrier hielt, ward der vom Perseus betrogene König Gentius mit Gemahlin, Bruder und Kindern und vielen vornehmen Illyriern aufgeführt. Er ging gefesselt, wie Perseus, vor dem Triumphwagen des Siegers her, und sah gleichfalls seine ehemaligen Schätze und Kostbarkeiten, jetzt eine Beute seiner Feinde, vor sich hertragen. In einem dritten Triumphe endlich prangte der Admiral C. Octavius mit den erbeuteten Schnäbeln feindlicher Schiffe. Der König Gentius ward mit seiner Familie nach Spoletum geführt, und starb daselbst in der Gefangenschaft.

Die ungeheuren Geldsummen, mit denen durch die Siege in Macedonien und Asien der römische Schatz bereichert wurde, machten es dem Senate möglich, dem Volke eine gänzliche Freiheit von Abgaben zu bewilligen, welche von dieser Zeit an 123 Jahre fortgedauert hat. Mit diesem Reichthume griff auch die Sittenverderbniß der Römer schnell um sich; Geld war nun die Losung, und der schändlichste Geiz unterdrückte jeden Keim wahrer Tugend. So wie das römische Volk das erste und reichste auf der ganzen Erde seyn wollte, so strebte jeder einzelne der vornehmeren Bürger desselben, der erste und reichste in Rom zu seyn. So viele Feldherren, Consuln, Prätoren, Unterbefehlshaber, Statthalter und Gesandte also das römische Volk er-

wählte, so viele Völkergeißeln sandte es aus, und da die meisten dieser Aemter alle Jahre neu besetzt wurden, so suchte jeder seine Zeit so gut er konnte zu benutzen; die Aussaugungen der bedrückten Provinzen erneuerten sich von Jahre zu Jahre, und hörten folglich nie auf. Enthaltsamkeit und Gerechtigkeit hatten längst aufgehört Charakterzüge der Römer zu seyn, und seit der nähern Bekanntschaft mit den ganz entarteten Griechen hatten auch die bisher so bindenden religiösen Gefühle sehr viel von ihrer Stärke verloren. Dennoch war man noch immer darauf bedacht, die alte Sitteneinfalt zu erhalten. 161 v. Chr. wurden durch ein Senatsdekret alle griechische Redekünstler und Sophisten aus Rom verwiesen, ja der alte Cato fertigte sogar 155 eine athenische Gesandtschaft, an deren Spitze der Philosoph Karneades (-) stand, darum schneller ab, damit diese gewandten und angenehmen Schwätzer mit ihren Redereien über göttliche und menschliche Dinge die römische Jugend nicht irre machten. Und 160 wurde auf den Vortrag eines Senators Scipio Nasica (-) ein schon weit gediehenes Theater in Rom wieder eingerissen, weil es Sitzplätze enthielt, welches man unmännlich und verführerisch fand. Bisher hatten nämlich die Zuschauer den Schauspielen immer stehend beigewohnt.

32.

Zertretung Syriens und Aegyptens.

(168 — 162.)

Sehr erwünscht war es den Römern gekommen, daß der gegenwärtige syrische König Antiochus Epiphanes (*), der dem macedonischen Kriege wohl eine andre Wendung hätte geben können, wenn er der Mann danach gewesen wäre, unterdessen mit einem andern Kriege beschäftigt gewesen war, gegen Aegypten nämlich, dessen Hauptstadt Alexandrien er bereits belagerte. Sehr weislich hatten sich die Römer darum nicht bekümmert, so lange ihnen Perseus noch zu schaffen machte; kaum aber waren sie dieses Feindes los, so säumten sie nicht, auch jenem ihre Aufmerksamkeit und ihre Oberherrlichkeit fühlbar zu machen. Eine römische Gesandtschaft traf ihn in einer Verschanzung vor Alexandrien. Popillius, das Haupt derselben, war ihm noch von Rom her, wo er ehemals einige Jahre als Geisel zugebracht hatte, genauer bekannt. Er wollte ihm daher als einem alten Freunde die Hand reichen, allein der stolze Römer wollte zuvor wissen, ob er mit einem Freunde oder Feinde seiner Republik zu thun habe. Er überreichte ihm daher das Dekret des Senats, welches ihm befahl, aufs schleunigste Aegypten

zu

zu räumen. Antiochus las es, und versprach, sich darüber mit seinen Ministern zu berathen. Mit gebieterischer Miene zog hierauf der Gesandte mit seinem Stocke einen Kreis in den Sand um den König her, und sagte: „Noch ehe du aus diesem Kreise trittst, muß ich deine Entschließung wissen." — „Ich werde thun, was der Senat befiehlt," antwortete der bestürzte König nach einiger Besinnung, und nun erst reichte ihm Popillius die Hand. Antiochus zog seine Truppen aus Aegypten, und gab alle Eroberungen zurück. Seine Gesandten in Rom, die nach römischer Etikette wegen des Sieges über Perseus Glück zu wünschen kamen, mußten dem Senat sagen, der Friede, den die ehrwürdigen Väter ihrem Könige aufgelegt hätten, sey ihm vorzüglicher als alle Siege, die er hätte davon tragen können, und er habe den Befehlen der römischen Gesandten wie denen der Götter selbst gehorcht. Die Antwort des Senats war, der König habe weise daran gehandelt, und der Senat und das römische Volk seyen mit ihm zufrieden.

Bisher hatten die Römer in ihren Anmaßungen noch immer wenigstens einen Schein von Gerechtigkeit vor sich hergetragen; von jetzt an aber änderte sich ihr System, und jedes Mittel, ihre Herrschaft zu behaupten, galt ihnen gleich. Ganz natürlich. Diese ungeheure Maschine, aus fortschreitenden Eroberungen zusammengebauet,

mußte immerfort im Gange erhalten werden, wenn sie nicht plötzlich wieder in sich selbst zerfallen sollte. Die zahlreichen Here wollten beschäftigt und ernährt seyn, daher suchte man ihnen immer mehr Boden zu verschaffen. Die Gerechtigkeit konnte nun nicht mehr erwogen werden. Alle Völker mußten wehrlos seyn, damit sich Rom von ihrem Marke nähren konnte. Antiochus Epiphanes in Syrien starb 164. Sein eigentlicher Thronerbe, Demetrius, ward als Geisel in Rom zurückgehalten, und der Senat bestellte den 9jährigen Sohn des Verstorbenen, Antiochus Eupator, zum Könige, damit ihm römische Vormünder gegeben werden konnten. Diese sogen nicht nur das Land methodisch aus, sondern verbrannten auch alle syrische Schiffe und lähmten die Kriegselephanten, um der Nation alle Kräfte zum Aufstande zu rauben. — In Aegypten stritten sich zwey Brüder, Ptolemäus Philometor und Physkon, um den Thron. Die Römer theilten das Reich unter beide (162), um so desto sicherer über das Ganze zu herrschen.

33.

Der dritte punische Krieg.

(150—146. v. Chr.)

Der 50jährige Zeitraum, während dessen Karthago durch den drückenden Tribut zur Abhängigkeit von Rom verdammt war, näherte sich jetzt seinem Ende. Natürlich mußte die Frage, was alsdann mit einer noch immer so furchtbaren Macht anzufangen sey, die römischen Senatoren nicht wenig beschäftigen. Am besten wäre wohl, dies leuchtete jedem ein, wenn man eine schickliche Veranlassung finden könnte, die Zinspflichtigkeit zu erneuern, auch wohl zu verstärken. Einige gingen noch weiter, sie wollten Karthago ganz vernichtet wissen. Zu diesen gehörte der alte Cato, der sich auf einer Gesandtschaft nach Karthago dort nicht genug geehrt gefunden hatte, und der theils deswegen, theils aus Widerspruchsgeist gegen seinen Collegen Scipio Nasica, den er haßte, jede Rede im Senat, sie mochte handeln, wovon sie wollte, mit den Worten schloß: „und endlich sage ich noch, Karthago muß zerstört werden.“

Wirklich trat die Mehrheit allmälig seiner Meinung bey. Die Gelegenheit mußte der mehr als 80jährige Masinissa geben, vielleicht heimlich von römischen Ausgeschickten angereizt. Un-

aufhörlich machte dieser neue Ansprüche an karthagische Ländereien; unversehens fiel er den Wehrlosen (denn sie durften ja keinen Krieg führen) ins Land, und nie schloß er einen Frieden ohne bedeutende Vortheile. Vergebens flehten sie in solchen Nöthen die Römer um Hülfe an; man sandte zwar zuweilen Commissarien hinüber, allein diese untersuchten mehr den Zustand der karthagischen Macht, als die Streithändel mit dem Numidier.

Was sollten die Armen thun? Ihnen blieb zuletzt nichts als die Nothwehr übrig, und so schlugen sie (152) einen neuen Ueberfall Masinissas einmal mit gewaffneter Hand zurück. Römische Gesandte sahen ruhig von einer Anhöhe herab dem Gemetzel von beinahe 100,000 Afrikanern zu. Die Karthager baten gleich nachher durch Gesandte in Rom wegen dieser ihnen abgezwungenen Nothwehr um Verzeihung, erhielten aber die kalte und dunkle Antwort, sie möchten selbst zusehen, welche Genugthuung sie den Römern schuldig seyen.

Indem man in Rom darauf dachte, wie man den gegenwärtigen Vorfall am besten benutzen könne, erschienen Gesandte von Utika, welche ihre Stadt den Römern freiwillig zu unterwerfen kamen. Dieser günstige Umstand bestimmte völlig den Entschluß, Karthago zu vernichten, denn Utika, nur anderthalb deutsche

Meilen davon entfernt, konnte jetzt zum bequemsten Waffenplatze dienen. Der Krieg ward also beschlossen, und der Vorwand mußte die feindliche Behandlung des römischen Bundesfreundes Masinissa seyn. Die beiden Consuln des nächsten Jahres (149), Censorinus und Manilius, erhalten den Auftrag, mit 84,000 Mann nach Sicilien, und von da nach Afrika überzusetzen, und den Krieg nicht eher zu beendigen, als bis Karthago zerstört sey.

Die Ueberfahrt einer römischen Flotte nach Sicilien verursachte in Karthago eine allgemeine Bestürzung. Den schrecklichen Schlag, wenn es noch Zeit wäre, abzuwenden, eilen karthagische Gesandte nach Rom, ihren ganzen Staat und dessen Schicksal freiwillig in die Hände des römischen Volks zu legen. Sie erhalten zur Antwort, da sie endlich das gute Theil erwählt hätten, so bewillige ihnen der Senat ihre Freiheit, ihre Gesetze und ihre Güter unter der Bedingung, daß sie binnen 30 Tagen 300 Jünglinge aus den ersten Häusern als Geiseln nach Rom schickten, und alles thäten, was ihnen die Consuln befehlen würden. Dieser letzte Zusatz und die Unbestimmtheit des Wortes Güter erregten neue Angst. Indessen eilt man, die den jammernden Eltern entrissenen Geiseln einzuschiffen. In Lilybäum sagen die Consuln den Gesandten,

in Utika würden sie die weitern Befehle des Senats erfahren.

Mit steigender Unruhe, durch die Qualen der Ungewißheit vergrößert, sieht man hierauf in Afrika der furchtbaren Landung entgegen. Die Gesandten stellen sich abermals mit demüthiger Unterwerfung im römischen Lager ein. Hier befiehlt ihnen der Consul Censorinus alle ihre Waffen auszuliefern. Tausende von Wagen, mit Waffen und Kriegsmaschinen beladen, werden hierauf gehorsam ins römische Lager gefahren. Zitternd folgen die Abgeordneten, um den zweiten Befehl zu vernehmen. „Ich muß eure Bereitwilligkeit loben, die Vorschriften des Senats zu vollziehen, versetzt der Consul. Sein letzter Wille ist, daß ihr Karthago verlasset, und euch irgendwo im Lande, nach eurem Belieben, nur aufs wenigste 80 Stadien (zwey Meilen) vom Meere entfernt, anbauet, denn eure gegenwärtige Stadt muß zerstört werden."

Diese Erklärung verwandelte die Thränen der Angst in Geberden der Verzweiflung. Alle fluchen aus einem Munde dem römischen Namen; alle beseelt nur eine Empfindung und ein Wille: der Rache und der Vertheidigung bis zum Tode. Obgleich entwaffnet und eingeschlossen, wollen sie doch für dies Letzte, Aeußerste, für ihre alte, berühmte Stadt und für die theuren Denkmäler ihrer Vorfahren die letzte Kraft

aufbieten. Sie verweigern einmüth'g die empörende Forderung, verrammeln ihre Thore, versperren den Hafen durch eine vorgezogene Kette, und erwarten entschlossen die Belagerung.

Makrobius, ein späterer Schriftsteller aus dem fünften Jahrh. nach Chr. hat uns die beiden Formeln noch aufbehalten, mit welchen der kommandirende Consul nach römischer Sitte heimlich die Schutzgötter der zu zerstörenden Stadt herauszugehen und nach Rom zu ziehen ersuchte, und dann den so verlassenen Ort den unterirdischen, bösen Gottheiten weihte. So abgeschmackt sorgfältig war dies größte Volk der Erde in der Beobachtung aller Vorsichtsmittel, durch welche man dem Feinde schaden zu können glaubte.

34.

Die Zerstörung Karthago's.

(146 v. Chr.)

Siebenhunderttausend Verzweifelnde in einer von allen Seiten stark befestigten Stadt lassen wohl keine leichte Arbeit erwarten. Wirklich kostete auch die Belagerung den Römern fast vier Jahre und eine nicht geringe Anzahl Menschen. Außer den von innen sich vertheidigenden Bür-

gern befehligte draußen ein tapferer Feldherr, Asdrubal, ein Miethsheer von 20,000 Mann, mit dem er eine solche Stellung nahm, daß die Stadt ununterbrochen mit Lebensmitteln versehen werden konnte. Drinnen war unterdessen Jung und Alt geschäftig, Vertheidigungsmittel zu bereiten. Man trug Häuser ab, um die Balken zu Schiffen zu verzimmern, alles Metall in der Stadt ward zusammengetragen, um Waffen daraus zu schmieden. In den Häusern, auf den Straßen, in den Tempeln sogar sah man hämmern, schmelzen und hobeln. Die Weiber gaben ihr Haar zu Bogensennen her. Die alte Thätigkeit der Phönicier erwachte in diesen braven Nachkommen wieder, und wenn gleich ihre Anstrengungen fruchtlos gewesen sind, so haben sie doch den unsterblichen Ruhm davon getragen, nach einer fast übermenschlichen Gegenwehr als Helden gefallen zu seyn.

Asdrubal mit seinen Truppen spottete ein ganzes Jahr lang der beiden Consuln, die in der That nicht die größten Kriegshelden waren; ja er würde sie vielleicht gänzlich aufgerieben haben, wenn nicht die seltene Klugheit und Tapferkeit eines jungen Officiers, des Sohns jenes berühmten Aemilius Paulus *), das römische Heer vom

*) Dieser junge Aemilius war von einem Sohne des berühmten Scipio Afrikanus adoptirt worden, und

Verderben errettet hätte. In Rom war man über die Langwierigkeit der Unternehmung unzufrieden, und sobald das Amtsjahr der beiden letzten Consuln verflossen war, übergab das Volk sogleich dem Scipio, der um sich nur zur Aedilswürde zu melden nach Rom gekommen war, die Fascen, und ernannte ihn ohne das gewöhnliche Loosen zum Feldherrn in Afrika. Man hatte sich in der Wahl dieses Mannes nicht geirrt. Durch Beredsamkeit brachte er einen tapfern feindlichen General von karthagischer auf römische Seite, und durch List bewegte er den Asdrubal, seine furchtbare Stellung zu verlassen, und sich in die Stadt zu werfen. Darauf nahm er sogleich den verlassenen Posten ein, schnitt den Belagerten die Zufuhr ab, und wagte einen allgemeinen Sturm gegen die Mauern. Dennoch gelang ihm die Eroberung der Stadt erst im zweiten Jahre seiner Befehlshaberschaft: so lange hatten die braven Karthager alle Künste römischer Hinterlist, und alle Anstrengungen römischer Kriegserfahrenheit glücklich zernichtet. Auch bey dem letzten fürchterlichen Sturme, da die römischen Soldaten auf vielen hundert Leitern hinanklimmten, sah man von der andern Seite die Belagerten von der Mauer herab mit der Wuth der Ver-

trug daher nach römischer Sitte den Namen Scipio Aemilianus.

zweiflung fechten, und mancher Römer ward schrecklich hinabgestürzt. Endlich aber überwältigten die Sieger auch den letzten Widerstand. Von Straße zu Straße zog sich nun das mörderische Gefecht, sechs Tage lang währte noch in den Häusern das Gemetzel, bis endlich die überhand nehmende Flamme Stillstand gebot. Von allen 700,000 Einwohnern blieben nur 50,000 am Leben, welche sich in das feste Schloß geflüchtet hatten. Sie wurden als Sklaven verkauft. Neunhundert römische Ueberläufer brannten sich selbst in einem Tempel auf, und mit ihnen Asdrubals Gemahlin, nachdem sie ihre beiden Kinder getödtet hatte, um sie der römischen Knechtschaft zu entziehen. Asdrubal selbst hatte solchen Muth nicht; er ergab sich dem Sieger und ertrug die Beschimpfungen römischen Uebermuths mit Thränen, sitzend auf einem Hügel zu Scipio's Füßen. Aber auch Scipio war bewegt, als er von ferne die dunkelrothe, himmelanfliegende Lohe der untergehenden Stadt sah, die 700 Jahre lang das Meer beherrscht hatte, und nun in einer siebzehntägigen Feuersbrunst in Asche sank. Mit einem ahnenden Blick auf das künftige Schicksal Roms hörte man ihn die homerischen Verse aussprechen: Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Die Nachricht von Karthago's Untergang

erregte in Rom eine ausschweifende Freude. Eine Reihe von Tagen ward zu einem Dankfeste für die Götter bestimmt. Der bald darauf folgende prächtige Triumph des Feldherrn erneuerte den allgemeinen Jubel. Man gab dem Scipio, wie jenem ältern, der bey Zama siegte, den Ehrennamen Afrikanus, und nannte ihn zum Unterschiede den jüngern. Der Platz, wo Karthago gestanden hatte, ward dem Erdboden gleich gemacht, und Priester mußten den Ort verfluchen, daß niemand sich jemals wieder daselbst anbauen sollte. Das Land rings umher, sammt allen übrigen darin liegenden Städten, wurde theils den Utikern geschenkt, theils von den Römern in Besitz genommen, und von 10 hinübergeschickten Commissarien zu einer römischen Provinz eingerichtet.

35.

Die Zerstörung Korinths.

(v. Chr. 146.)

Das System der römischen Politik hatte sich jetzt auffallend verändert. Ehemals hatte sich Rom bloß mit dem Schiedsrichter- und Aufseheramt über die entfernteren Staaten begnügt:

jetzt wollte es sie als eroberte Provinzen beherrschen. So verfuhr man mit Karthago, und zu gleicher Zeit auch mit Macedonien und Griechenland.

Die beiden letztern Staaten hatten die vier Jahre, während welcher die Römer mit der Belagerung Karthago's beschäftigt waren, eifrig genug benutzt, um ihre verhaßte Scheinfreiheit in eine wahre zu verwandeln. In Macedonien stand ein angeblicher Bastard des Perseus unter dem Namen Philipp auf, und erlangte durch den Beistand eines Schwarmes tapfrer Thracier ungemein viel Einfluß und Vertrauen. Eigentlich war es ein gemeiner Mensch, von Geburt ein Mysier, mit Namen Andriskus. Er wurde um so gefährlicher, da selbst die bedrängten Karthager mit ihm in Unterhandlungen traten. Die Römer sandten in der Geschwindigkeit einen Prätor, P. Juventius Thalna gegen ihn, allein dieser wurde geschlagen (148). Erst dessen Nachfolger, der Prätor Q. Cäcilius Metellus, überwand ihn 147 in zwey Schlachten, und bekam ihn selbst gefangen. Dennoch traten in der Folge noch zwey falsche Philippe, aber mit noch schlechterm Glücke, auf; ein rühmliches Zeichen, wie schwer sich die Nachkommen der Völker des großen Alexander an fremde Unterwürfigkeit gewöhnen wollten.

In Griechenland, wo Einigkeit nie geherrscht

hatte, waren seit 150 v. Chr. Streitigkeiten zwischen dem achäischen Bunde und den mitverbündeten Spartanern ausgebrochen. Die letztern riefen sogleich die Römer zu Hülfe. Römische Commissarien erscheinen (147), und berufen eine Bundesversammlung nach Korinth. Hier verkündigen sie den Befehl des Senats, 5 der wichtigsten Städte von dem Bunde abzusondern, weil sie nicht vom Anfang an dazu gehört hätten. So wollte man abermals durch schlaue Trennung eine starke Kraft zersplittern. Aber die Einwohner von Korinth, welche mit unter jene 5 Städte begriffen waren, hörten nicht sobald von diesem Beschlusse, als sie mit griechischer Lebhaftigkeit über alle in ihren Mauern befindliche Spartaner herfielen, und sie als die Urheber dieser verhaßten Commission ermordeten. Selbst in dem Hause der Commissarien suchten sie die Flüchtigen auf, ja die Römer selber entgingen nicht ganz den Mißhandlungen der Gereizten.

So übel man zu Rom dies Verfahren aufnahm, so wollte man doch vor der Hand noch nicht in dem gewohnten Tone sprechen, weil eben jetzt die Händel mit Karthago und dem Andriskus in einer fatalen Krise schwebten und die römischen Heere übergenug beschäftigten. Man sandte daher abermals Commissarien hin, die in einem wunderbar freundlichen Tone zum Gehor-

sam ermahnten. Aber man sah in ihrer Gelindigkeit nur zu deutlich die gegenwärtige Verlegenheit Roms, und eben diese glaubte man benutzen zu müssen. Kritolaus, jetzt das Haupt des Bundes und ein wüthender Römerfeind, muntert alle Glieder zur Einigkeit und zur nachdrücklichsten Entschlossenheit auf, und das erste Werk des allgemeinen Enthusiasmus, den er in ihnen aufgeregt, ist eine Kriegserklärung gegen Sparta, mithin gegen die Römer selbst. Man rechnete dabey auf einen allgemeinen Aufstand sämmtlicher unterjochten Völker, und sah schon im Traume aus dem tapfern und glücklichen Griechenlande das goldne Zeitalter einer neuen Freiheit hervorgehen. In diesem Geiste behandelte man noch eine dritte römische Gesandtschaft, die der in Macedonien kommandirende Prätor Metellus 147 auf den Bundestag nach Korinth schickte. Sie wurde verspottet und weggejagt.

Aber ach! man hatte zu früh triumphirt. Kaum war Andriskus bezwungen, so rückte Metellus mit dem Heere über die thessalischen Gebirge nach Hellas herunter. Kritolaus führte ihm ein schnell zusammengerafftes Häuflein Griechen nach Lokris entgegen, wo es beim ersten Zusammentreffen mit den Römern sammt seinem Anführer vernichtet ward. Den Rest verstärkte Diäus, sein Nachfolger, durch Sklaven, denen

er die Freiheit gab, und mit diesem neuen Heere warf er sich in Korinth.

Während die Römer 146 dem Scipio in Afrika die Befehlshaberschaft als Proconsul verlängerten, fiel die Anführung des Metellischen Heeres dem Consul Mummius durchs Loos zu. Dieser rückte alsbald vor Korinth, und machte sich auf eine lange Belagerung gefaßt. Allein der ungestüme Diäus erleichterte ihm die Mühe. Er griff ihn vor den Mauern der Stadt mit seinem ganzen Heere an, ward geschlagen, floh sinnlos nach seiner Vaterstadt Megalopolis, und starb daselbst als ein ächter Republikaner an einem Gifttrank, nachdem er zuvor seine Gattin getödtet und sein Haus angezündet hatte.

Der flüchtige Rest des Heeres dachte nicht daran, die Stadt zu retten. So zog denn der Consul ein, und gab Erlaubniß zur Plünderung. Denn eben weil sie so groß und herrlich war, sollte sie zum desto schreckendern Beispiel dienen, daß nicht Alter noch Berühmtheit vor der Rache beleidigter Römer schütze. Mit ihrem Daseyn sollte sie die Schmähung der römischen Gesandten büßen. Nachdem die kostbarsten Werke der Kunst beiseite gestellt waren, legte der rohe Soldat die Hand an die kleinern Güter und an die Weiber und Kinder, die zu Erhöhung der Beute zuletzt als Sklaven verkauft wurden. Hierauf machte, wie wenig Monden früher zu Karthago, ein un-

geheurer Brand von mehreren Tagen der alten Herrlichkeit Korinths ein Ende, und was die Flamme noch übrig ließ, zerstörte auf ausdrücklichen Befehl noch der Mauerbrecher.

Der Held dieser Kriegsthat war kein Scipio. Als ein Beauftragter des Königs Attalus bey dem öffentlichen Verkauf der Beute auf ein vorzüglich berühmtes Gemälde fast 30,000 Thlr. nach unserm Gelde bot, befahl der Consul schnell, dasselbe zurückzuhalten, in der Meinung, nur eine geheime Zauberkraft könne einer bemalten Tafel solchen Werth geben. Gleich lächerlich drohte er den Soldaten, die die marmornen Statuen, längst verstorbener Meister unersetzliche Werke, etwas plump angriffen: wer etwas zerbreche, müsse es neu machen lassen. Mit Unrecht hat man jedoch aus dieser Unkunde des guten Mummius auf den Culturzustand seiner römischen Zeitgenossen überhaupt geschlossen, denn in welchem Officierkorps unserer Tage könnte man nicht ähnliche Aussprüche hören?

Nach der Zerstörung Korinths durchzog das römische Heer den Peloponnes, um die Mauern der Städte niederzureißen, die an dem Aufstand Theil genommen hatten, ihre Bürger zu entwaffnen und die Häupter gefangen wegzuführen. Zehn Commissarien erschienen hierauf in Griechenland wie in Macedonien, um beide berühmte Länder zu römischen Provinzen einzurichten.

Zu

Zu dem Ende wurde die republikanische Verfassung in allen einzelnen Städten abgeschafft, Magistrate wurden aus den reichsten Einwohnern erwählt, und alle Städtebündnisse aufgehoben. Ein römischer Prätor, der jährlich abgelöset ward, hatte in Macedonien, und ein anderer in Griechenland oder der nunmehrigen Provinz Achaja das Oberregiment.

Die Triumphe des Mummius und des Metellus bereicherten die Tempel und öffentlichen Plätze Roms mit einer Menge der herrlichsten Gemälde und Bildsäulen. Vor dem Prachtwagen des letztern ward der gefangene Andriskus in Fesseln hergeführt, und unter den erbeuteten Schaustücken prangten 25 bronzene Roßbildsäulen *) aus der macedonischen Stadt Dium, von der Hand des berühmten Bildners Lysippus, der sie vor beinahe 200 Jahren auf Alexanders des Großen Befehl zum Gedächtniß seiner am Granikus gebliebenen Freunde verfertigt hatte. Mummius ward von seinem Siege Achaïcus, Metellus Macedonicus zubenamt.

*) Statuae equestres.

36.

Römerherrschaft in Spanien.

(150 — 140 v. Chr.)

Während Rom auf die eben beschriebene Weise in Süden und Osten seine Macht mit so raschen Schritten vergrößerte, erfuhr es im Westen einen fast unüberwindlichen Widerstand. Keine von allen unterjochten Nationen hat ihre Freiheit gegen die Römer so lange und so hartnäckig vertheidigt, als der Bund der zahlreichen und kriegerischen Völkerschaften, die das heutige Spanien und Portugal bewohnten. In diesem weitläuftigen Lande, in dem fast jede Stadt eine Festung war, und dessen Gebirge soviel Zufluchten und Hinterhalte darboten, arbeiteten List und Tapferkeit römischer Feldherren vergeblich. Jedes an einem bezwungenen Völkchen vollzogene Rachebeispiel reizte zehn andere zu desto entschlossenerm Widerstande auf. Von 200 bis 133 v. Chr. hörten die Kriege fast nie ganz auf, und Spanien war so sehr das Grab der römischen Heere, daß zuletzt fast kein Soldat mehr hingehen wollte.

So große Schwierigkeiten erzeugten von beiden Seiten eine gräßliche Erbitterung. Gegen so hartnäckige Widerstreber hielten die römischen Feldherren sich alles für erlaubt, und nirgends

erscheint der römische Charakter so verabscheuungswerth, als in den Erzählungen Appians *) von den spanischen Kriegen. Hier nur einige Beispiele:

Der Proconsul Marcellus hatte mit den Celtiberiern einen Frieden geschlossen, als eben sein Nachfolger, der Consul Lucullus, aus Rom ankam, um den Krieg fortzusetzen (151). Unwillig über den Frieden, und keineswegs geneigt, dies reiche Land ohne Ruhm und Beute zu verlassen, wendet sich der neue Feldherr zu einem benachbarten Volke, den Vaccäern, die jetzt eben gar nicht in den Waffen waren, und schließt eine ihrer Hauptstädte, Cauca, ein. Die guten Leute lassen ihn ohne langen Widerstand ein, und fragen nach seinem Begehren. Er verlangt 100 Talente, Uebertritt ihrer Jugend zum römischen Kriegsdienst und Einnahme einer Besatzung. Die Caucäer bewilligen alles. Aber kaum ist die Besatzung in der Stadt, so eröffnet sie ein fürchterliches Blutbad. Gegen 20,000 Menschen werden niedergehauen, die übrigen verkauft, alles Tragbare geplündert. So hatte doch der Consul Lucullus auch eine Stadt erobert!

Sein Beispiel reizte den gleichzeitigen Prä-

*) Ein griechischer Geschichtschreiber aus dem zweiten Jahrh. nach Chr.

tor des jenseitigen Spaniens, Servius Sulpicius Galba, zu einer nicht unglücklichen Nachahmung. Geschreckt durch sein unablässiges Sengen und Morden bitten ihn die bisher empörten Völker seiner Provinz um Frieden. Er hört sie mit erheuchelter Freundlichkeit an, bedauert sie, entschuldigt sogar ihre Streifereien mit der Unfruchtbarkeit ihres Bodens, und verspricht ihnen, sie in drey von einander getrennte, aber sehr fruchtbare Gegenden zu verpflanzen, doch mit der Bedingung, daß sie ihm zuvor alle Waffen auslieferten. Dies geschieht, die Wehrlosen werden in drey verschiedene Haufen gesondert, weit von einander getrennt, und dann, ein Hausse nach dem andern, von Galba's Soldaten umzingelt und niedergehauen, viele tausend Menschen!

Einige entrannen der unmenschlichen Schlachtbank: unter diesen ein Hannibalskopf, Namens Viriathus, ein gemeiner Lusitanier *). Dieser kühne, kluge und hochherzige Mann, der wohl eines eigenen Geschichtschreibers werth gewesen wäre, entflammte durch seine Geistesüberlegenheit zuerst eine Rotte, dann ein Heer der tapfersten Vaterlandsvertheidiger, mit denen er alle gegen ihn ausgeschickte Feldherren schlug,

*) Lusitanien hieß das heutige Portugal sammt Andalusien und einem Theil von Granada.

und sechs Jahre lang eine so entschiedene Uebermacht behauptete, daß der Proconsul Fabius zuletzt (141) mit Zustimmung des ganzen römischen Volks einen Frieden mit ihm schloß, desgleichen Rom bisher noch nie geschlossen hatte, nämlich auf die einfache Bedingung, daß ein jeder Theil seine bis jetzt behaupteten Eroberungen behalten solle.

Aber der Consul Cäpio, der das Jahr darauf (140) Spanien zu seinem Amtsbezirk erhielt, und sich, wie Lucullus, an dem ungelegenen Frieden ärgerte, schrieb dem Senat, dieser Friede gereiche dem römischen Namen zur Unehre, und eben jetzt sey eine herrliche Gelegenheit, den furchtbaren Viriathus ganz wehrlos zu machen, da ein großer Theil seiner Völker ihn verlassen habe. Der Senat erlaubt ihm hierauf wirklich, den Krieg unter beliebigen Vorwänden wieder anzufangen. Cäpio nun, dem römischen Namen Ehre zu machen, bewegt zwey Trabanten des Viriathus durch große Versprechungen, ihren Feldherrn zu ermorden. Sie vollziehen die unwürdige That in der Nacht, und kommen glücklich ins römische Lager. Statt der Belohnung sendet der große Cäpio die Werkzeuge seiner Tapferkeit nach Rom, denn dem Senat, sagt er höhnisch, komme es zu, zu bestimmen, welchen Lohn Officiere verdienten, die ihren Feldherrn umgebracht hätten. Bis zu solcher Ver-

wilderung kann eine aufgeklärte Nation herabsinken, die aus dem Kriege ihr erstes Handwerk macht!

Die wackern Celtiberier erwiesen der Leiche ihres heldenmüthigen Anführers mehr als königliche Ehre, und setzten dann den Krieg gegen die Römer mit verdoppelter Wuth fort. Vorzüglich tapfer hielt sich die Festung Numantia im heutigen Altkastilien. Bey der Belagerung derselben im Winter 140 legte der Proconsul Q. Pompejus so wenig Ehre ein, daß er sogar die Anklage vor dem Volke bey seiner Rückkehr fürchtete. Diese zu vermeiden, ließ er den Einwohnern heimlich durch ein Paar Vertraute sagen, wenn sie um Frieden bitten wollten, so wolle er ihnen günstige Bedingungen machen. Die Belagerten, gleich ermüdet, ergreifen mit Vergnügen die dargebotene Gelegenheit, zahlen eine Summe Geldes, und hoffen nun endlich Ruhe zu erhalten, als der neue Consul M. Popilius, dem dies Heer zugefallen ist, den Pompejus abzulösen kommt. Jetzt leugnet Pompejus, je einen Vertrag mit den Numantinern gemacht zu haben, und als sie sich auf die eigenen Officiere desselben berufen, verweiset der Consul sie mit ihrer Klage nach Rom, und setzt unterdessen den Krieg fort.

Der nämliche Fall trat noch einmal unter dem Consul Hostilius Mancinus (·) ein, der

137 das nämliche Commando erhielt. - Ihn trieben die Numantiner so in die Enge, daß die Geschichte des Sulpicius in den caudinischen Päſſen ſich ganz genau wiederholte, und dem Conſul nur die traurige Wahl blieb, ob er 20,000 römiſche Bürger aufopfern oder einen ſchimpflichen Vertrag eingehen wolle. Er wählt das letztere, allein die ſchon ſo oft betrogenen Spanier wollen nichts von Verträgen hören. Nur auf das Wort des Quäſtors Tiberius Sempronius Gracchus, deſſen Vater ſich einſt als Statthalter den Einwohnern als einen ehrlichen Mann bewährt hatte, laſſen ſie ſich in Unterhandlungen ein, und verlangen nichts als Frieden auf gleiche Bedingungen. Der Conſul, der Quäſtor und die vornehmſten Officiere beſchwören dieſen Frieden mit einem heiligen Eide, und hierauf werden ſie ſammt dem ganzen Heere unverletzt aus der Gefangenſchaft entlaſſen.

Niemand zweifelte, daß der Senat zu Rom den Frieden beſtätigen würde. Weit gefehlt. Man wollte keinen Frieden mit Numantia, und ſo fiel die Entſcheidung dahin aus, daß alle diejenigen, die ihn beſchworen hätten, den Feinden ausgeliefert werden ſollten. Gracchus und die Officiere wurden noch durch die Gunſt des Volks von den Ketten gerettet, aber Mancinus ward nackt und gefeſſelt von einem Prieſter (pater patratus) vor die Thore von Numanz gebracht, und den Fein-

den zu beliebiger Rache ausgeliefert. Aber diese dachten viel zu rechtlich, um einen unschuldigen Mann die Treulosigkeit seiner Obern entgelten zu lassen.

37.

Die Zerstörung von Numantia.

(133 v. Chr.)

Die braven Numantiner wehrten sich noch mehrere Jahre mit Glück, und machten durch ihre wüthende Tapferkeit die römischen Soldaten so scheu, daß die Feldherren sie nur mit Mühe zu neuen Angriffen zwingen konnten. Endlich ward das Commando dem Scipio Africanus übertragen; der Zerstörer Karthago's sollte auch Numanz vertilgen. Dieser erstaunte, als er in das römische Lager trat. Die erschlaffte Kriegszucht schlechter Feldherren hatte das Heer in einen Haufen des liederlichsten Gesindels verwandelt. Er mußte erst 2000 unzüchtige Dirnen und 4000 Marketender aus dem Lager jagen, ehe er an eigentlich militärische Anordnungen denken konnte. Sich auf den Muth dieser Soldaten zu verlassen, schien ihm so mißlich, daß er mit 60,000 Mann nicht einmal ein Treffen wagte,

so oft der Feind es auch anbot. Ganz behutsam schloß er ihn und die Stadt in einen weiten Wall ein, den er durch alle Künste damaliger Kriegsbaukunst so sehr befestigen ließ, daß man hätte glauben mögen, er sey der Belagerte. Funfzehn Monate lang hielt er so die Stadt umzingelt, die er nicht anzugreifen wagte, und unthätig erwartete er, daß der Hunger — denn alle Zufuhr hatte er abgeschnitten — seinen furchtsamen Soldaten das Sturmlaufen ersparen sollte. Und schrecklich erlag das Heldenvolk diesem Feinde. Immer stiller wurde es in der Stadt, die abgezehrten Bewohner hatten zuletzt kein anderes Mittel mehr, als sich grausam selbst zu schlachten und zu verschlingen. Und noch wollten sie sich den Verhaßten nicht ergeben. Viele tödteten sich selbst, viele brannten sich in ihren angezündeten Häusern auf. Nur ein kleiner Theil ergab sich endlich, von denen Scipio funfzig für seinen Triumph auslas. Die öde Stadt ward hierauf von den römischen Soldaten niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht.

In eben diesem Jahre 133 machten die Römer noch eine andere, höchst wichtige Erwerbschaft. Der blödsinnige König Attalus III. von Pergamus vermachte ihnen nämlich sein ganzes Reich und alle Schätze, man weiß nicht auf wessen Antrieb. Jenes, der größte und schönste Theil von Kleinasien, wurde sogleich besetzt, und

unter dem Namen Asien zu einer römischen Provinz gemacht.

38.

Kriegswesen der Römer.

Ruhen wir hier ein wenig aus von der Betrachtung römischer Gewaltthaten, um einen kurzen Seitenblick auf die kriegerische Verfassung dieses Volkes zu werfen, die gewiß vorzüglich gewesen seyn muß, da seit Roms Erbauung der Krieg das einzige ununterbrochene Studium der Römer gewesen war.

In Ermangelung des Pulvers und der Kanonen mußten sich die Römer mehr auf persönliche Tapferkeit verlassen, und bey den Belagerungen fester Städte durch künstliche Maschinen und vielfache Zusammensetzung einzelner Kräfte das bewirken, was die fürchterliche Gewalt unsers Pulvers weit schneller zu Stande bringt. Daher dauerten in alten Zeiten die Belagerungen weit länger, und die Schlachten waren viel blutiger, weil Mann auf Mann einhauen mußte, und nur selten, wie bey uns, ein Flügel im Ganzen den feindlichen auf einmal werfen konnte. Darauf waren denn auch die Waffen und

die Bekleidung der römischen Soldaten berechnet. Den Kopf des gemeinen Legionssoldaten bedeckte ein Helm, entweder ganz von Erz, oder von Leder mit Erz beschlagen; die Brust schützte ein Harnisch von derselben Materie; selbst um die Arme und Beine wurden eiserne Schienen geschnallt. Um aber noch leichter die feindlichen Würfe und Hiebe auffangen zu können, trug der Soldat an einem Riemen, durch den er den linken Arm steckte, einen vier Fuß langen und drittehalb Fuß breiten Schild, aus zwey Brettern zusammengeleimt, mit Leder überzogen, und am Rande mit Eisen beschlagen. Bey den Reitern, welche überhaupt leichter bewaffnet waren, war der Schild nicht lang und eckig, sondern klein und eirund. Dafür war aber sogar Kopf und Brust der Pferde mit Eisen gepanzert. Sattel und Steigbügel kannten die Alten nicht; dagegen wurde der Reiter früh geübt, mit dem Degen in der Hand aufs Pferd zu springen, und zur Unterlage diente bloß eine wollene Decke.

Als Waffen zum Angriff trug der römische Soldat ein spitzes, zweischneidiges Schwerdt, zwey Wurfspieße und eine vierzehn Fuß lange Lanze; der Reiter hatte auch noch einen Dolch. Auf dem Marsche mußte jeder Soldat außer diesen schweren Waffen noch seinen ganzen Proviant auf zwey bis vier Tage tragen, ferner eine Säge, einen Korb, Stricke, eine Handmühle, eine

Kette, einen Topf, ein Beil, und drey bis vier Zaunpfähle, womit jeden Augenblick ein verpallisadirtes Lager aufgeschlagen werden konnte. Mit dieser ungeheuren Last, die gewöhnlich bunt zusammengeflochten auf den Schultern getragen wurde, mußten sie doch in einer gewissen Ordnung marschiren. Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß die römischen Soldaten bey Plünderungen so unersättlich waren, da sie die Beute mit solchen Strapazen erkaufen mußten.

In der Belagerung fester Städte waren die Römer noch zu Hannibals Zeiten sehr zurück. Erst von den Griechen lernten sie den Gebrauch jener künstlichen Kriegsmaschinen, deren man sich nachher bis auf die Erfindung des Schießpulvers, d. h. bis vor 400 Jahren, bedient hat. Aus einigen derselben warf man Steine und scharfe Wurfstangen, andere dienten bey Belagerungen zur Einäscherung der Mauern. Zu jenen gehörten die sogenannten Ballisten und Catapulten, aus denen man vermittelst starker, scharf angespannter elastischer Saiten bald Steine im Bogen warf, bald lange, spitze Balken mit solcher Kraft abschnellte, daß sie in einer Weite von zwey bis dreihundert Schritten die stärksten Pallisaden zersprengten. Zuweilen bediente man sich der Ballisten, um brennende Materialien in die Städte oder Verschanzungen der Feinde zu werfen, ja man schleuderte damit

sogar Koth, Leichname und todte Pferde hinüber.

Wollte man Mauern untergraben, oder nicht weit von denselben Wälle aufwerfen, und fürchtete sich doch vor den Feuertöpfen, Steinen und Pfeilen der Belagerten, so stellte entweder jeder arbeitende Soldat einen Schanzkorb vor sich hin, oder man errichtete hölzerne bewegliche Brustwehren, die mit nassen Häuten und Flechtwerk bedeckt waren, und hinter welchen ganze Reihen von Soldaten ungestört arbeiten konnten. Sollte ein Angriff dicht unter der Mauer geschehen, so hielten die Soldaten ihre großen Schilde über ihren Häuptern dicht zusammen, so daß sie darunter wie unter einem Dache fortschritten. Von den Griechen nahmen die Römer auch den Gebrauch der beweglichen Thürme an, und bauten dieselben von einer Höhe von 60 bis 120 Ellen; ungeheure Maschinen, von denen kaum zu begreifen ist, wo man die Kräfte hergenommen hat, sie auf den vier bis acht Rädern, auf denen sie ruhten, mit allem, was sie enthielten, an die Mauern zu schieben. Denn während man die unteren Stockwerke mit Ballisten, Catapulten und Mauerbrechern angefüllt hatte, waren die oberen voll von Schleuderern und Bogenschützen, deren Zahl sich auf einige Hunderte belief.

Die Mauerbrecher hatten verschiedene Ge-

stalten und Namen, doch kamen sie im Wesentlichen darin überein, daß sie aus einem langen wagerecht liegenden Balken bestanden, der entweder in Ketten hing, oder auf Rollen hin und her geschoben werden konnte. An dem vordern Ende war er mit einem ehernen Knaufe versehen, dem man die Gestalt eines Widderkopfes zu geben pflegte, von welchem die ganze Maschine den Namen des Widders erhielt. Konnte man mit diesem schrecklichen Zerstörungswerkzeuge der Mauer ungehindert nahe kommen, so war es um die Stadt geschehen, denn hatte man den schweren Balken einmal in Schwung gesetzt, welches von acht bis zwölf starken Soldaten geschahe, so durchbohrte er zuletzt unwiderstehlich den härtesten Stein. Die Belagerten schützten sich gegen ihn dadurch, daß sie Säcke mit Erde von der Mauer herabließen, gegen welche die wiederholten Stöße ihre Kraft verloren, oder man suchte auch die ganze Maschine umzustürzen oder seitwärts zu drehen, oder den Widderkopf mit langen Zangen einzuklemmen oder endlich die Arbeiter zu tödten, die jedoch durch ein übergebautes und mit nassen Häuten bedecktes Dach ziemlich gesichert waren. Erfinderischer ist nicht der menschliche Geist zum Wohl der Brüder, als er zu allen Zeiten auch zu ihrem Verderben gewesen ist.

Die Läger der Römer, besonders die Win-

terläger, wo man ſtatt der Zelte Hütten errichtete, ſahen befeſtigten Städten ähnlich. In ihnen herrſchte die pünctlichſte Ordnung; man ſahe regelmäßige Straßen, Thore, Plätze, Wälle und Gräben darin, und jede Cohorte oder Compagnie hatte ihren angewieſenen Platz. Das Ganze ward vor der Ankunft des Heeres von beſtimmten Feldmeſſern abgetheilt und genau vermeſſen, und ſobald das Heer erſchien, ging ſogleich die Schanzarbeit an. Die Zelte beſtanden in zuſammengenäheten und mit Stricken ausgeſpannten Thierhäuten. Der Haupttheil des Lagers war das Prätorium, ein Platz von 200 Fuß Länge und gleicher Breite, auf welchem das Zelt des Feldherrn und ſeiner vornehmſten Officiere ſtand. Rechts vor dieſem Bezirke war das Quäſtorium, wo der Quäſtor oder Kriegszahlmeiſter und deſſen Leute ihre Zelte hatten. Als in ſpätern Zeiten die Römer auch in dem heutigen Frankreich und Deutſchland kriegten, ſind aus vielen ihrer feſten Läger in beiden Ländern wirkliche Städte entſtanden. Unſer Cölln am Rhein z. B. verdankt einem ſolchen Römerlager ſeinen Urſprung.

Der Sold eines gemeinen Legionsſoldaten betrug täglich zwey Obolen (funfzehn Pfennige) und dabey bekam er noch Lebensmittel, ſelbſt Salz, Hülſenfrüchte und Fleiſch. Bald nach der Zerſtörung von Numanz kam es auch auf,

jeden Soldaten in Kleidungsstücken und Waffen frey zu halten.

Soldaten, die sich in einem Treffen brav gehalten hatten, erhielten silberne oder goldene Halsketten, Ringkragen, u. dgl. Wer zuerst eine Mauer oder ein Schiff oder eine Schanze erstiegen hatte, bekam zur Belohnung eine goldene Krone, die er bei Feierlichkeiten öffentlich tragen durfte. Siegreiche Feldherren wurden bey ihrer fröhlichen Heimkehr von dem Heere mit dem Titel Imperator begrüßt, und in der Stadt harrte ihrer ein prächtiger Triumph, ein Schauspiel, welches Rom fast alle Jahre sah.

Gestraft wurden Officiere am Gelde oder an der Ehre, Gemeine mit Prügeln, oft bis zum Tode. Selbst wenn einem Soldaten die Todesstrafe zuerkannt war, wurde er doch vorher noch mit Ruthen gepeitscht. Hatten ganze Cohorten oder gar Legionen ihren Platz verlassen, oder sonst ihre Schuldigkeit nicht gethan, so ward durchs Loos immer der zehnte Mann herausgegriffen und hingerichtet. Dies strenge Verfahren hieß Decimation.

Kriegsmusik hatten die Römer so gut als wir. Statt der Fahnen ward ein silberner Adler als Feldzeichen an einer langen Stange vorauf getragen.

39.

Innerer Zustand Roms.

Das beständige Leben im Felde hatte, wie schon gesagt ist, sichtbaren Einfluß auf den Charakter des römischen Volks. In der Regel war der Römer nichts als Soldat, und wenn er aufhörte Feinde zu ermorden und auszuplündern, so fing er zu Hause damit an, dieselbe Herrschsucht und Raubgier an seinen Mitbürgern zu üben. Hatten sich die Statthalter in den Provinzen, oder die Officiere durch Plünderungen im Kriege genug bereichert, so traten sie in Rom als Wucherer auf, verliehen Capitäler zu ungeheuren Zinsen, und machten sich damit einen Anhang unter den Bürgern, der ihnen bey neuen Bewerbungen um einträgliche Aemter mit seinen Stimmen zu Gebote stehen mußte. Eine ungeheure Ungleichheit des Vermögens war eingerissen. Einige besaßen königliche Schätze, mit denen sie die Aecker der Armen an sich kauften, und sie dann von unzähligen Sklaven bebauen ließen. Millionen von verarmten Bürgern irrten dagegen ohne Haus und Habe, ja ohne Brodt in Italien umher, und fanden ihre letzte, einzige Zuflucht nur im Soldatenstande. Zugleich waren durch die ewigen Kriege unabsehliche Schaaren von fremden Sklaven ins Land gebracht wor-

den, die die liederlichen asiatischen und griechischen Sitten wie eine Pest unter das rohe Römervolk verbreiteten, und eine ungeheure Sittenverderbniß anrichteten. Ueber den Kriegen blieben ferner die Aecker liegen, und diejenigen, welche man Sklaven anvertraute, wurden nur schlecht bearbeitet. In jedem Augenblicke drohte die schrecklichste Hungersnoth über das von Menschen überfüllte Italien hereinzubrechen; und die Erhaltung vieler Millionen hing von den Zufuhren aus Sicilien und Afrika ab. Blieben diese nur einmal aus, so war der furchtbarste Aufruhr zu befürchten. Sicilien gab davon eben jetzt (134 — 131) ein schreckendes Beispiel: die Sklaven empörten sich, unter einem entschlossenen Anführer versammelten sich 70,000 Unzufriedene, und machten in einem offenbaren Kriege vier Jahre lang den römischen Feldherren zu schaffen.

Eine Menge der dürftigsten Bewohner Italiens zog sich, wie gewöhnlich, nach der Hauptstadt, und jeder derselben, so zerlumpt er auch auf dem Markte erschien, hatte doch daselbst in der Volksversammlung als römischer Bürger seine Stimme, und half damit Feldherren, Statthalter, Consuln, Prätoren, und andere obrigkeitliche Personen wählen. Natürlich hatte ein solcher Hungerbürger weiter kein Interesse bey allen dergleichen Wahlen, als welches durch Bestechungen in ihm erregt worden war, und so

lebten denn auch wirklich Tausende solcher Bettler in Rom bloß von dem geheimen Solde der Reichen, die bey den Bewerbungen auf ihre Stimmen hofften.

40.

Zustand der Künste in Rom.

Im Ganzen genommen haben die Römer nie viel Sinn für die Schönheiten der Kunstwerke gehabt. Zwar verschwendeten die Reichen unermeßliche Summen mit dem Ankauf griechischer Gemälde und Bildsäulen, und füllten ihre Landhäuser damit, aber mehr aus Prachtliebe als aus wahrem Kunstgefühle. Wir finden auch nicht, daß unter den Römern selbst große Künstler aufgestanden wären; was in Rom schönes gearbeitet wurde, geschah von Griechen, welche haufenweise nach Italien herüberzogen, um dem römischen Luxus zu dienen. Die schönen Pallästе, Landhäuser (Villen), Tempel und Bäder, welche jetzt häufig in und um Rom erbaut wurden, hatten griechische Baumeister zu Urhebern; manche schöne Bildsäule oder Gemme ward noch von Griechen in Rom gearbeitet, und römische Schiffe gingen hin und her, um die berühmten

Werke längst verstorbener Künstler aus Griechenland eben so nach Rom zu führen, wie sie in neuern Zeiten aus Rom nach England und Frankreich geschleppt worden sind. Viele jener ausgewanderten Griechen nährten sich in Rom als Sprachmeister, andere kündigten sich als Lehrer der Redekunst, noch andere als Philosophen, Mathematiker und Musiker an. Die Gewandtheit ihres Betragens verschaffte ihnen bald Anhänger unter der römischen Jugend, die sich nach ihnen zu bilden wünschten. Mit Erstaunen hörten die Römer den Disputirübungen der griechischen Philosophen zu, die über jeden vorgelegten Gegenstand gleich aus dem Stegreife stundenlang scharfsinnig und artig zu sprechen wußten. Auch mit den Meisterwerken der griechischen Dicht- und Redekunst wurden die Römer zuerst auf diesem Wege bekannt, und da merkten sie dann freilich deutlich genug, wie sehr es ihnen noch an Bildung des Geistes fehle, und welch eine steife, trockne Figur ein stolzer römischer Consul oder Prätor mit all seinem Gelde neben neben dem ärmsten griechischen Schöngeist mache.

Wie strenge der alte Cato gegen diese neuen Aufklärer verfahren sey, ist schon oben gesagt worden. Auf ähnliche Art waren mehrere unter den Alten gegen die Griechen eingenommen. Der Großvater des berühmten Cicero pflegte zu sagen: je mehr einer griechisch wisse, ein desto

ärgerer Schelm sey er auch. Es ist auch nicht zu läugnen, daß unter diesen Leuten viel liederliches Gesindel war, und so sehr man einige derselben auch wegen ihrer Geschicklichkeiten bewunderte, so war doch im Ganzen in Rom der Name Grieche eine verächtliche Benennung.

Die Kunst, welche die Römer seit dieser Zeit am meisten zu üben anfingen, war die gerichtliche Beredsamkeit, worin sie es auch sehr weit gebracht haben. Auch Schriftsteller standen jetzt, ermuntert durch die Griechen, auf; freilich anfangs noch ziemlich roh und in einer rohen Sprache, die sich aber zusehends bildete, seitdem Plautus und später Terentius griechische Komödien für das römische Theater bearbeiteten. Wir haben von beiden noch artige Stücke übrig.

Rom selbst war unterdessen in seinem Aeußeren noch immer eine elende, hölzerne und höchst schmutzige Stadt. Erst seit Perseus hatte man die Straßen zu pflastern angefangen, und obgleich der Luxus mit goldenem und silbernem Hausgeräthe schon damals sehr weit ging, so wandte man doch an die Häuser selbst nicht viel. Die reichen Gutsbesitzer zeigten lieber ihre Prachtliebe in ihren Landsitzen, Sklaven und Schmausereien.

41.

Spiele der Römer.

Selbst in den beliebtesten Nationalspielen der Römer offenbart sich derselbe Charakter der Härte, Grausamkeit und Kriegslust, den wir in ihren Handlungen kennen gelernt haben. Da sah man nicht jene anständigen Leibesübungen, in denen sich die edelsten griechischen Jünglinge zu Olympia und Delphi rühmliche Kränze zu erwerben suchten, Uebungen, die die Gesundheit befestigten, ohne ihr gefährlich zu werden, und die den Körper des Ringers gewandt machten, während sie dem Zuschauer das Vergnügen schöner Stellungen gewährten. Nichts von jenen seelenvollen Tänzen, welche in Griechenland jedes frohe Fest verherrlichten: kein Pindar und kein Herodot versammelte Tausende von gefühlvollen oder wißbegierigen Hörern um sich her, und das Theater hat sich in Rom nie zu einem Lieblingsorte des großen Haufens erhoben.

Nur Rauf- und Mordspiele wollte der blutgierige Römer sehen; wo Menschen und Thiere sich zerfleischten, da fand er seine Freude. Und was uns noch schwerer zu begreifen fällt, es fehlte nie an Menschen, welche sich freiwillig dazu hergaben, mit dem Schwerdte auf Tod und Leben zu fechten. Diese Menschen hießen Gla-

diatoren. Sie waren natürlich aus der Hefe des Volks, auch Sklaven und Gefangene wurden oft dazu gezwungen. Sie bekamen reichliche und nährende Kost, und wurden von ordentlichen Fechtmeistern geübt, deren jeder zuweilen mehrere Hunderte in seiner Schule hatte. Sollte nun dem Volke ein großes Fechterspiel gegeben werden, welches entweder an großen Götterfesten oder bey Begräbnissen berühmter Männer geschah, oder auch wenn eine vornehme Magistratsperson ihr Amt antrat, und sich dadurch bey dem Volke beliebt machen wollte, so miethete man einem Meister die Gladiatoren paarweise, oft zu mehreren hundert Paaren ab, damit sich das Volk an ihren Zweikämpfen weiden konnte. Der Schauplatz war anfänglich das Forum, welches zu diesem Behufe mit hölzernen Gerüsten umgeben ward, die man nach geendigtem Spiele wieder abriß; späterhin erbaute man dazu eigene steinerne Amphitheater, die viele tausend Zuschauer fassen konnten. Diese Gebäude waren länglicht rund, und oben offen. Der Schauplatz war in der Mitte derselben, und rings umher erhoben sich unabsehliche Reihen von Sizzen, deren jeder immer etwas höher und etwas entfernter als der andere war. Der Kampfplatz in der Mitte war mit Sande bestreuet, der nach geendigtem Spiele reichlich mit Blute getränkt war. Denn jedes Fechterpaar mußte sich so lan-

ge herumschlagen, bis einer von beiden sich für überwunden bekannte. Matt und verblutet lag er dann im Sande, und wenn er nicht flehend eine Hand ausstreckte, gab ihm der Sieger noch zuletzt den Todesstoß. Gleich darauf betrat ein frisches Paar den Platz, und zerhieb sich wie das erste; dann erschien wieder ein andres, und so sah man, wie schon gesagt ist, oft über hundert Paare nach einander fechten. Und dieses mörderische Spiel ward den Römern weder schauerlich noch einförmig, sie konnten vom Morgen bis zum Abend dabey aushalten, ja sie ließen sich zu essen und zu trinken ins Amphitheater bringen, um ja nichts zu versäumen. War ein Fechter besonders geschickt im Morden, so erschallte ihm sein Bravo nicht minder allgemein herab, als wenn bey uns ein Sänger eine schöne Arie gesungen hat.

Die Sucht nach solchen Anblicken, die nur ein Römer Spiele nennen konnte, wuchs bey dem blutdürstigen Volke von Jahre zu Jahre. Zuletzt wollte man nicht mehr bloß einzelne Fechter, sondern ganze Schaaren auf einmal im Kampfe gegen einander sehen. Es traten daher gleichsam Heere im Kleinen in den Amphitheatern auf, bald als Thessalier, bald als Gallier, bald in andere kriegerische Trachten gekleidet. Einige hatten in der Linken ein Netz, und in der Rechten einen Dolch statt aller Bewaffnung. Je-

nes suchten sie dem Gegner über den Kopf zu werfen, ihn damit niederzuziehen, und dann unbarmherzig zu durchbohren. Seitdem die Römer mit den wilden Thieren der heißen Welttheile bekannt geworden waren, sah man gar auf den Schauplätzen arme Sklaven mit Löwen, Tigern und Elephanten streiten. Je unnatürlicher die Zerfleischungen waren, desto mehr ergötzte sich das Volk, Männer, Weiber und Kinder.

42.

Erster Bürgeraufruhr in Rom.

(133 v. Chr.)

Bisher haben wir die ungeheuren Kräfte der großen römischen Republik nur nach außen hin wirken sehen. Seit der Zerstörung von Numanz aber eröfnet sich ein Zeitraum, in welchem der Staat fast in einem fortgehenden Zustande innerer Kämpfe und Gährungen erscheint, die endlich nach einem Jahrhundert die völlige Auflösung seiner Verfassung herbeiführen.

Begründet waren diese Gährungen in dem immer steigenden Mißverhältniß des Reichthums und der Armuth, das schon in den ersten Zeiten der Republik so heftige Unruhen zwischen Patri-

ciern und Plebejern hervorgebracht hatte. Seitdem hatte man das Volk in den unaufhörlichen Kriegen so sehr beschäftigt, daß es sich um den innern Zustand des Vaterlandes wenig bekümmern können. Der Senat hatte dagegen sein Ansehen unterdessen fester als je begründet. Es gab in Rom eine Anzahl Aristokratenfamilien, aus denen er fast allein ergänzt wurde, und die Uebrigen waren viel zu arm, um den mit einem großen Staatsamte verbundenen Aufwand bestreiten zu können.

Auf der einen Seite hatten sich die Aristokraten bei der jedesmaligen Vertheilung neuer Staatsländereien immer am besten bedacht, und auch die auswärtigen Statthalterschaften und Beamtendienste hatten nur die Reichen bereichert: auf der andern wuchs die Armuth der Armen täglich, theils durch die Einrollirungen, die soviel arbeitende Hände dem Landbau entzogen, und soviel Wittwen und Waisen machten, theils durch die große Menge der Freigelassenen, die durch die Güte ihrer Herren aus wohlgenährten Sklaven hungernde Bürger wurden, und so die gefährlichste Klasse des Pöbels bildeten, weil sie nichts zu verlieren hatten, und bey einer Revolution nur gewinnen konnten.

Dem Unglück vorzubeugen, das aus einer solchen Lage der Dinge früher oder später nothwendig entstehen mußte, versuchte zuerst der uns

schon als Volksliebling bekannte Tib. Sempronius Gracchus. Er ließ sich zu dem Ende 133 die Würde eines Volkstribuns ertheilen, und brachte unter großem Beifall des Volks aber desto geringerem des Adels eine Erneuerung jenes alten Ackergesetzes in Vorschlag, das jedem Bürger mehr als 500 Hufen Landes zu besitzen verbot. Anfänglich fügte er noch den billigen Vorschlag hinzu, daß jedem Reichen, der diesem Gesetze zufolge etwas von Ländereien herausgeben müsse, dafür eine baare Entschädigung aus dem öffentlichen Schatze gereicht werden solle. Man kann aber wohl denken, welche Schwierigkeiten sich bey der Ausführung dieses Vorschlags gefunden haben werden, da die herauszugebenden Güter zum Theil durch mehr als hundertjährigen Besitz geheiligt, zum Theil hypothekarisch verpfändet, zum Theil durch Heyrathen seltsam vereinigt oder getrennt waren. Man stiftete daher einen Collegen des Gracchus, den Tribun M. Octavius, an, daß er sein Veto zu dem Vorschlag sprechen mußte. Außerdem widersetzte sich der ganze Senat mit einer Stimme. Gracchus, tief gekränkt, sich überall zurückgeworfen zu sehen, wiegelt mit rachsüchtiger Erbitterung das Volk durch gehäufte Vorschläge zu dessen Begünstigung gegen den Senat auf, bewirkt in einer tumultuarischen Versammlung die Absetzung seines Collegen, unterliegt aber doch endlich der vereinig-

ten Kraft des Senats, und wird mitten unter seinen Volkshaufen im Capitol von der Adelspartey, an deren Spitze der Oberpriester Scipio Nasika stand, nebst 300 seiner Anhänger mit Bankbeinen und Knitteln todt geschlagen, sein Leichnam nach tausend Mißhandlungen in die Tiber geworfen.

Seitdem betrachteten Senat und Volk einander mit gegenseitigem Mißtrauen. Von Gracchus Freunden wurden mehrere theils hingerichtet theils verwiesen. Dagegen sachte Cajus Gracchus, der Bruder des Tiberius, der zehn Jahre später gleichfalls Tribun ward, die Leidenschaften des Pöbels wieder an, und versuchte mit noch mehr Feuer die Plane seines Bruders durchzusetzen. Aber auch ihm bot der Senat, und an dessen Spitze sein eigener Schwager, Scipio Afrikanus der jüngere, der Zerstörer Karthago's, mit fester Entschlossenheit die Stirn. Da betrat er, von Ehrgeiz und Rachsucht geblendet, gleich anfangs unedle Wege. Der treffliche Scipio wurde eines Morgens, nachdem er den Tag zuvor im Senat aufs kräftigste gegen die Volksaufwiegler gesprochen, erdrosselt im Bette gefunden (129 v. Chr.).

Als Tribun rang C. Gracchus aus allen Kräften nach der Volksgunst. Er führte öffentliche Magazine auf, verbesserte die Heerstraßen, und gab eine Menge dem Volke schmeichelnder

Gesetze, z. B. daß künftig kein Bürger unter 17 Jahren zum Kriegsdienst eingeschrieben werden, daß der Soldat vom Staat auch Kleidung erhalten, und daß jährlich eine öffentliche Getreideaustheilung an die armen Bürger geschehen sollte. Dies letztere Gesetz fand großen Widerspruch, und mit Recht, denn nichts konnte den Müßiggang gefährlicher begünstigen. Auch daß er das Richteramt den Senatoren gänzlich nahm, und dem Ritterstande übertrug, verrieth deutlich, daß er den Senat ganz herunterbringen und die Verfassung demokratisch machen wollte. Zu dem Ende brachte auch er das Gesetz in Vorschlag, daß alle Völkerschaften Italiens ins römische Bürgerrecht aufgenommen werden sollten. Aber zu gleicher Zeit verbot der Senat durch ein anderes Gesetz jedem Nichtbürger den Aufenthalt in Rom, während über die neuen Gesetze berathschlagt würde.

So erhitzten sich die Gemüther mit jedem Tage mehr. C. Gracchus brachte es durch seinen Anhang im Volke dahin, daß ihm sein Tribunat noch um ein Jahr (122) verlängert ward, allein für das dritte Jahr konnte er es nicht durchsetzen. Jetzt, da ihn die Unverletzlichkeit seines Amts nicht mehr schützte, und auch der erste Enthusiasmus des Pöbels für ihn erkaltet war, zog ihn der ganz bewaffnete und mit einem Trosse gleich gerüsteter Clienten umgebene Senat zur

Rechenschaft, doch ehe man zur ruhigen Verhandlung kommen konnte, verwandelte schon die allgemeine Leidenschaftlichkeit den Versammlungsort in ein Schlachtfeld, und C. Gracchus ward, wie vor 12 Jahren sein Bruder Tiberius, im Tumult mit einigen Hunderten seiner Anhänger erschlagen, und sein Leichnam in die Tiber geworfen. Das Volk war bey diesem Auftritte so unentschlossen, wie es gegen entschlossene Gewalthaber gewöhnlich zu seyn pflegt (121).

Wenn aber gleich beide Volksanführer in den ersten Versuchen, die alte Verfassung zu erschüttern, untergingen, so blieben jene Versuche doch nicht ohne wichtige Folgen. In dem Pöbel war einmal ein Geist des Ungehorsams erregt; selbst die italischen Bundesgenossen, bisher so strenge beherrscht, wollten nun durchaus Mitherrscher seyn; die Volkstribunen hatten nun ihre Macht ganz kennen gelernt, auch (130) schon Sitz und Stimme im Senat erhalten, und jedem künftigen Herrschergeiste war nun der Weg vorgezeichnet, durch Hülfe des Pöbels dem Senat und den Grundgesetzen der alten Verfassung Trotz zu bieten. So erst ward die Erscheinung eines Marius, Sulla, Pompejus und Cäsar möglich.

43.

Die Römer in Gallien.

(128 — 121.)

Dem römischen Heere wieder Beschäftigung zu geben, sandte man jetzt auch einmal den Massiliern im heutigen Marseille Hülfe gegen ihre unruhigen Nachbarn, und dies gab Gelegenheit zu einer Bekanntschaft der Römer in dem heutigen Frankreich, von ihnen Gallia transalpina genannt. Hier hatte man wieder ein weites Feld zu neuen Eroberungen. Man fand das Land von mehreren einzelnen Völkerstämmen, gerade wie Spanien, bewohnt, und bediente sich der alten List, daß man erst einige derselben in Güte zu Bundesgenossen machte, um mit ihrer Hülfe die andern besiegen zu können. So gelang es schon 121, nach Bezwingung der Allobroger und Arverner, durch den Consul Q. Fabius, das heutige Languedoc, Provence und Dauphiné zu einer römischen Provinz zu machen. Wiederum also eine neue Gelegenheit, eine Menge unnützer Bürger zu beschäftigen, hungriger zu ernähren, jungen Staatsbeamten Auszeichnung, habsüchtigen Zolleinnehmern Beute zu verschaffen. Um zugleich einen festen Punct in dem noch halb wilden Lande zu haben, ward eine Colonie römischer Bürger dorthin geführt, die ihre neue

Stadt von den dabey befindlichen warmen Quellen und dem Proconsul C. Sextius Calvinus Aquä Sextiä nannten. Dies ist das heutige Aix in Provence.

44.

Jugurtha.

(118 — 106.)

Die folgende Erzählung wird beweisen, daß außer den Angriffen der Gracchen zugleich noch etwas anderes die alte Festigkeit des römischen Senats erschüttert hatte, der Luxus nämlich und die damit unzertrennlich verbundene Sittenverderbniß.

Nicht als ob ein reicher Mann nicht rechtschaffen für sich seyn könne. Aber in einem Freistaate, wo für das Ganze geredet werden soll, schweigt mancher Rechtschaffene wohl, weil er um der Schlechten willen sein und seiner Kinder Vermögen nicht gefährden mag. Außerdem sind die tausend kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, die der Reichthum gewährt, schwerer aufzuopfern als wesentliche Bedürfnisse. Und endlich in einer Gesellschaft, wo das Geld den höchsten Werth giebt, entsteht schon in den jugendlichsten Herzen eine

eine Gleichgültigkeit gegen alle Begriffe des inneren Rechts und Unrechts, die den so verfeinerten Menschen gewissermaßen dem Zustande des Wilden wieder nähert.

So hatte Jugurtha, ein unächter Enkel des Masinissa, die vornehmen Römer kennen gelernt, theils in Rom selbst, theils im Lager vor Numantia, wo er unter Scipio seine Kriegsschule gemacht hatte. Dieser junge Fürst verband mit dem glühenden Temperament des Afrikaners die Grausamkeit und Tücke der Raubthiere seines Vaterlandes. Indessen, so schlecht er selber war, so dachte er doch von den Römern nicht besser, und eben auf die Kenntniß ihres Eigennutzes gründete er ein erstaunenswürdiges Gebäude eigener Ungerechtigkeiten.

Nach dem Willen des letztverstorbenen Königs Micipsa von Numidien, der ihn adoptirt hatte, sollte das Reich zwischen ihm und Micipsa's beiden ächten Söhnen, Adherbal und Hiempsal, getheilt seyn. Allein die Eifersucht trennte die jungen Feuerköpfe bald, und Jugurtha, der herrschsüchtigste von allen, dachte zuerst darauf, sich frey zu machen. Hiempsal fiel gleich im ersten Jahre (118) durch Meuchelmord. Adherbal floh nach Rom, und bat um Hülfe. Man erstaunt über den verwegenen Mörder, man beschließt ein hartes Verfahren gegen ihn, allein allmälig spricht man milder, da geheime Gesandte

vom Jugurtha in Rom mit vollen Beuteln von Hause zu Hause gehen, und den Senatoren ihren Zorn abkaufen. Damit man indessen den bittenden Adherbal doch nicht ganz trostlos entlasse, so giebt man ihm von Rom Gesandte mit nach Afrika, die Sachen an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese entscheiden, daß Jugurtha und Adherbal das Land nun zur Hälfte regieren sollen. Jugurtha lacht. Kaum sind sie fort, so überfällt er den armen Bruder wieder in Cirta, und läßt ihn gleichfalls tödten (112). Das dünkt den Römern doch zu kühn; er schickt zwar wieder Geld, allein diesmal vergebens; der Consul Calpurnius Piso erhält Befehl, gegen ihn zu Felde zu ziehen. Kaum erscheint das Heer in Afrika (111), so kommen ihm auch schon die Abgesandten des schlauen Königs mit vollen Taschen entgegen. Der Consul und seine vornehmsten Officiere lassen sich bestechen, es wird ein Friede gemacht, in welchem Jugurtha sich den Römern zu ergeben und alle seine Magazine und Elephanten auszuliefern laut verspricht, insgeheim aber die Versicherung erhält, daß er in Numidien und in der Herrschaft dieses Reichs bleiben solle. Der Consul kehrt darauf mit Golde beladen zurück, und stattet dem Senat die ehrenvollsten Berichte von seiner Sendung ab. Allein der Volkstribun C. Memmius zieht den Treulosen öffentlich zur Rechenschaft, und er-

langt, dem Senat zum Trotz, vom Volke einen Beschluß, daß Jugurtha nach Rom gefordert werden solle, um sich öffentlich in der Volksversammlung zu verantworten und die Theilnehmer an seinen Ränken zu entdecken.

Auf das Ehrenwort des Prätors Cassius, daß ihm in Rom nichts zu Leide geschehen solle, stellt sich Jugurtha wirklich ein, und erscheint im Aufzuge eines Bittenden in der Volksversammlung, der Tribun Memmius legt ihm eine Reihe Fragen vor, allein ein anderer Tribun, C. Bebius, verbietet ihm zu antworten, und hebt die laut murrende Versammlung auf. Jugurtha freut sich abermals der wohl gelungenen Bestechung, und um sich noch seiner letzten Unruhe zu entschlagen, dingt er gleich einen Banditen, der einen andern noch übrigen Enkel des Masinissa, Namens Massiva, welcher nach Adherbals Ermordung nach Rom geflohen war, aus dem Wege räumen muß. Diese Unthat war zu auffallend, als daß ihr Urheber hätte zweifelhaft bleiben können, und ohne das Wort des Prätors Cassius würde man ihn auf der Stelle ergriffen haben. Dies Wort zu halten, ließ man ihn ungehindert nach Afrika zurücksegeln, aber gleich auf dem Fuße folgte ihm ein consularisches Heer nach. Nun mußte er wohl auf Gegenwehr denken, und diese ward ihm in der That nicht schwer, da das römische Heer, mit dem er es zu

thun bekam, ein liederliches, durchaus verwildertes Gesindel war. Unordnung, Faulheit und Unreinlichkeit waren so sehr in dem Lager eingerissen, daß es einem Stalle ähnlicher als einem menschlichen Aufenthalte war. Es wimmelte darin von nichtswürdigen Dirnen und Sudelköchen, und der Consul Albinus war nicht der Mann, Ordnung und Gehorsam unter einem so ausschweifenden Haufen wieder herzustellen. Ein ganzes Jahr lang ward nichts gegen Jugurtha ausgerichtet; der Consul ging darauf ab, und überließ das Heer seinem Bruder, mit dem der Numidier noch leichteres Spiel hatte. Die Ehrlosigkeit römischer Officiere gieng hier so weit, daß sie für geheime Bezahlung ihre eigenen Truppen aufopferten, und sich vom Feinde geflissentlich überfallen und umzingeln ließen. Nun bot Jugurtha Frieden an, der römische Feldherr unterzeichnete ihn willig, und ward zuletzt noch schimpflich gezwungen, mit seinem ganzen Heere unter dem Joche wegzugehen, eine Art von Galgen, den man aus Lanzen errichtete, wobey die siegende Partey jeden Durchkriechenden mit Hohngelächter begleitete.

Diese Schande empörte jedermann. In Rom nahm man den Frieden nicht an, und auf den Vortrag eines Volkstribuns wurden die sämmtlichen Feldherren, welche bisher gegen Jugurtha kommandirt hatten, des Landes verwie-

sen. Zugleich dachte man darauf, dem boshaften Schlaukopf einen Feldherrn von entschiedener Tapferkeit und Rechtschaffenheit entgegenzustellen, und so wählte man den Q. Cäcilius Metellus (109). Dieser griff mit Ernst und Nachdruck — nicht sowohl den Feind, als zuerst die zügellosen römischen Truppen an; er reinigte das Lager von unnützem Gesindel, und führte strenge Mannszucht ein. Dann ging er kühn auf den Jugurtha los. Dieser schickte ihm Gesandtschaften über Gesandtschaften entgegen, Metellus nahm sie nicht an, sondern rückte immer weiter vor, zerstreute den ersten Haufen Numidier, der ihm aufstieß, und verheerte rings umher das Land. Jugurtha bat um Frieden, der Römer bewilligte ihn unter schweren Bedingungen, nämlich alle Waffen und Elephanten auszuliefern, und 200,000 Pfund Silbers zu bezahlen. Der König gehorchte schon, aber eine spätere Forderung, sich persönlich vor dem Consul zu stellen, machte ihn stutzig. Er wählte lieber Krieg als Sklaverey, und Metellus setzte seine Eroberungen mit Glücke fort. Jugurtha floh immer weiter zurück, erst zu den wilden Gätulliern auf dem Gebirge Atlas, dann zu dem Schwiegervater, dem Könige Bochus von Mauritanien, einem Theile des heutigen Marokko.

So weit hatte der wackere Metellus die Sachen gebracht, als sein Consulatjahr zu Ende

lief. Er hoffte den schimpflichen Krieg noch als Proconsul ehrenvoll zu beendigen, allein der Neid und die Ehrsucht seines Legaten, C. Marius, eines Plebejers, der unter Scipio vor Numanz seine Schule gemacht hatte, und ganz der Mann des Volks war, entwandte ihm diesen schönen Preis seiner Arbeiten.

Dieser Marius nämlich verließ zehn Tage vor der neuen Consulwahl seinen Posten in Afrika, und reisete mit solcher Schnelligkeit nach Rom, daß er den langen Weg vom Lager bis ans Meer in zwey Tagen zurücklegte, und von da bis nach Italien in vier Tagen schiffte. Das gemeine Volk empfing ihn mit Jubelgeschrey, ein Tribun führte ihn auf die Rednerbühne, und hier verläumdete er den braven Metellus, als ob er den Krieg lässig führe und absichtlich in die Länge ziehe, rühmte sich selbst auch, daß er in kurzem den Jugurtha lebendig oder todt in seine Hände bekommen wolle, wenn man ihm freie Hand ließe, und wurde in seiner Unverschämtheit von dem Pöbel so kräftig unterstützt, daß man ihn zum Consul wählte, und ihm an Metellus Stelle die Führung des Kriegs übertrug.

Er stellte sofort neue Werbungen an, und schrieb, was bisher unerhört gewesen war, selbst Sklaven und die armen Bürger aus der niedrigsten Klasse, die sonst nie zu Kriegsdiensten gebraucht worden waren, in die Legionen ein. Hier sieht man deutlich die Bestrebungen der Volks-

partey zur Untergrabung der Senatsmacht, und den Factionsgeist, der, um nur zu siegen, das Verderben des ganzen Staats nicht achtet. Denn da die Vertheidigung des Vaterlandes nun nicht mehr das ehrenvolle Geschäft der besten und reichsten Bürger war, sondern eines armseligen Gesindels, das weder in Italien noch sonst wo etwas zu verlieren hatte, so gab es zuletzt keine Soldaten des Vaterlandes mehr, sondern des Feldherrn, der sie am besten bezahlte, und hätte er sie gegen das Vaterland selber führen wollen, sie hätten sich nicht geweigert. Triumphirend kam Marius mit diesen Rekruten in dem Lager des Metellus an, der sich jedoch nicht hatte überwinden können, ihn zu erwarten, sondern früher abgegangen war, und ihm das Heer durch einen Obersten übergeben ließ.

Metellus ward gerächt. Auch Marius sollte die Ehre nicht haben, den Krieg zu beendigen. Ihm war ein nicht minder ehrgeiziger Patricier, L. Cornelius Sulla, als Quästor zugesellet, und dieser wand ihm den Lorbeer aus der Hand.

Jugurtha war noch beim Bocchus, der ihn zu schützen versprochen hatte, aber aus Furcht vor den Römern allmälig sein Versprechen zu bereuen anfing. Was sollte er thun? Sein Königreich zu erhalten entschloß er sich, den Schwiegersohn aufzuopfern. Er sandte daher heimlich zum Sulla, zu dem er großes Vertrauen hatte,

und versprach ihm, den Jugurtha in seine Hände zu liefern, wenn er mit wenigen Leuten (um keinen Verdacht zu erregen) bey Nacht zu ihm kommen wolle. Die Sache war sehr bedenklich. Dennoch traute Sulla, ritt hin und ward freundlich aufgenommen. Aber noch schwankte Bocchus. Sollte er den Sulla festhalten oder den Jugurtha ausliefern? Nach langen Unterhandlungen bestimmte endlich Sulla's kluges und gebieterisches Betragen den König, den Schwiegersohn Preis zu geben, und so kam Sulla triumphirend mit dem Gefangenen im Lager des Marius an. Der Krieg war geendigt (106), und nun erhob die Adelspartey ihr Haupt und schrie: Sulla's Klugheit und Herzhaftigkeit habe das große Werk vollbracht, und Marius habe gar nichts dabey gethan. Sulla selbst war so stolz auf diese Unternehmung, daß er die Gefangennehmung des Jugurtha auf einen Siegelring stechen ließ, den er beständig am Finger trug. Seitdem war Marius Sulla's geschworner Feind, und nie hat eine Privatfeindschaft schrecklichere Folgen als diese gehabt.

Marius blieb noch eine Zeitlang in Afrika, um das numidische Reich zu theilen. Ein Stück bekam Bocchus, ein anderes erhielten ein Paar Enkel Masinissa's, und der größte Theil ward zur römischen Provinz gemacht. Dann kam er nach Rom, und hielt einen prächtigen Triumph,

wobey er 3000 Pfund Goldes, 6000 Pfund Silbers, und noch einen großen Reichthum gemünzten Geldes in prächtigen Urnen vor sich her tragen ließ. Vor seinem Triumphwagen ging Jugurtha, halb wahnsinnig, in Ketten; und als der Zug vorüber war, ward er in einen tiefen Keller geworfen. Auf dem bittern Wege dahin war er allen Mißhandlungen des frechen und habsüchtigen Pöbels Preis gegeben. Sie zogen ihm die Kleider vom Leibe, und rissen ihm mit gewaltsamen Rissen die Ohrringe aus den Ohrlappen heraus. Sechs Tage, nachdem er hinabgestürzt war, verhungerte er in dem feuchten Kerker, aus dem er noch bis auf den letzten Augenblick Erlösung gehofft hatte.

45.

Die Cimbern und Teutonen.

(114 — 101.)

Mit dem Consulat des Marius ging für die Verfassung Roms eine neue Periode an. Unerhört war es bisher gewesen, daß ein Neuling ohne Geburt (homo novus), dessen Eltern Handarbeit getrieben, zur höchsten Stelle im Staat gelangen könne; noch unerhörter, daß er sich eine

kriegerische Macht aus der Hefe des Volks bereiten durfte, durch die er dem Senat so über den Kopf wuchs, daß diese sonst so ehrfurchtgebietende Versammlung, die Könige abgesetzt und Völker vernichtet hatte, jetzt vor ihm und seinen furchtbaren Volkshaufen zittern mußte. Und gerade als ob das Schicksal selbst ihn hätte auf seinem Wege begünstigen wollen, ward eben jetzt der Staat von so großern äußern Gefahren bedroht, daß man sich noch glücklich schätzen mußte, einen Mann wie ihn zu besitzen, der mit so viel kriegerischem Talent eine solche Macht über die Gemüther des Volks vereinigte.

Schon während des jugurthischen Krieges nämlich hatte sich vom Norden her ein ganz neuer, höchst furchtbarer Feind gezeigt. Eine Völkerwanderung, deren erster Stoß vielleicht in Asien geschehen war, trieb eine Fluth unbekannter Völker, Cimbrer genannt, wahrscheinlich aus den Ländern oberhalb des schwarzen Meeres, queer durch Deutschland nach Westen zu bis nach Spanien hin, und riß, nach Nomadenweise, eine Menge deutscher, gallischer und helvetischer Völker mit sich fort, unter denen uns die alten Schriftsteller namentlich Teutonen, Ambroner, Tiguriner und Tugenier nennen. Sie drangen 113 in Noricum (das heutige Tyrol und Baiern) ein, und hier beging der Consul Papirius Carbo, der eben damals mit einem

Heere in den Alpen stand, die Unvorsichtigkeit, sie durch ein stolzes Verbot zu reizen, ja ihnen bis in das heutige Steiermark entgegenzugehen. Eine tüchtige Niederlage war die Folge dieses Vorwitzes, und nur ein plötzliches Regenwetter schützte sein Heer vor der gänzlichen Vernichtung.

Dennoch hörte man nicht eher wieder von den Cimbern als 109, wo sie in dem römischen Gallien Wohnsitze forderten. Jetzt zog der Consul Junius Silanus gegen sie, und ward geschlagen. Zwey Jahre darauf (107) bekam es der Consul L. Cassius Longinus mit den Tigurinern (aus der Gegend von Zürch) zu thun, ward gleichfalls geschlagen, ja selbst getödtet, und sein Unterfeldherr (Legat) mußte das Leben der Entronnenen mit der Schmach des Durchkriechens unter dem Joche erkaufen. Die allerschrecklichste Niederlage aber erlitten die römischen Heere 105 unter dem Consul Cn. Mallius und dem Proconsul Cäpio, die beide uneins unter einander waren. Beide Heere wurden bis auf wenige Flüchtlinge in Stücke gehauen, über 80,000 Mann, und die Läger erobert. Was war jetzt mehr zu fürchten, als daß diese entsetzlichen Feinde ihren Marsch geraden Weges nach Rom richten würden?

Solche Gefahr hieß jede Privatrücksicht schweigen. Die Volksstimme verlangte den Ma-

rius zum Consul, und der Senat gab schüchtern nach, obgleich nach dem Gesetz niemand innerhalb 10 Jahren zweimal Consul seyn konnte (104). Ja, da sich dieser Krieg in die Länge zog, so wußte es Marius durch seinen Volksanhang dahin zu bringen, daß er — ein unerhörter Fall bisher — vier Jahre hinter einander Consul blieb (104 — 101).

Uebrigens war er in der That der Mann, der so wilden Völkern Scheu, und einem so entmuthigten Heere als dem damaligen römischen Vertrauen einflößen konnte. Sein herkulischer Knochenbau, sein wildes Gesicht, sein strenger Lebenswandel, seine unermüdete Thätigkeit und selbst die Derbheit seiner Sitten, durch keine Erziehung abgeschliffen, nahmen den rohen Soldaten bis zur Begeisterung für ihn ein. Und an der Spitze des Heeres, wie überhaupt da, wo nicht Rangsucht und Neid ihn seitwärts drängten, zeigte er sich immer als einen geraden und Gerechtigkeit liebenden Mann.

Im ersten Jahre (104) suchte er den Feind in den helvetischen und östreichischen Gebirgen vergebens auf; er hatte sich unterdessen nach Spanien gewendet. Diese Zeit der Muße wandte Marius zur Abhärtung seiner Truppen durch strenge Kriegszucht an. Erst im dritten Jahre (102) traf er mit den Deutschen im südlichen Frankreich zusammen, und verschanzte sich in ei-

nem festen Lager an der Rhone, welches er so lange unthätig hütete, daß die römischen Soldaten selbst unwillig auf ihn wurden. Er horchte dabey weislich auf die Worte einer syrischen Wahrsagerin, die er sich überall in einer Sänfte nachtragen ließ, und ohne deren prophetischen Rath er nichts unternahm. Vielleicht eine Schwäche seines eigenen ungebildeten Geistes, vielleicht eine nöthige Maaßregel für den Pöbel.

Die Teutonen waren es müde, die Römer alle Tage vergebens zum Kampfe herauszufordern, und marschirten endlich dreist vor ihrem Lager vorbey, um über die Alpen in Italien einzubrechen. Marius schlich ihnen von hinten leise nach, von Raste zu Raste. Blieben sie stehen, so stand er auch, aber nicht frey wie sie, sondern gleich in aller Schnelligkeit bis an den Hals verschanzt. Endlich, bey Aix, entschloß er sich zum Schlagen. Seine geschickte Anführung und die bessere Kriegskunst der Römer verschaffte ihm am Abend zwar einen Sieg, der aber doch noch so zweifelhaft war, daß die Soldaten, nachdem sie sich in ihr Lager zurückgezogen hatten, gar nicht, wie sonst, lustig und guter Dinge waren, sondern sich ganz still verhielten, indeß die Teutonen in der Ferne die ganze Nacht ein schauerliches Kriegsgeheul hören ließen, welches ihren noch ganz und gar nicht gebeugten Muth deutlich erkennen ließ.

Wirklich erfolgte am andern Tage sogleich wieder ein neuer wüthender Angriff, aber auf einem Platze, der den Römern weit günstiger als den Deutschen war, und dies sowohl als die feinere Kriegskunst der Römer machte, daß die tapfern Teutonen nun gänzlich geschlagen wurden. Als die Römer das Lager derselben erstürmten, hatten sie noch einen harten Kampf mit den edlen deutschen Weibern zu bestehen, die schon vorher während der Schlacht ihren Männern Muth eingeschrieen hatten, jetzt aber in der letzten Verzweiflung die Römer selbst anfielen, ihnen in die Schwerdter griffen, die Schilde wegrissen, und nicht eher sich zu vertheidigen aufhörten, als bis Blut und Leben erschöpft war. Mütter sah man ihre Säuglinge tödten, und dann sich selbst erdrosseln. Nur wenige Feinde kamen lebendig in die Hände des Siegers, desto sorgfältiger verwahrte er sie zu seinem künftigen Triumphe. Es waren schöngebildete, starke Männer, von hohem Wuchse, stolzem Blicke, großen blauen Augen, und langem, goldgelbem Haare. Die meisten derselben, die in Rom im Triumphe aufgeführt wurden, waren erst lange nach der Schlacht auf ihrer Flucht von einem Volke, das den Römern zinsbar war, einzeln in den Alpen gefangen worden.

Mit diesem Siege des Marius waren aber die Feinde nur erst zur Hälfte geschlagen, denn

ehe noch Marius das Commando übernommen, hatten sich die Cimbrer von den Teutonen getrennt, und waren bereits über die Alpen in Italien wirklich eingebrochen. Der brave Consul Catulus hatte sie aufhalten sollen, aber sein Heer hatte feig die Flucht ergriffen. Nun schickte man ihm den Marius und dessen starkes Heer zu Hülfe; kein Wunder also, daß von solcher Menge auch die Cimbrer überwältigt wurden (30. Jul. 101, am Po), zumal da ihnen die Hitze des italischen Sommers, die Sonne, welche sie blendete, und der Staub, den der Wind ihnen entgegenblies, ungünstig waren: Zufälle, die schon oft mehr als alle Feldherrnklugheit den Sieg erfechten halfen. Der eifersüchtige Marius hatte das Treffen so angeordnet, daß Catulus mit seinen Truppen gar nicht zum Fechten kommen sollte, damit er den Ruhm des Siegs ganz allein davon trüge. Aber der Zufall wandte es anders, und Catulus fand hinreichende Gelegenheit, die Beeinträchtigung des Neiders durch Tapferkeit und Klugheit zu vereiteln.

46.

Marius in Rom.

(100 v. Chr.)

Jetzt hätte dem Marius nichts glücklicheres begegnen können, als der Tod. Allein ihm stand das traurige Geschick bevor, seinen Ruhm weit zu überleben. Von der Ehre eines fünffachen Consulats noch nicht gesättigt, trachtete er nach dem sechsten mit dem Eifer des jüngsten Candidaten, und leider auf dem Wege der unredlichsten Volksverführer. Er erkaufte sich die Stimmen ohne Scheu, und gesellte sich den unruhigsten Bürgern zu, in der unwürdigen Absicht, in ihnen die prompteſten Werkzeuge zur Aufregung des Pöbels zu gewinnen. Wozu er eigentlich diese Volksmacht gebrauchen wolle, diese Frage hatte er sich wohl nie ganz deutlich vorgelegt. Zunächst nur zur Befriedigung seines Stolzes gegen die Adelspartey und den Senat, an dessen Spitze eben jener von allen Patrioten geschätzte Metellus Numidicus stand, den er schon einmal so hinterlistig vom Commando verdrängt hatte.

Der gefährlichste der damaligen Volksvorsteher war der Tribun L. Apulejus Saturninus, einer von jenen tigerartigen Charakteren, die die ganze Menschheit ausrotten könnten, um

nur

nur ihre Selbstsucht zu befriedigen. Er haßte den Senat, weil ihm derselbe während seiner Quästur eine Getreidelieferung abgenommen hatte, die er schlecht zu besorgen angefangen, und den Metellus, weil ihn dieser als Censor wegen seines ausschweifenden Lebens aus der Liste der Ritter hatte ausstreichen wollen. Um sich an beiden rächen zu können, suchte er für das Jahr 100 v. Chr. zum zweiten Male das Tribunat nach. Er erhielt es durch Hülfe der Soldaten seines Freundes Marius, die in der Volksversammlung den letzten der schon erwählten Volkstribunen, einen gewissen Nonius, umbrachten und in einem Tumulte ihn an dessen Stelle wählten. So ging es jetzt in dem sonst so wohlgeordneten Rom zu, seitdem man dem Pöbel eine solche Gewalt in Wahlsachen eingeräumt hatte.

Diesen Pöbel immer mehr an sich zu ziehen, brachte Saturninus eine neue Ländervertheilung in Vorschlag. Der ganze Senat und der bessere Theil der Bürger widersetzten sich, allein als Marius, der Consul, selber zur Annahme rieth, stimmte man allmälig aus Furcht vor dessen aus dem Teutonenkriege zurückgekehrtem Heere bey. Der einzige Metellus erklärte, daß er durch keine Furcht sich je bestimmen lassen werde, ein schädliches Gesetz zu unterstützen. Hier erwartete ihn Saturninus. Er ließ sogleich ein Volksdekret geben, daß der Feind der Volks-

wohlfahrt geächtet seyn solle. Dem Sturme auszuweichen, der jetzt vorherzusehen war, verbannte sich der edle Metellus selbst nach Rhodus, und diese Verbannung ehrte ihn mehr in den Augen der Guten, als der glänzendste Triumph.

Saturninus ging bald darauf in seiner Verwegenheit so weit, daß er bey der nächsten Consulnwahl, gerade wie bey seiner eigenen Wahl zum Tribun, auf öffentlicher Versammlung den ermorden ließ, für den die Stimmenmehrheit entschieden hatte, weil es nicht der war, den er selbst begünstigte. Dieser Schritt empörte selbst seine eigenen Anhänger; auch sein alter Gönner Marius zog sich zurück, und ein wackerer Senator wagte es schon, dem Senat ein Dekret vorzuschlagen, daß die Consuln auf jede zweckmäßige Art den Staat vertheidigen sollten. Sogleich bewaffneten sie die Bürger, vertheilten sie auf die Posten, und da auch Saturninus seine Rotte sammelte, so gingen die Consuln und die ganze Senatspartey unmittelbar auf ihn los. Er flüchtete zum Capitol hinauf, und begehrte zu unterhandeln. Allein das erhitzte Volk schrie jetzt selber gegen ihn, und in einem entsetzlichen Tumult ward er mit allen seinen Spießgesellen erschlagen (5. Dec.), sein Leib in Stücke gehauen und sein Kopf durch alle Straßen getragen. Ein Sklave hatte ihn getödtet, und dieser erhielt öffentlich die Freiheit für diese Ehrenthat.

Da der Senat einmal so gut im Zuge war, so ward jetzt auch viel von der Zurückberufung des Metellus gesprochen. Dies suchte Marius aus allen Kräften zu verhindern, und ein Volkstribun, Furius, den Metellus als Censor einmal aus der Ritterliste gestrichen, war ihm durch sein Veto dazu behülflich. Allein kaum war das Amtsjahr des Furius vorüber, so klagte ihn einer seiner Nachfolger wegen begangenen Unfugs an, und das ohnehin auf ihn erbitterte Volk, ohne seine Vertheidigung abzuwarten, erwürgte ihn auf der Stelle.

Marius, nun auch seines sechsten Consulats entlassen, wagte jetzt als bloßer Senator nicht mehr, sich der Rückkehr des Metellus zu widersetzen. Er fühlte ohnehin nur zu sehr, wie tief sein Ansehen in kurzem gesunken sey. Um den triumphirenden Einzug seines Todfeindes nicht mit ansehen zu dürfen, unternahm er eine Reise nach Asien, wo er versuchen wollte, einen neuen Krieg anzuschüren, der ihn wieder nothwendig machen sollte (99 v. Chr.).

47.

Zwischenvorfälle.

(99 — 91.)

Zur Zeit des Cimbernkriegs hatte auch ein zweiter, höchst gefährlicher Sklavenaufstand in Sicilien die Sicherheit bedroht. Erst nach mehreren blutigen Niederlagen und großen, grausamen Hinrichtungen der Gefangenen ward die Ruhe wieder hergestellt.

Im Jahre 97 erlangten die Römer abermals durch ein Testament, des Königs Apion nämlich, ein neues Land, das Königreich Cyrene, neben Aegypten. Das Nähere darüber wissen wir nicht, doch scheint es, als habe dies Land, etwa gegen Entrichtung eines Tributs, seine Unabhängigkeit behalten.

Nach Marius Entfernung genoß Rom im Innern wiederum 8 Jahre Ruhe. In diese Periode fallen die zwey ersten großen gerichtlichen Redner der Römer, die etwa den griechischen verglichen werden konnten, M. Antonius und L. Crassus, beide Consularen *). Die glänzendsten Gelegenheiten für diese Art von Beredsamkeit gaben die jetzt schon ziemlich häufigen

*) So nannte man die Senatoren, die schon Consuln gewesen waren.

Processe, in denen untreue Statthalter oder Finanzpächter angeklagt oder vertheidigt wurden.

Dies war auch der Zeitraum, in welchem sich L. Cornelius Sulla, eben der kluge und thätige Patricier, der den Marius als Quästor nach Afrika begleitet hatte, zu der großen Rolle vorbereitete, die ihm noch zu spielen bestimmt war. Folgendes ist die Charakterschilderung, die Sallustius, ein beinahe gleichzeitiger römischer Geschichtschreiber, von ihm giebt: „Sulla, in griechischer und römischer Wissenschaft gleich unterrichtet, groß an Geist, gierig nach Wollust, gieriger nach Ruhm, schwelgerisch in der Muße, aber auch in der Geschäftigkeit nie ohne Sinnengenuß; beredt, verschlagen, freundschaftlich, schnell; einen Anschlag zu verbergen wunderbar geschickt; verschwenderisch in vielem, am meisten im Gelde; glücklich, aber niemals über Verdienst, so daß schwer zu sagen ist, ob es Glück oder Kraft zu nennen *)." Seit dem jugurthinischen Kriege hatte er noch im cimbrischen unter Catulus mit

*) Merkwürdig ist, daß er selber in seinen eigenen Lebensnachrichten, die Plutarch noch benutzt hat, alles dem Glücke zugeschrieben, und frey von sich bekannt hat, alles zufällig gekommene sey ihm immer besser gelungen als das lange vorher überlegte. Er soll in dieser Stelle dem Lucullus, dem er das Werk zugeeignet, die Lehre hinzugefügt haben, auf nichts zu rechnen, als was ihm die Götter im Traume eingeben würden.

Ruhm gedient; im Jahre 94 erhielt er die Prätur von Rom, und in diesem Posten empfahl er sich dem Volk besonders durch ein bisher nie so schrecklich gesehenes Thiergefecht. Hundert Löwen, die ihm Bocchus verschafft hatte, kämpften mit jagdgeübten Afrikanern. Im folgenden Jahre glich er als Gesandter die Streitigkeiten asiatischer Könige aus.

48.

Der Bundesgenossenkrieg.

(91 — 88.)

In den Streitigkeiten des Senats und Volks hatten die Demagogen seit der Gracchen Zeit ihre Faction nicht bloß durch den Pöbel zu Rom, sondern auch durch die Bürger der übrigen italischen Städte verstärkt, die unter dem Namen Bundesgenossen immer die Hauptkräfte zu den großen Kriegen hergegeben hatten, aber bisher sorgfältig vom römischen Bürgerrecht ausgeschlossen worden waren. Das Mittel, sie zu gewinnen, war immer gewesen, daß man ihnen die Hofnung des Bürgerrechts von ferne gezeigt. Dieses Kunstgriffs hatte sich sogar der Senat selber in seinen letzten Kämpfen gegen

den Ritterstand bedient; doch als die Rede davon war, jene Hofnung zu erfüllen, trug es, wie gewöhnlich, der römische Stolz über die Treue davon.

Jetzt aber standen auch unter diesen außerrömischen Italiänern entschlossene, kräftige Häupter auf, die die Rechte ihrer Mitbrüder auch auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen Muth genug hatten. Sie hielten eine Zusammenkunft in der marsischen Stadt Corfinium, und entwarfen große Plane. Italien sollte eine Republik und statt Rom Corfinium die Hauptstadt derselben werden. Die Bürger und das Landvolk standen in ganzen Massen auf, ein furchtbarer Haufe, denn sie hatten dieselben Waffen und dieselbe Kriegszucht mit den Römern gemein, kannten deren Art zu fechten genau, und durften immer hoffen, in Rom eine Partey für sich zu gewinnen.

Zwey Jahre lang tobte der Krieg vor den Thoren Roms mit aller Wuth eines bürgerlichen Kampfes. Unter den verbündeten Völkern werden genannt die Marser, Picenter, Peligner, Marruciner, Frontaner, Samniter, Hirpiner, Apulier, Lukaner. Sie wählten zwey Consuln, den Marser Pompädius und den Samniter Aponius, und zwölf Prätoren. Die Hauptgeschichtschreiber dieses blutigen Krieges sind uns leider verloren gegangen. Die ersten Versuche, den Aufstand zu dämpfen, machten ihn noch ge-

fährlicher. In der ersten Schlacht blieb der Consul Rutilius mit 8000 Römern (90), und bald darauf fiel sein Untergeneral Cäpio in einen Hinterhalt des Pompädius, in dem er selbst mit dem größten Theil seiner Mannschaft niedergehauen ward. Marius selber that nichts seinem Ruhm gemäßes, dagegen Sulla's Thaten desto herrlicher hervorglänzten, und zuletzt dem Kriege ein Ende machten. Von fernen gefährlichen Feinden bedroht, dachte man darauf, den Bundesgenossen auf gute Art das verlangte Bürgerrecht zu bewilligen. Man gab es zuerst den treu gebliebenen Städten als Belohnung, nachher aber auch den übrigen. Der sämmtliche Zuwachs römischer Bürger wurde in acht neue Tribus vertheilt, ein schrecklicher Stoff zu künftigen Reibungen. Sulla, auf den jetzt alle Augen gerichtet waren, erhielt das Consulat.

49.

Mithradates.

(Geb. 135 v. Chr.)

Die ferne Gefahr, die jetzt schon wieder die Gemüther beschäftigte, kam von Asien her. In dem bisher fast unbekannten Königreich Pontus

am schwarzen Meere hatte das Schicksal um diese Zeit ein Herrschergenie auf den Thron berufen, dergleichen in diesen Gegenden noch keines erstanden war, Mithradates, von seinen Zeitgenossen der Große zubenamt. Obgleich schon in seinem zwölften Jahre durch Meuchelmörder seines Vaters beraubt, entwickelte er doch die eigene Kraft in sich so früh und so stark, daß er sich in wenig Jahren der Herrschaft bemächtigen, seinen Vater rächen, und auf seines Erbreichs Erweiterung denken konnte.

Rings umgeben von römischen Spähern, Schiedsrichtern, Einnehmern und Soldaten, und überall beschränkt durch ihre herrischen Anmaßungen faßte er, wie Hannibal, schon früh den Vorsatz, lebenslang ein Feind dieses Volks zu seyn, und in der That haben auch die Römer seit Hannibals Zeiten keinen furchtbarern Feind gehabt als ihn. Dreißig Jahre lang hat er die größten ihrer Feldherren beschäftigt, ohne ihnen zu erliegen; nach jeder Niederlage stand er nur furchtbarer auf, und in den Kriegen gegen ihn ward ganz Griechenland und Kleinasien zertreten, ja Rom selbst dem Untergang nahe gebracht.

Lange und vorsichtig sammelte er seine Kräfte, ehe er mit seinem ganzen Plan hervortrat, der auf nichts geringeres abzweckte, als die Römer aus ganz Asien zu vertreiben. Er versah sich reichlich mit allen Kriegsbedürfnissen, und

schloß kräftige Bündnisse mit seinem Schwiegersohn, dem König Tigranes (-) von Armenien und mit den benachbarten scythischen Völkern. Die Könige von Parthien, Syrien und Aegypten begünstigten ihn heimlich, und viele phönicische und ägyptische Seeleute waren in seinem Solde.

Gelegenheit zum Bruche boten die Römer selbst dar. Ihre Commissarien, eifersüchtig auf seine Macht, stifteten den König Nicomedes (-) von Bithynien an, ihm räuberisch ins Land zu fallen. Jetzt erhob er sich in seiner Kraft, schlug die Bithynier und die ihnen zu Hülfe eilenden Römer, unterwarf sich das ganze Land, und gewann sich durch Güte gegen die Besiegten überall Vertrauen und Liebe. Von nun an ging sein Eroberungszug reißend durch Phrygien, Mysien, Lycien, Pamphylien bis zur ionischen Küste hin, und überall öffneten sich ihm die Städte und die Herzen. In kurzem war er Herr von ganz Kleinasien. Der römische Statthalter entfloh, und zwey Generale wurden gefangen. Einer derselben, Aquillius, einer der habgierigsten Volksaussauger, und eben der, der den Nikomedes gegen ihn aufgereizt hatte, empfand die ganze Schwere der königlichen Rache. Er wurde gefesselt, gepeitscht, und rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Städte geführt, wobey er von Zeit zu Zeit selbst rufen mußte, er sey Aquil-

lius; zuletzt goß man ihm mit unmenschlichem Spotte geschmolzenes Gold in den Hals.

Mithradat durchreisete jetzt seine raschen Eroberungen, und verlegte seine Residenz von Sinope nach Pergamus, dem bisherigen Sitze des römischen Statthalters. Hier erhielt er die römische Kriegserklärung. Er beantwortete sie damit, daß er in alle ihm unterworfene Städte einen Befehl schickte, an einem bestimmten Tage alle unter ihnen wohnende römische Familien zu überfallen, zu ermorden, und ihre Güter unter sich und die königliche Kasse zu theilen. Hier sah man nun recht deutlich den fürchterlichen Haß, in dem die Römer standen. Mit wahrer Freude wurde von allen Städten der grausame Befehl vollzogen, und so an einem einzigen Tage in Asien der ganze römische Name ausgerottet. Man berechnete die Zahl der Erschlagenen auf 80,000. Bloß die Einwohner von Magnesia und der Insel Rhodus nahmen keinen Theil an dem Blutbade, die letztern schlugen sogar einen Sturm des Mithradat ab, und blieben den Römern treu.

Damals wüthete eben in Rom der Bundsgenossenkrieg, und dies gab dem Könige noch eine erwünschte Muße, die er dazu benutzte, soviel Völker als möglich gegen Rom aufzuwiegeln. Während er von Pergamus aus, wie aus einem Mittelpuncte, alle Unternehmungen leitete, verwal-

tete sein ältester Sohn in Sinope seine Erbstaaten, ein anderer setzte mit einem Heere nach Thracien und Macedonien über, und sein Feldherr Archelaus landete in Griechenland, wo er mit Freuden aufgenommen wurde, und machte Athen zu seinem Hauptwaffenplatze. Die Athener, noch immer jenes leichtsinnige, freiheitstolle, ausschweifende Volk von ehemals, ließen sich jetzt von einem ihrer Volksredner, dem Sophisten Aristion, aufreden, den übrigen Griechen ein Beispiel zu geben, und die römischen Fesseln abzuschütteln. Sie gingen dem Archelaus wie einst dem Flamininus entgegen, und opferten jauchzend dem Befreier Griechenlands, wie einem Gotte. Er selber durchzog hierauf ganz Griechenland, und brachte die Lacedämonier, die Achäer, die Böotier, und andere auf seine Seite. Euböa und die übrigen Inseln, Rhodus ausgenommen, hatten bereits dem Mithradat gehuldigt. Welch ein fürchterlicher Brennstoff zu einem Kriege auf Leben und Tod! Aber noch ehe sich dieser entzündete, brach in Rom selbst eine andere, nicht minder schreckliche Flamme aus.

50.

Erster Bürgerkrieg in Rom.

(88 v. Chr.)

Die meisten Stimmen beriefen den Consul Sulla zum Führer des mithradatischen Krieges. Schon war er bereit, zu seinem noch vom Bundsgenossenkriege her in Campanien versammelten Heere abzugehen, als der alte, nun fast siebzigjährige Marius, noch immer gequält von Ehrgeiz und von der heftigsten Eifersucht gegen diesen jüngern Nebenbuhler, der ihm nun schon zweimal die Ehre des Sieges entrissen hatte, plötzlich eine Faction unter dem Pöbel zusammenbrachte, und mit Hülfe des Tribuns Sulpitius einen Aufruhr im Volke entzündete. Dieser Mensch, frecher als jener Saturninus, hatte 3000 Gladiatoren im Solde, die er seinen Gegensenat nannte, und die ihn jedesmal bewaffnet auf den Markt begleiten mußten, wenn er einen Vorschlag durchsetzen wollte. Von diesen Banditen umringt erschien er nun auch auf dem Markte, als beide Consuln daselbst Geschäfte hatten, drang darauf, daß Marius als Proconsul nach Asien an Sulla's Stelle gehen sollte, und als darüber ein Gemurmel entstand, befahl er alsobald seinen Dreitausenden, einzuhauen. Alles floh vor Furcht, des einen Consuls Sohn ward niederge-

fabelt, der andere Consul, Sulla, selbst ward ergriffen, und in Marius Haus geschleppt. Hier mußte er unter gezückten Schwerdtern schwören, alles was Sulpitius verordnet habe, gut zu heißen, und so hatte nun Marius seinen Wunsch erreicht, und rüstete sich freudig zum Kriege.

Aber Sulla konnte die Bosheit seiner Feinde so ruhig nicht verschmerzen. Er floh heimlich aus Rom, und kam eher als Marius im Lager an. Hier erzählte er den sehnlich harrenden Soldaten, wie schändlich ihn Marius um das Commando betrogen, und wie auch sie unter seinem Ehrgeize leiden würden. Denn nicht sie, sondern seine alten Truppen, mit denen er die Deutschen geschlagen, werde er in das reiche Asien führen. Euch, fuhr er fort, wird man aus einander gehen heißen, euch, denen ich so reiche Beute zuzuwenden gedacht habe. — Durch solche Reden kirrte er seine Soldaten, die seine Freigebigkeit schon kannten und den alten finstern Marius haßten; sie schwuren ihm zu folgen wohin er sie führen wolle, selbst nach Rom gegen Marius und dessen Partey.

Das wollte Sulla nur hören. Er commandirte, und in wenig Tagen stand sein Heer vor Rom. Der Senat schickte ihm Einhaltsbefehle entgegen: er achtete ihrer nicht, sondern drang wie ein Feind in die Stadt. Die Bürger thaten Widerstand, Marius und Sulpitius hat-

ten sich des Capitols bemächtigt, ja der erstere bot allen Sklaven die Freiheit, die jetzt das Vaterland vertheidigen würden; umsonst. Sulla verlangte Unterwerfung, und drohte die Stadt an allen Ecken anzuzünden, wofern noch jemand sich mit Waffen widersetzte.

Schrecken und ängstliche Erwartung hielten alle Bürger in ihren Häusern gefesselt. Nur Marius, Sulpitius, und wer sonst noch von dem gereizten Machthaber das Aeußerste zu fürchten hatte, entfloh. Den Sulpitius konnte sein Gegensenat gegen Sulla's 6 Legionen nicht schützen; er ward auf der Flucht ermordet, und sein Kopf an der Rednerbühne aufgespießt. Sulla berief sogleich eine Volksversammlung, in der alle von den vorigen Gewalthabern gegebene Gesetze aufgehoben, und den Patriciern, zu denen Sulla selbst gehörte, ihre alten Rechte wiedergegeben wurden. Marius ward als ein Staatsverräther angeklagt, weil er die Sclaven gegen den rechtmäßigen Consul aufgewiegelt habe, und nebst seinem Sohne und noch mehreren andern seiner Anhänger proscribirt, d. h. man zog ihre Güter ein, und setzte Preise auf ihre Köpfe.

Unter diesen revolutionären Vorkehrungen war Sulla's Consulatjahr verflossen. Er begnügte sich, als Proconsul nach Asien zu gehen, ließ sich aber von den neuen Consuln Octavius und

Cinna versprechen, daß sie während seiner Abwesenheit keine Neuerungen vornehmen wollten.

51.

Sulla in Griechenland.

(86 v. Chr.)

Seitdem Sulla das Commando übernommen hatte, bekam Mithridat, wie Plutarch sehr ernsthaft erzählt, allerley bedenkliche Vorbedeutungen. Einmal, z. B. als er in Pergamus war, und man ihm im Theater die Ehre anthun wollte, eine Siegesgöttin mit einer Krone vermittelst einer Maschine über sein Haupt hinschweben zu lassen, rissen die Fäden unvermuthet, und die Göttin sammt der Krone zerbrach in Stücke. Aehnliche Vorzeichen hatten auch den ersten Bürgerkrieg angekündigt. Drey Raben fraßen vor vieler Menschen Augen ihre Jungen auf! Die Mäuse benagten das Gold im Tempel; man stellte eine Falle auf, es lief eine Maus hinein, gebar in der Falle fünf Junge, und verzehrte drey davon eigenmündig! Bey heiterm Himmel ließ sich eine Trompete hören, die doch niemand sah, und die zuerst so stark, und zuletzt so traurig klang, daß man wohl merken konnte, es werde

nichts

nichts Gutes bedeuten. Und als endlich der Senat sich im Tempel der Bellona versammelte, um die Haruspicen wegen dieser Erscheinungen zu befragen, siehe da kam ein Sperling mit einer Heuschrecke im Schnabel in den Tempel geflogen, vor der er — o Wunder über Wunder! — ein Stück auf die Versammlung fallen ließ. Und nicht lange darnach — brach der bürgerliche Krieg aus.

Doch weg von diesen Possen, und hin zum Sulla, der mit unglaublicher Schnelligkeit sich aller griechischen Städte bemächtigte, und Athen, dessen Thore ihm die mithradatische Besatzung verschloß, mit Sturmmaschinen von allen Seiten umringte. Diese Maschinen zu erbauen, hatte er fast alle Bäume in der Akademie und in den heiligen Hainen um Athen niederhauen lassen, und 100,000 Maulesel waren täglich beschäftigt, die Maschinen in Bewegung setzen. Er ließ aus Delphi den unermeßlichen Tempelschatz wegnehmen, und sah jedes reichen Mannes Vermögen als das seinige an. Solchen Feind hatten die Griechen noch nie gehabt. Wie ganz anders war ihnen Flamininus und Aemilius begegnet! Aber Sulla war auch kein Bevollmächtigter des Senats, sondern Lohnsherr seiner Soldaten, deren räuberischsten Plünderungen er still nachsehen mußte, um sie nur willig zu seinem Dienste zu erhalten. In kurzem litten die eingeschlossenen

Athener solche Hungersnoth, daß sie Gras aßen, und das Leder von ihren Sohlen und Schläuchen kochten. Endlich eroberte er die Stadt mit Sturm um Mitternacht (1. März 87). Die Soldaten überließen sich dabey allen ersinnlichen Unmenschlichkeiten. Das Blut floß in Strömen, die alten trefflichen Mauern am Piräus wurden mit Mauerbrechern eingeäschert, und Habe und Gut der unglücklichen Einwohner von den raubgierigen Soldaten als Beute verschlungen.

Hierauf ging der verheerende Schwarm einem feindlichen Heere entgegen, welches in Böotien verschanzt lag. Zwey blutige Schlachten, bey Chäronea und bey Orchomenos, vertrieben die mithradatischen Heere aus Europa. In der letzten Schlacht fingen Sulla's Soldaten schon zu fliehen an. Da sprang er vom Pferde, riß einem Adlerträger das Feldzeichen aus der Hand, und schrie: „Hier, ihr Römer, ist es rühmlich für mich, zu sterben. Wird man euch aber fragen, wo ihr euern Feldherrn verrathen habt, so sagt: bey Orchomenos!" Mit diesen Worten stürzte er sich in die Feinde, und seine Soldaten, beschämt durch diese Anrede, eilten ihm nach und gewannen den Sieg.

Mithradat that endlich Friedensvorschläge. Sulla machte die Bedingungen dazu mit allem Stolze eines römischen Consularen. Mithradat sollte alles eroberte Land wieder herausgeben,

den Römern siebzig völlig ausgerüstete Schiffe ausliefern, und noch 2000 Talente (drittehalb Millionen Thaler) Kriegskosten bezahlen.

Um dieser Unterhandlungen willen setzte Sulla nach Asien über, und diese Gelegenheit benutzte er und sein Heer trefflich, sich durch die ungeheuersten Plünderungen aller blühenden Städte, durch welche sie zogen, zu bereichern. Bloß die baaren Contributionen, die er den Städten auflegte, betrugen über 25 Millionen Thaler. Den Soldaten, die er den Bürgern ins Quartier legte, gestattete er allen Uebermuth. Jeder Wirth war gezwungen, jedem bey ihm liegenden Soldaten täglich sechzehn Drachmen (über 3 Rthlr.) und freien Tisch für ihn und seine guten Freunde, soviel er deren mitbringen wollte, zu geben. Ein Officier konnte täglich 50 Drachmen (10 Rthlr.) und soviel neue Kleidungsstücke fordern, als er wollte.

Sulla eilte sehr, den Frieden zu Stande zu bringen, denn schon längst hatte er schlimme Nachrichten aus Rom; seine Frau hatte sich zu ihm ins Lager geflüchtet, da eine neue Revolution sie ihrer Güter beraubt, und ihre Häuser in Asche gelegt hatte. Ungern schied er mit seinem Heere aus einem Lande, das ihm noch so reiche Beute versprach, und er hatte alle seine Beredsamkeit nöthig, um seine Soldaten über den Rückzug zu beruhigen. Nur durch Ver-

sprechungen großer Güter in Italien konnte er sie besänftigen. Wir können also das entsetzliche Unheil schon ahnen, das er jetzt über sein Vaterland zu bringen im Begriffe war.

52.

L. Cornelius Cinna.

(87 — 85.)

Es war ein großer Fehler gewesen, daß Sulla vor seiner Abreise aus unzeitiger Popularität den Cinna zum Consulate zugelassen hatte, einen herrschsüchtigen Demagogen, aller Ausschweifungen eines Saturninus und Sulpitius fähig. Wirklich sah er sich auch kaum allein, als er, mit dieser vorübergehenden Würde nicht zufrieden, darauf dachte, sich eine bleibende furchtbare Obergewalt im Staate zu verschaffen. Um diese zu erlangen, machte er es wie jene beiden Tribunen, oder wie Marius: er schmeichelte der Hefe des Volks durch Geschenke, günstige Gesetze, Versprechungen von neuen Korn- und Ackervertheilungen, und durch Zurückberufung der vom Sulla verbannten Freunde des Volks. Er drang ferner auf die Aufnahme vieler tausend neuen Bürger aus den Bundesgenossen in die

alten Tribus, und gewann dadurch einen solchen Anhang, daß dem Senat abermals vor seinem eigenen Consul bange seyn mußte. Auch erschien er in der Volksversammlung nie anders als mit einem zahlreichen Gefolge von Clienten, die Dolche unter den Mänteln trugen. Dies verband seinen Collegen Octavius zu einer gleichen Vorsicht, und so kam es einmal auf dem Markte zu einem Banditengemetzel, von welchem die beiden Consuln die Anführer waren, und in welchem über 10,000 Mann auf dem Platze blieben. Welch eine Staatsverfassung, in welcher der regierende Theil mit dem regierten in blutigen Schlachten mitten in der Hauptstadt fechten muß! Diesmal siegte zum Glück die bessere Partey, und Cinna mußte aus Rom fliehen, wo an seiner Statt sogleich ein anderer Consul gewählt ward.

Aber er entfloh nur, um fürchterlicher wiederzukehren. In Mittelitalien standen damals noch drey römische Heere, die man seit dem Bundsgenossenkriege noch nicht hatte auseinander gehen lassen. Cinna lockte durch große Versprechungen eins derselben an sich, rief schnell den alten Marius aus Afrika zurück, und beide gingen Rache schnaubend auf Rom los. Octavius sammelte ein Heer in der Stadt, aber — so hatten die Volksführer dies Gesindel schon verwöhnt! — weil der Consul sie nicht dahin führ-

te, wohin sie selber wollten, so verließen sie ihn, und baten den jungen Metellus, ihr Feldherr zu werden. Mit Recht verwies ihnen dieser edle Jüngling ihren schändlichen Ungehorsam, und hieß sie zum Octavius zurückkehren, aber statt dessen liefen sie alle aus der Stadt, und gingen zum Cinna über.

Da der Senat die Stadt nun wehrlos sahe, so blieb ihm nichts übrig, als mit dem Cinna und Marius gütliche Unterhandlungen zu pflegen. Beide wurden höflich eingeladen, in die Stadt zu kommen, und dringend gebeten, nur des Bürgerbluts zu schonen. Cinna empfing die Abgesandten als Consul gekleidet und auf einem consularischen Stuhle sitzend, und Marius stand mit fürchterlichem Grinsen schweigend ihm zur Seite. Entsetzlich war ihr Einzug in die Stadt. Vor und hinter dem Marius ging eine bewaffnete Leibwache von mehreren tausend Sklaven, die er aufgerafft, und sich unter dem Versprechen der Freiheit verbunden hatte. Auf wen er zeigte, den hieben sie nieder. Jeder Wink von ihm kostete einem seiner Feinde das Leben. Der Consul Octavius und viele edle Senatoren wurden auf dem Markte durchbohrt. In alle Häuser seiner ehemaligen Gegner sandte er, und ließ sich die abgehauenen Köpfe bringen und auf den Tisch legen. Sein ehemaliger Collège Catulus erstickte sich selbst im Kohlendampfe. Erstorben

schienen in dem grauen Krieger alle Gefühle der Menschlichkeit, und Cinna selbst erschrak über ihn. Aber wer zählt die Barbareien, die seine Anhänger ohne Befehl bloß in ihrem eigenen Namen ausübten! Weder Marius noch Cinna konnten sie zum Gehorsam bringen. Wer Geld hatte, oder schöne Weiber und Töchter, den ermordeten sie, und schwelgten zügellos in dem Genusse der Beute. Wild mit gezückten Dolchen liefen diese Sklaven auf den Straßen umher; ein teufliches Gewieher verkündigte ihre Ankunft in den Häusern. Und nicht bloß in Rom verübten sie ihre Gräuel: alle Städte der Bundsgenossen wurden von ihnen überschwemmt. Marius freute sich ihrer Rasereien, aber Sertorius, ein braver Mann, der aus Noth diese Partey ergriffen hatte, weil Sulla ihn haßte, machte sich einst in der Nacht mit geübten Truppen auf, überfiel sie in ihrem Lager, und mezzelte 4000 dieser Bestien nieder.

Es dauerte lange, ehe man die Straßen Roms von dem Blute und den unzähligen Leichen säubern konnte, die von den Händen jener Sklaven gefallen waren. Die Stadt schien ganz ausgestorben zu seyn, denn niemand ließ sich noch öffentlich sehen, als die Anhänger der Tyrannen. Viele Senatoren waren ins Lager des Sulla nach Griechenland geflüchtet.

Als nun das Gerücht nach Rom kam, Sul-

la habe den mithradatischen Krieg geendigt, und sey mit seinem Heere schon auf der Rückkehr begriffen, erzitterte alles vor seiner Rache. Marius ward zum siebenten Male zum Consul gewählt; nur Schade, daß es jetzt keine wehrlosen Senatoren zu erdolchen galt, sondern ein versuchtes Heer und einen Feldherrn abzuwehren, der ihn schon einmal aus Rom verjagt hatte. Was konnte er von der Tapferkeit feiger Sklaven hoffen? Welch ein Vertrauen konnte er zu seinen eignen schwachen Kräften und seinen von Alter zitternden Gliedern fassen? Das ganze Gefühl seiner Schuld ergriff ihn jetzt; mit Furcht und Angst sah er dem nahenden Sulla entgegen, und um das Bewußtseyn seines Zustandes in sich zu übertäuben. nahm er zum unmäßigsten Trunke seine Zuflucht, dessen Folge ein schleuniger Tod war, welcher ihn noch zu rechter Zeit der feindlichen Rache entriß (13. Jan. 86). Er hinterließ seinem Sohne ein Vermögen, welches, wie Plutarch sagt, für viele Könige hinreichend gewesen wäre.

Cinna, der andere Consul, wählte sich hierauf den Valerius Flaccus zu seinem Collegen, und da Sulla nun einmal feindlich behandelt war — denn man hatte seine Häuser verbrannt, sein Vermögen geraubt, und seine Freunde ermordet — so mußte man darauf denken, ihn schon in Griechenland einzuschränken. Zu diesem

Ende mußte ihm der neue Consul Valerius mit einem Heere nach Thessalien entgegen gehen. Ein treffliches Heer, der Spießgesellen eines Marius würdig! Es verließ seinen Consul, weil dessen Oberster, Fimbria, ihm mehr bot, und folgte diesem Verräther, der den Valerius eigenhändig ermordete. Aber auch ihn verließen sie, sobald sich Sulla gegen sie wandte. Sie gingen zu dem letztern über, und der verlassene Fimbria stürzte sich in sein eignes Schwerdt.

Welche Verwilderung der Heere beweisen alle diese Erzählungen nicht! Die Soldaten herrschten über den Feldherrn, nicht er über sie. Da war weder Furcht noch Gehorsam. Um der Belohnung willen waren sie ihm nachgegangen, verkauft hatten sie sich ihm, entweder weil er das meiste geboten hatte, oder weil er die meiste Beute hoffen ließ. Diese Sklavenhorden hatten kein Vaterland, sie stritten nicht für Ehre, sie hatten daheim nicht Kinder, nicht Eigenthum, sie fürchteten sich nicht vor Strafen bey der Nachhausekunft, denn man konnte sie ja nicht halten, daß sie nicht nach Aegypten oder Asien flüchteten. Wahrlich es gehörte ein eignes Feldherrngenie dazu, solche Truppen gehörig zu handhaben, und große Thaten mit ihnen zu verrichten, und doch hat es Feldherren gegeben, die aus ihnen die trefflichsten Krieger bildeten, und

sich durch sie zur ersten Gewalt im Staate emporschwangen.

Cinna gehörte indessen nicht zu diesen Genien. Auch er sammelte ein großes Heer in Italien, mit dem er dem Sulla entgegengehen wollte. Aber siehe, die Truppen weigerten sich, sich einschiffen zu lassen, und als Cinna Gewalt brauchen wollte, erschlugen sie ihn (84 v. Chr.).

53.

Sulla's Rückkehr nach Rom.

(83 v. Chr.)

Desto mehr hingen Sulla's Soldaten an ihrem Führer, der sie selbst auf dem Rückzuge noch mit der Beute verbrannter Städte bereicherte, und ihnen alle Ausschweifungen eben so frey verstattete, als er sie selbst beging. Einst brachten zwey Fischer ihm ein Paar schöne Fische zum Geschenk. Er fragte sie, woher sie seyen: sie sagten, aus Aläa. „Also lebt noch jemand von den Aläern?" fragte er die erschrockenen Fischer. Er hatte nämlich diese Stadt mit mehreren andern in Böotien gänzlich zerstört, und wunderte sich nun, daß noch einige von den Einwohnern derselben am Leben wären.

Endlich landete er in Italien. Die Anhänger des Marius stellten ihm über 200,000 Mann unter 15 Feldherren entgegen, aber keins dieser Heere hielt den versuchten Legionen des Sulla Stand, viele liefen zu ihm selbst über, andere flüchteten nach dem oberen Italien, wo Sulla's Unterfeldherren, besonders der junge Pompejus, sie fast gänzlich ausrotteten. Den stärksten Widerstand fand Sulla in Präneste, in welche Stadt sich der Sohn des Marius geworfen hatte. Er überließ die Belagerung derselben einem seiner Unterbefehlshaber, und ging selbst auf Rom los. Hier kostete es noch ein blutiges Gefecht in den Vorstädten, in welchem er nur mit Mühe siegte, und nun zog er triumphirend in die Stadt ein, die mit Furcht und Zittern sein Blutgericht erwartete.

Präneste ergab sich endlich auch, nachdem der junge Marius sich selbst entleibt hatte. Sulla's Feldherren jagten darauf seinen noch übrigen Feinden durch ganz Italien, ja bis nach Spanien und Afrika nach, und hierbey zeichnete sich der 24jährige Pompejus so sehr aus, daß Sulla ihm bey seiner Rückkehr nach Rom mit einem Gefolge entgegenging, ihm den Beinamen des Großen gab, und ihm einen Triumph auswirkte, ob er gleich weder Consul noch Prätor gewesen war. Sulla's eigener prächtiger Triumph über den Mithradat dauerte zwey Tage; es wur-

den in demselben über neun Millionen Thaler nach unserm Gelde zur Schau getragen, und nachher in die Staatskasse niedergelegt.

Kaum sah sich Sulla Meister von Rom, so überließ er sich ganz der grausamsten Rachgier. Zuerst fühlten seine Wuth die armen Bürger von Präneste, weil sie sich ihm so lange widersetzt hatten. Er ließ sie alle durch seine Soldaten hinaustreiben auf einen großen Platz, und Mann für Mann — es sollen 12000 gewesen seyn — mit Pfeilen todtschießen. Von den Sklaventruppen des Marius hatten sich ihm 6000 Mann gutwillig ergeben, weil er ihnen Verzeihung versprochen hatte. Diese ließ er gebunden in die große römische Rennbahn treiben, wo sie ihr Schicksal in banger Ungewißheit erwarteten. Es trat darauf eine bewaffnete Legion herein, und schloß die Schranken hinter sich zu. Ein Officier commandirte, und die Soldaten fielen über die 6000 Unglücklichen her, und hackten sie nieder, wie man trocknes Gesträuch niederhaut, hielten zuweilen ermattet inne, und setzten dann nach kurzer Erholung die unmenschliche Arbeit wieder fort. Nebenbey war der Tempel der Bellona, in welchen Sulla zu derselben Stunde den Senat zusammenberufen hatte, dem er mit größter Kaltblütigkeit einen Vortrag hielt, indeß das Geschrey und Winseln der Sterbenden, und das Knirschen der Säbel auf zerschellenden

Menschenknochen durch die offenen Fenster des Tempels drang. Die Senatoren saßen schaudernd und todtenbleich. „Nur ruhig, sagte Sulla, bekümmert euch nicht um das, was draußen vorgeht; es sind nur einige unnütze Menschen, die auf meinen Befehl gezüchtigt werden."

Hierauf schritt er zur Proscription oder Aechtung derer, die er für Marianer hielt. Auch hier sah er seinen Lieblingen jede Ausschweifung nach. Wer einen Feind hatte, gleichviel von welcher Partey, setzte ihn auf die Proscriptionsliste, ließ ihn niederhauen, und riß dessen Güter an sich. Ein gewisser Catilina ermordete seinen eignen Bruder, und bat den Sulla erst nachher, ihn auf die Liste zu setzen. Die Reichsten waren die beste Beute, die Magistratspersonen wurden auch nicht geschont, denn durch ihren Tod wurden ja einträgliche Aemter erledigt. Wie vor zwey Jahren die Trabanten des Marius gewüthet hatten, so sah man jetzt Sulla's tapfre Schaaren sich im Bürgerblute baden. Jeder alte Privathaß ward nun aufgefrischt, jede einst verweigerte Lust gewaltsam befriedigt. Wer zu den Proscriptionstafeln hintrat, sie zu lesen, ward als ein Aufrührer niedergemacht, wer nicht hinging, verlor als ein Mißvergnügter das Leben. Und während die ganze Stadt einer Schlachtbank glich, ergötzte sich Sulla alle Abend bey einer üppigen Mahlzeit an der Gesellschaft

von Tänzern, Possenreißern und liederlichen Dirnen, deren er nie entbehren konnte. Einer seiner Officiere wagte es einmal, ihn zu fragen, wenn das Morden ein Ende nehmen solle. „Wir wollen gar nicht, fuhr er fort, für diejenigen bitten, die du umzubringen beschlossen hast, sondern nur aus der Ungewißheit kommen, wen du noch leben lassen willst.“ — Das weiß ich jetzt selber noch nicht, antwortete Sulla; vor der Hand nimm diese hinzu. Er gab ihm ein Blatt, auf dem die Namen von 80 vornehmen Männern standen, die er wegzuräumen beschlossen hatte. Am folgenden Tage ließ er noch 220 Namen dazu thun, und bald darauf wieder soviel. Dabey sagte er in einer öffentlichen Rede, er habe jetzt nur erst vor der Hand einige verurtheilt, die ihm beigefallen seyen, in der Folge werde auch noch die andern die Reihe treffen, auf die er sich jetzt noch nicht besonnen habe. Damit aber die Proscribirten auch wirklich ihre Mörder fänden, bot er zwey Talente (2500 Rthlr.) für eines jeden Kopf, und diese Lockspeise machte, daß man stündlich Kerle mit Menschenköpfen in der Hand in Sulla's Haus gehen und mit Gelde beladen wieder herauskommen sahe. Niemand durfte bey Todesstrafe einen Geächteten herbergen oder ihm auf der Flucht durchhelfen, der Sohn nicht den Vater, der Sklave nicht den Herrn. Alle Bande der Natur sollten zerrissen seyn, so wollte es

Sulla. Als endlich das Morden nachließ, und man über die geschehenen Gräuel ruhiger nachdenken konnte, fand sich, daß in dieser Schreckensperiode nach einer ungefähren Berechnung 15 Consuln und Consularen, 90 Senatoren, 2600 Ritter, und über 100,000 römische Bürger umgekommen waren.

Natürlich waren durch diese Hinrichtungen unzählige Häuser, Landsitze und Grundstücke verödet worden, und standen herrenlos da. Sulla verschenkte sie an seine Lieblinge, auch an unzüchtige Weiber, Sänger und Sklaven. Einer seiner Freigelassenen konnte sich in der Pracht seiner Landgüter und in seinem Reichthum an Gemälden und Bildsäulen mit Königen messen. Crassus, ein Officier des Sulla, riß bey den Auctionen soviel Güter, Sklaven und Häuser an sich, daß er sich durch die Vermiethung der Wohnungen fast die halbe Stadt zinsbar machte, und seine Landgüter kaum zählen konnte. Ja er behauptete, der sey nicht reich zu nennen, der nicht ein ganzes Heer aus seinem Beutel unterhalten könne. Sulla selbst vergaß sich so wenig, daß nach seinem Tode sein liederlicher Sohn selbst bey der unsinnigsten Verschwendung sein Vermögen gar nicht durchbringen konnte.

Noch waren aber die 120,000 Soldaten nicht versorgt, denen der neue Beherrscher Roms seine Macht zu danken hatte. Er schickte sie nach

Etrurien, mit dem Befehl, die römischen Bundesgenossen daselbst mit Gewalt aus ihren Besitzungen zu vertreiben, und sich in ihre Häuser und Aecker zu theilen. So wurde also auch noch dieses arme Volk aus seinen Hütten verjagt, und den Unglücklichen blieb nichts übrig, als sich in Räuberbanden zu vereinigen, und wieder andere zu plündern und zu morden. Dem Sulla waren indessen die neuen Ansiedler eine sichere Stütze in der Provinz. Eine eben so sichere in Rom zu haben, schenkte er 10,000 Sklaven die Freiheit, die Aecker der Geächteten, und das römische Bürgerrecht. Sie nahmen dafür alle den Namen der Cornelier an, und waren ihm immer eine zuverlässige Leibwache, wenn er unter dem Volke erschien.

Nun ließ er sich zum beständigen Dictator erwählen, was er eigentlich längst gewesen war, und richtete die Staatsverfassung wieder völlig zu Gunsten der Patricier ein. Er ergänzte den Senat aus den Rittern, gab treffliche Gesetze zur Herstellung der Ruhe und Ordnung, und stellte prächtige Spiele an, um, wie er sagte, das Volk nach so vielen Mühseligkeiten wieder etwas zu ergötzen. Unter andern gab er dem gesammten römischen Volke ein herrliches Gastmahl auf dem Markte, welches mehrere Tage dauerte, und wobey vierzigjähriger Wein in Strömen floß, und der Speisen so viele waren, daß täglich der

Rest

Rest in die Tiber geworfen wurde. Er selbst verbrachte jeden Abend bey einem üppigen Mahle, und die Nächte mit entehrenden Ausschweifungen.

54.

Sulla's Tod.

(78 v. Chr.)

Wenn man gleich den Charakter eines Sulla nicht ohne Schaudern betrachten kann, so wird man doch dem außerordentlichen Manne seine Achtung nicht versagen können, der durch die Kraft des Schreckens in kurzer Zeit eine so lange Verwirrung unter mehreren Millionen verwilderter Menschen in Ordnung und Gehorsam umzuwandeln vermochte. Welche ungeheure Aufgabe hatte er zu lösen, er, ein einzelner Mann, gegen so viele seines Gleichen! Und wie hat er sie gelöset! So vollkommen, daß bey seinem Leben auch nicht ein Versuch des Aufruhrs wieder gewagt ward; so besonnen, daß er stets die Ordnung des Ganzen im Auge hatte, und so mäßig, daß er keinen gesetzwidrigen Vortheil für sich begehrte, ja vielmehr ohne alle äußere Nothwendigkeit noch vor der Zeit vom Schauplatze abtrat. Wie sehr ist es zu bedauern, daß wir die eignen

Nachrichten, die er von seinem so höchst merkwürdigen Leben aufgesetzt, nicht mehr übrig haben. Selbst daß er dergleichen nach vollbrachter Arbeit aufsetzen konnte, verräth einen zartfühlenden Mann, dem sein Leben und das Urtheil der Nachwelt über ihn nicht gleichgültig gewesen seyn könne.

Allen Römern unerwartet legte er schon nach zwey Jahren (79) seine Dictatur feierlich nieder, ließ wieder Consuln wählen, und begab sich auf sein Landgut; vielleicht aus Arbeitsüberdruß, vielleicht weil er die ekelhafte Krankheit schon vorempfand, die das Jahr darauf seinen fast von Fäulniß aufgelöseten Körper zerstörte. Er starb im 60sten Lebensjahre. Sein Leichnam ward nach Rom gebracht, und nach einem prächtigen Leichenzuge, an den sich jedermann aus Furcht vor den 10,000 Corneliern anschloß, auf dem Marsfelde mit großen Feierlichkeiten verbrannt.

55.

Unruhen nach Sulla's Tode.

(78 — 71.)

Mit dem Abtritt des kräftigen Zusammenhalters der unförmlichen römischen Staatsma-

schine trat diese auch sogleich wieder aus den Fugen. In Sulla's Heere hatten sich Feldherren gebildet, seiner Schule würdig, ein Lepidus, Pompejus, Crassus, Lucullus, die durch sein Beispiel aufgemuntert, die erste Rolle im Staat auf längere Zeit an sich zu reißen wünschten. Aber auch die Gegenpartey hatte noch treffliche Häupter. Ein Sertorius und Spartacus traten mit Tapferkeit und Glück in Marius Fußtapfen, und hätten sich beide mit der Leichtigkeit, wie es etwa heut zu Tage möglich wäre, unter einander selbst und mit dem noch immer regen Mithridat vereinigen können, so möchte es wohl schon jetzt um die Republik geschehen gewesen seyn.

Der Raum verbietet leider hier eine zusammenhängende und ausführlichere Darstellung dieses unruhigen Zeitraums. Wir begnügen uns, das Wesentlichste an die berühmtesten Namen bruchstückweise anzuknüpfen.

Lepidus, Proconsul in Gallien, versuchte Sulla's Thaten ohne Sulla's Geist und Ansehen. Er drang an der Spitze eines Heeres in Rom selbst ein, aber Pompejus und Catulus schlugen ihn, und er starb eines unrühmlichen Todes (77).

Sertorius, einer der trefflichsten Feldherren seiner Zeit, und zugleich ein enthaltsamer, edeldenkender Mann, der unter günstigern Umständen die schönste Stütze seines Vaterlandes

hätte werden können. Aber Sulla's Feindschaft zwang ihn, zur Partey des Marius und Cinna überzugehen, und als diese geschlagen war, mit dem Rest ihrer Anhänger nach Spanien zu flüchten. Hier bildete er aus ihnen einen eigenen Staat, den er durch die rühmlichsten Siege erweiterte, und durch Klugheit und Mäßigung sicherte, wodurch er so furchtbar ward, daß selbst Mithradat mit ihm in Unterhandlungen trat. Vergebens sandte Sulla Heer auf Heer gegen ihn, Sertorius schlug sie alle; vergebens vereinigte sich Pompejus mit dem alten Metellus, ihn zu besiegen; er nannte den einen einen Knaben und den andern ein altes Weib, und schwerlich würde es der Tapferkeit gelungen seyn, ihn zu überwältigen, wenn nicht die Treulosigkeit eines falschen Freundes ihn mit unwürdigen Messerstichen aus dem Wege geräumt hätte (72).

Spartacus, ein hohes Genie unter den — Gladiatoren, ebenfalls unter andern Umständen vielleicht ein Epaminondas für sein Vaterland. Aber das Schicksal machte ihn aus einem wilden Thessalier zu einem römischen Sklaven, und dann zu einem verächtlichen Gladiator. Ein Fechtmeister in Capua richtete ihn nebst mehreren Hunderten seines Gleichen ab, um ihn einst nach Rom zu den unmenschlichen Spielen verkaufen zu können. Er entfloh aber mit siebzig andern, verbarg sich in der Nachbarschaft, sam-

melte sich heimlich größern Anhang, und fand unter den Millionen Unglücklicher, die heimathlos in Italien herumirrten, Freunde in Menge. Er zog sich nach den Alpen hinauf, schlug vier gegen ihn ausgesandte römische Heere, und würde noch lange Rom beunruhigt haben, wenn er das verlaufene Sklavengesindel, aus dem sein Heer bestand, länger hätte im Zaum halten können. Das allein und wahrlich nicht seine eigenen Fehler waren Schuld, daß er von einem weit schlechtern Feldherrn, als er selbst, geschlagen ward. Er starb den Heldentod auf dem Schlachtfelde, die Waffen in der Hand. Fünftausend seiner Anhänger stießen auf den Pompejus, der eben aus Spanien zurückkam, und sie sämmtlich niederhauen ließ.

56.

L. Lucullus.

Ein edler Mann und zugleich ein trefflicher Feldherr aus der Schule Sulla's, der ihm im mithradatischen Kriege manches wichtige Geschäft anvertraut hatte, und ihm auch einen Theil seines Vermögens vermachte. Er hatte auch wie jener seinen Geist durch die Schriften der Grie-

chen gebildet, und that es in der Beredsamkeit den meisten seiner Zeitgenossen zuvor. Eine schön geschriebene Geschichte des Bundsgenossenkrieges in griechischer Sprache von ihm ist leider verloren gegangen.

Sein erstes öffentliches Geschäft war ein Werk der kindlichen Liebe, eine Anklage eines Mannes, der einst seinen (Lucull's) Vater unrechtmäßig angeschuldigt hatte, sein Amt schlecht verwaltet zu haben. Nicht minder zur Ehre gereicht ihm die Liebe zu seinem jüngern Bruder. Er wollte nicht eher ein öffentliches Amt nachsuchen, als bis dieser auch eins erhalten könnte, und wartete daher so lange, bis sein Bruder das gesetzmäßige Alter dazu erreicht hatte. Als Gesandter des Sulla nach Cyrene und Aegypten konnte er sich schon als Jüngling bereichern, aber er hielt seine Hände rein, und nahm selbst freiwillige Geschenke nicht an. Als Sulla nach geschlossenem Frieden mit dem Mithradat die kleinasiatischen Provinzen mit einer Geldstrafe von 20,000 Talenten (27 Mill. Thlr.) belegte, ließ er den Lucullus zurück, um diese Summe einzutreiben. Auch bey diesem verhaßten Geschäfte betrug er sich so schonend, gerecht und uneigennützig, daß seine Menschenfreundlichkeit den armen Bedrückten zum wahren Troste gereichte.

Durch mancherley Aufträge dieser Art, bey denen er eben so viel Tapferkeit als Edelmuth

bewies, verspätete er sich so sehr, daß er glücklicher Weise nicht eher nach Rom kam, als bis die Gräuel der sullanischen Proscriptionen größtentheils vorüber waren. Nach Sulla's Tode erhielt er das Consulat (74), und bewirkte durch sein kluges Benehmen während seines Aufenthalts in Rom, daß manche verborgene Gährung nicht zum Ausbruche kam.

Damals fing Mithradates an, sich zu einem neuen Kriege gegen die römischen Statthalter zu rüsten. Es war ein Lieblingswunsch des Lucullus, die Feldherrnstelle gegen ihn zu erhalten, und deshalb bewarb er sich um die Statthalterschaft von Cilicien. Die Art, wie er dabey verfuhr, mag einen Begriff geben, wie es damals in Rom bey den Wahlen zuging. Eigentlich mußte das Volk sich auf dem Markte versammeln, und sich nach den Centurien (Abtheilungen), zu denen es gehörte, stellen. Dann gingen Magistratspersonen herum, und sammelten die Stimmen, und welcher von den Bewerbern (Candidaten) die meisten hatte, erhielt die Stelle. Lucullus fand für nöthig, nicht nur vorher einen Theil der Bürger durch Bestechungen auf seine Seite zu bringen, sondern sich auch der Männer zu versichern, die bey dem Volke das meiste galten. Zu diesen gehörte besonders der Tribun Cethegus, ein ausschweifender Mann, der aber dem Volke sehr schmeichelte. Dieser

liebte eine Buhlerin, Namens Præcia. Lucullus mußte sich entschließen, diesem Weibe den Hof zu machen, und durch Geschenke und Schmeicheleien ein Versprechen von ihr erbetteln, sich für ihn bey dem Cethegus zu verwenden. Cethegus durfte ihr nichts abschlagen, das Volk that, was Cethegus rieth, und so erhielt denn Lucullus die Stimmen des römischen Volks zur Statthalterschaft in Cilicien.

Er fand ein wildes, zügelloses Heer, das durch die Nachgiebigkeit seiner vorigen Anführer verwöhnt worden war. Mit unerbittlicher Strenge führte er die altrömische Kriegszucht wieder ein, und machte aus blutgierigen Vagabunden gehorsame Soldaten. Er fand Bithynien und andere römische Provinzen ganz ausgesogen von dem unnatürlichen Wucher der römischen Zollbedienten und Pächter, und erschrak über die unmenschlichen Eintreibungen dieser Raubthiere. Einige derselben hatten vor acht Jahren, als Sulla den Städten die 20,000 Talente Strafgelder aufgelegt hatte, diese Summe den Magistraten vorgeschossen, ungeheure Zinsen, über 50 Procent, gefordert, und diese Zinsen immer wieder zum Capital geschlagen, wodurch dieses sich in der kurzen Zeit auf das sechsfache angehäuft hatte, und also 120,000 Talente (150 Mill. Rthlr.) betrug. Dabey mißhandelten diese Gläubiger ihre Schuldner auf eine barbarische Weise. Städte

und Flecken mußten ihre Tempelschätze und Statuen ausliefern, den Eltern nahm man ihre schönen Söhne und Töchter weg, vornehme Bürger wurden gefoltert, gefesselt und in dumpfige Kerker geworfen, man ließ sie im Sommer nackt in glühender Mittagshitze brennen, und im Winter mit bloßen Füßen im Kothe und auf dem Eise stehen, und verkaufte sie am Ende mit Weibern und Kindern in die Sklaverey. Cicero erzählt uns von römischen Wucherern, die der Stadt Salamis gleichfalls eine Strafsumme vorgeschossen, und, da die armen Leute weder das Capital noch die ungeheuren Zinsen zur vorgeschriebenen Zeit bezahlen konnten, sich von dem römischen Statthalter Wache ausbaten, mit welcher sie die Thür des Rathhauses besetzten, als eben der ganze Rath der Stadt darin versammelt war, und daß diese Wache nicht eher wegging, als bis nach einigen Tagen fünfe der Eingeschlossenen verhungert waren. — Wie rein erscheint selbst Sulla gegen solche Unmenschen.

In diese unglückliche, ärger als von Tigern und Wölfen geängstigte und verheerte Gegend trat Luculli wie ein hülfreicher Engel ein. Als oberster Befehlshaber verbot er allen Wucherern, Zinsen zum Capitale zu schlagen, und jährlich mehr als zwölf Procent zu nehmen. Alle bisher zugeschlagene Zinsen erklärte er für ungültig, und ordnete das ganze Schuldenwesen der asia-

tischen Städte so weise und mäßig, daß sie binnen vier Jahren alles bezahlen konnten, und den Lucullus als ihren Vater und Schutzgott priesen. Die römischen Ritter (denn aus diesen bestanden größtentheils die Zollpächter und Wucherer) waren ihm desto mehr gram, und schickten Briefe über Briefe nach Rom, welche Klagen über seine unerträgliche Härte und Tyranney enthielten, und leider ihre Wirkung nicht verfehlten.

Auch auf seinem eigentlichen Feldzuge gegen den Mithradat verrieth Lucull die Güte seines Herzens auf vielfältige Weise. Als er unter andern einen feindlichen Feldherrn in der blühenden und reichen Stadt Amisus belagerte, steckte dieser Feldherr zur Deckung seiner Flucht die Stadt in Brand. Lucullus befahl seinen Soldaten zu löschen, aber keiner gehorchte ihm; sie eilten vielmehr noch das zu plündern, was die Flamme noch nicht ergriffen hatte. Mit bitterm Verdrusse rief er aus: „Wie glücklich war Sulla, daß er Athen erhalten konnte, weil er es wollte! Mir, der ich gern ihm nachahmen möchte, zieht ein feindseliger Dämon den Ruf des Mummius zu!“ Als darauf seine räuberischen Soldaten genug gewüthet hatten, ließ er die abgebrannten Häuser auf seine Kosten wieder aufbauen, rief die entflohenen Einwohner zurück, und beschenkte sie mit Geld und Ländereien.

Als Feldherr zeigte Lucullus große Einsicht,

Schnelligkeit und Muth. Kurz vor einer Hauptschlacht mit dem Feinde warnten ihn die Zeichendeuter, sich vor dem heutigen Tage in Acht zu nehmen, denn es sey ein unglücklicher Tag, an dem die Römer schon einmal eine Schlacht verloren hätten. „Gut, versetzte er lebhaft, so will ich diesen Tag den Römern zu einem glücklichen machen!“ Er that den Angriff, und siegte glücklich.

Das ganze Pontus unterwarf sich ihm, und funfzehn Palläste des Mithradat mit unermeßlichen Reichthümern fielen in seine Hände. Der König floh nach Armenien zu seinem Schwiegersohne Tigranes; Lucullus verfolgte ihn, ging über den Euphrat, und schlug den Tigranes. Die beiden Könige riefen nun die Parther zu Hülfe, Lucull wollte auch diese angreifen, allein hier verließ ihn sein Feldherrnglück. Die Soldaten murrten, daß er sie aus den reichen Provinzen in diese wüsten und unangebauten Steppen führe, und armen Völkern nachsetze, anstatt reiche zu plündern. Dazu kam, daß Pompejus, der gern auch über Asien triumphirt hätte, heimlich bestochene Aufhetzer ins Lager Luculls sandte, die den Soldaten vorstellten, wie ganz anders Pompejus für sie sorgen würde, wenn der ihr Feldherr wäre. Die Truppen wurden dadurch allmälig so rebellisch, daß Lucullus ihrer nicht mehr Meister werden konnte, und nicht

lange darauf sah er den Pompejus wirklich im Lager ankommen, der ihm das Commando abnahm, und höchst übermüthig vor seinen Augen alle von ihm gemachten Einrichtungen in den Provinzen aufhob, so daß Lucull den Posten, den er so würdig ausgefüllt hatte, unter Demüthigungen verließ, die wenigstens sein guter Wille nicht verdient hatte.

Dies bewegte ihn zu dem Entschlusse, dem Vaterlande nie wieder einen Dienst zu leisten, sondern sein übriges Leben in ländlicher Muße, und in dem Genusse aller geistigen und sinnlichen Freuden zuzubringen, die ein so unermeßliches Vermögen, als er aus Asien mitgebracht hatte, gewähren konnte. Bey seinem Triumphe sah man eine Menge feindlicher Waffen und Kriegsmaschinen, geharnischte feindliche Reiter und Sichelwagen, 60 königliche Hofbediente und Officiere, 110 lange Schiffe mit ehernen Schnäbeln, eine 6 Fuß hohe Statue des Mithradat, ganz von Golde, und einen seiner Schilde, der mit Edelsteinen prächtig besetzt war. Auf 20 Bahren folgte dann allerhand Silbergeschirr, und auf 32 andern goldene Becher und andere Kostbarkeiten. Man sah eine Menge goldener Bettstellen, und 160 Maulesel keichten unter der Last des gemünzten Silbers und Goldes, das nachher in die Staatskasse gelegt ward. Nach gehaltenem Triumphe gab Lucullus aus seinem Ver-

mögen dem ganzen römischen Volke ein herrliches Gastmahl.

Von jetzt an war sein Leben das Ideal der Epikuräer seiner Zeit. Er legte die prächtigsten Gärten an, die man bisher gesehen, baute reizende Landhäuser, bedeckte Gänge und Bäder, und schmückte alle diese herrlichen Gebäude mit den kostbarsten griechischen Gemälden und Bildsäulen aus. Auf seinen Gütern am Meere unweit Neapel baute er Lusthäuser auf Dämmen weit ins Meer hinein, ließ Berge durchhauen und Kanäle aus dem Meere in seine großen Fischhalter leiten, damit die kostbaren Seefische, die er füttern ließ, stets in ihrem wahren Elemente wären. In seinen Gärten fand man Partien, und in seinen Wohnhäusern Zimmer für jede Jahrszeit, jeden Wind und jede Witterung. Sein Hausgeräth stimmte vollkommen zu der Pracht und dem Geschmacke der Zimmer. Seine Schränke waren voll der kostbarsten Kleider. Man erzählt, daß ein Prätor, um sich beliebt zu machen, dem Volke ein Schauspiel geben wollte, und den Lucullus bat, ihm hundert Purpurmäntel dazu zu leihen. Lucull antwortete, er wisse nicht, wieviel er besitze, doch was sich finden würde, solle er haben. Am andern Tage sandte er ihm 200 Stück.

In seinen Gärten versuchte er zuerst die edleren Kirschenarten fortzupflanzen, die man

vorher in Europa nicht gekannt hatte, bis er sie von seinen Zügen aus Kleinasien mitgebracht, und so verdient er auch von uns noch ein dankbares Andenken.

57.

M. Licinius Crassus.

(† 53 v. Chr.)

Auch dieser Mann hatte sich in Sulla's Kriegsschule gebildet, und er war es, der diesem Feldherrn seinen letzten Sieg unter den Mauern Roms erfechten half. Aber er war sehr entfernt von Luculls feinem Schönheitsgefühl, denn der schmutzigste Geiz beherrschte alle seine übrigen Neigungen und Gedanken. Er liebte Jungfrauen, weil sie Geld hatten; er suchte die Freundschaft großer Männer, weil dabey zu gewinnen war; er bewarb sich um Ehrenstellen, damit er andern seine Gunst verkaufen konnte, ja in seinem kraftlosen Alter zog er noch in einen beschwerlichen Krieg, um die schöne Beute mitzunehmen. Ueber Sulla's Proscriptionen freute sich niemand mehr als er, denn als die eingezogenen Güter der Geächteten verkauft wurden, riß er eine Menge der schönsten Häuser und Län-

dereien für unbedeutende Preise an sich, und setzte sich sogar in den Besitz einträglicher Silberbergwerke. Viele hundert Sklaven arbeiteten für ihn; mehrere derselben ließ er in Künsten unterrichten, um sie nachher theurer verkaufen zu können. Alte eingefallene oder abgebrannte Häuser in der Stadt kaufte er für eine Kleinigkeit, ließ sie von seinen Sklaven, darunter Baumeister, Maurer und Zimmerleute waren, umsonst aufbauen, und vermiethete oder verkaufte sie nachher zu hohen Preisen. Auf dem Markte sah man ihn stets mit ungemeiner Freundlichkeit einhergehen, den Bürgern die Hände drücken, sich nach ihrem Befinden erkundigen, ihnen schmeicheln, u. s. w. Er hatte es auch nicht verschmäht, die Redekunst sorgfältig zu studiren, und war einer der gewandtesten Redner im Gerichtssaale wie auf den Rostris.

Als der tapfere Spartacus ganz Italien beunruhigte, und schon mehrere römische Feldherren geschlagen hatte, erhielt endlich Crassus das Commando gegen ihn, und wir wissen schon, daß der kühne Gladiator ohne seine Schuld diesem Feldherrn unterliegen mußte. Wie triumphirte der kleine Crassus, daß er diesen Krieg so glücklich beendigt hatte! Aber auch diesen Ruhm ließ ihm sein neidisches Schicksal nicht ganz. Fünftausend Feinde stießen auf den eben siegreich aus Spanien zurückkommenden Pompejus, der

sie niederhauen ließ, und nun stolz nach Rom schrieb, Crassus habe zwar die Sklaven besiegt, er aber habe den Krieg mit der Wurzel ausgerottet. Er hielt darauf einen glänzenden Triumph zu Rom wegen seiner Siege in Spanien, und Crassus mußte sich nur mit einem sehr unbedeutenden, als über Sklaven, begnügen.

Pompejus, ein schöner freundlicher Mann, als Jüngling schon ein Held, und von der Volksgunst hoch emporgehoben, erschien nun als der erste Mann in Rom; und wollte Crassus noch ferner etwas gelten, so mußte er seinen innern Groll überwinden, und sich an den verhaßten Nebenbuhler schmeichlerisch anschließen. Dieser fand die Freundschaft des reichsten Mannes in Rom allerdings auch schätzenswerth, und seitdem arbeiteten beide so trefflich für einander, daß sie beide in einem Jahre Consuln wurden (70). Hier wollte sich nun Crassus recht tief in der Volksgunst festsetzen; er brachte dem Herkules ein großes Opfer, speisete das ganze römische Volk an 10,000 Tischen, und gab jedem Bürger auf drey Monate Korn aus seinen Magazinen. Und niemand denke, daß er etwa dadurch arm geworden sey, denn er behielt noch gegen neun Millionen Thaler übrig — auch nicht, daß er sehr großmüthig gehandelt habe, denn er rechnete nach geendigtem Consulate auf eine reiche Provinz, die ihm die Speisung und die Korn-

ver-

vertheilung vielleicht hundertfältig wieder einbringen sollte.

Um diese Zeit kam ein junger Held aus Gallien zurück, der sich daselbst die ersten rühmlichen Lorbeern erkämpft hatte. Es war Cäsar, ein unendlich größerer Kopf als Crassus und Pompejus, ein Herrschergeist, wie die Natur nur wenige geboren werden läßt, der Abgott seines Heeres, und in Kurzem die Bewunderung des ganzen römischen Volks. Er sah den geliebtesten und den reichsten Mann zugleich im Besitze der höchsten Gewalt. Durch ihre Hülfe hoffte er sich emporzuschwingen, er mußte sie daher durch Klugheit in sein Interesse zu ziehen suchen, und zugleich von sich selbst so bescheiden sprechen, daß sie nichts Böses von ihm befürchteten.

Sie verhalfen ihm bald zum Consulate, und nach demselben zu der Statthalterschaft von Gallien. Cäsar dagegen sandte mehrere Jahre nachher, als Pompejus und Crassus sich wieder um das Consulat bewarben, einen Haufen Soldaten nach Rom, die beiden ihre Stimmen geben mußten. Als die Senatoren sahen, daß diese beiden mächtigen Männer wiederum nach der höchsten Würde strebten, wagte kein anderer mehr, sich darum zu bewerben, einen Freund des Cato ausgenommen, den Cato selber auf den Markt führte, und dem Volke dringend empfahl. Diese

Empfehlung hatte viel Gewicht, denn Cato war ein anerkannt rechtschaffener Mann. Wie sollten Pompejus und Crassus sie entkräften? Sie bestellten früh am Wahltage einen Troß handfester Kerle, die den armen Mitbewerber unterweges überfallen, und ihn nebst seinem Anhange vom Markte wegjagen mußten. Es ward bey diesem meuchelmörderischen Ueberfalle so wenig Blut geschont, daß eine Menge Bürger niedergehauen wurden, und Cato selbst verwundet ward. Die beiden Sieger wurden darauf von den Ihrigen zu Consuln gewählt, und sie benutzten ihre kurze Macht vortrefflich. Sie verlängerten Cäsars Statthalterschaft in Gallien auf 5 Jahre, und ließen sich nach Ablauf ihres Consulatjahrs die gewaltigen Provinzen Syrien und Spanien ertheilen. So war Italien von beiden Seiten eingeschlossen. Cäsar mit der gallischen, Pompejus mit der spanischen, Crassus mit der syrischen Armee — offenbar hatten diese Drey das ganze römische Reich in ihren Händen.

Aber diesmal lenkte das Schicksal den Ausgang des Spieles anders. Es ließ den Crassus seinen Geiz und den Kitzel, in seinem Alter noch als Held zu glänzen, mit einem schimpflichen Ende büßen. Als Statthalter von Syrien machte er sich nämlich gegen die Parther auf, ein kriegerisches Volk, das die dürren Wüsten zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meere

bewohnte. Sie hatten die Römer nie beleidigt, fürchteten sich aber auch nicht vor ihnen, sondern ihre Flucht war nur eine List, durch welche sie den Crassus in die ödesten Gegenden ihrer Sandwüsten und Gebirge lockten, wo er zuletzt keinen Ausweg mehr sah, und, um seine murrenden Truppen zu befriedigen, eine Capitulation eingehen mußte. Als er zu diesem Ende zu den Partherfürsten hinritt, schlugen sie ihn todt, und trugen seinen abgehauenen Kopf als ein Siegeszeichen fröhlich nach Hause.

58.

L. Sergius Catilina.

(63 v. Chr.)

Auch dieser Mann gehört zu den Verwegenen, die ihr Glück auf den Umsturz der allgemeinen Ordnung gründen wollten. Er war aus einer vornehmen Familie, von festem Körper, gewandt und fein, tapfer und beredt, und hatte alle Eigenschaften zum Anführer eines Haufens. Aber ein unersättlicher Hang zum Sinnengenusse zerrüttete schon früh seine Vermögensumstände, und seine kalte Menschenverachtung trieb ihn zu den verworfensten Mitteln, sie wieder herzu-

stellen. Während Sulla's Proscriptionen hatte er seinen eigenen Bruder todtgeschlagen, um ihn zu beerben, und späterhin als Prätor nach Afrika gesandt, drückte er die arme Provinz mit den ungeheuersten Erpressungen, um nur Geld zu seinen zügellosen Ausschweifungen zu bekommen. Als er sich darauf zum Consulate meldete, ward er wegen seiner schlechten Aufführung abgewiesen. Zwey andere Prätoren von diesem Schlage hatten dasselbe Schicksal, und wurden dadurch mit Catilina zu gleicher Rachsucht entflammt. Catilina, von Gläubigern verfolgt, und ohne Mittel, sein gewohntes Leben fortzusetzen, that einen Schwur, er wolle, wenn er doch fallen müsse, das ganze Vaterland in seinen Sturz mit herabziehn. Die drey verschworen sich, und warben sich einen Anhang, allein die Unternehmung zerschlug sich wieder, und Catilina beschloß, einen günstigern Zeitpunkt abzuwarten.

Er bewarb sich das Jahr darauf abermals um das Consulat, fiel aber wieder durch. Nun schob er seine Rache nicht länger auf. Er sammelte sich unter den vornehmen Römern, die sich, wie er, durch ein ausschweifendes Leben tief in Schulden gestürzt hatten, eine Menge Mitverschworner, und hielt mit ihnen geheime Zusammenkünfte. Es ward verabredet, daß in einer Nacht die Consuln und die reichsten Senatoren ermordet, die Stadt an allen Ecken in Brand

gesteckt, und eine sullanische Schreckensregierung zum zweiten Male hervorgerufen werden sollte. Catilina wollte dann Sulla seyn, und die übrigen theilten schon in Gedanken die höchsten Würden und die einträglichsten Statthalterschaften unter sich.

Aber so große Dinge zu unternehmen, war wenigstens ein Heer nöthig. Auch dieses fand sich für Geld und Versprechungen. Seitdem Sulla's Soldaten Hunderttausende von ruhigen Landbebauern in Etrurien aus ihren Bauergütern vertrieben, und sich selbst hineingesetzt hatten, irrten diese Armen schaarenweise als Bettler oder Landstreicher durch Italien, und verkauften sich jedem, der sie in Sold nehmen wollte. Manlius, ein tapferer Kriegsmann und Catilina's Mitverschworner, warb von diesen Unglücklichen 12,000 Mann für den Bund, und verbarg sie schlau in den appenninischen Gebirgsklüften. Mit ihnen wollte er in der bestimmten Nacht Rom überfallen, während die Verschwornen in der Stadt selbst durch Feuer und Mord ihnen die Arbeit vorbereiten und erleichtern sollten.

Welch ein Anschlag! Und lange ahnte kein guter Bürger etwas davon. Catilina ging so unbefangen zu Rom umher, und besuchte die Senatsversammlungen so regelmäßig, als ob er seinen Groll längst vergessen hätte. Und wahrschein-

lich hätte Rom das Schrecklichste erlebt, hätte nicht gerade in diesem Jahre einer der vorsichtigsten, wachsamsten und nüchternsten Consuln die Staatsverwaltung geführt, der berühmte Redner Cicero. Vor diesem fürchtete sich auch Catilina am meisten, denn der andere Consul, Antonius, war insgeheim von der Verschwörung unterrichtet, und glich an Liederlichkeit und Frechheit den übrigen, nur durfte er sich jetzt davon nichts merken lassen.

Die Ermordung des Cicero sollte das große Werk eröffnen. Zwey mitverschworne Ritter übernahmen es, ihm einen frühen Morgenbesuch zu machen, und ihn bey dieser Gelegenheit in seinem Bette zu erdolchen. Der wachsame Consul aber, der schon lange die Verschwornen durch heimliche Spione hatte belauschen lassen, erhielt auch hiervon einen Wink, besetzte die Thür seines Schlafgemachs mit doppelter Wache, und ließ die beiden Besucher nicht vor sich. Sie gingen verdrüßlich fort, und Cicero, der nun Beweise genug hatte, beschloß, an demselben Tage dem Senate alle seine Entdeckungen vorzulegen.

Als er in die Versammlung trat, siehe da saß Catilina selbst mitten unter den Senatoren. Der Consul erstaunte über diese Frechheit, und brach auf der Stelle in eine der donnerndsten Reden gegen ihn aus, die je aus eines Redners

Munde hervorgeströmt sind *). Er sagte ihm sein Verbrechen auf den Kopf zu, zeigte sich ihm von allen Umständen unterrichtet, und erklärte, daß er als Consul ihn auf der Stelle hinrichten lassen könnte, wenn er nicht von denen, die von dem Verbrechen noch nicht völlig überzeugt wären, den Vorwurf der Härte besorgte. Aber er rathe ihm, die Stadt mit allen seinen Anhängern zu verlassen, und ins Lager des Manlius zu eilen. Dort möge ers öffentlich mit der Republik aufnehmen.

Catilina behielt während der ganzen Rede seine Fassung, und wollte sich noch vertheidigen, aber ein allgemeines Geräusch der Mißbilligung übertäubte seine Stimme, und die Senatoren, die mit ihm auf einer Bank saßen, rückten fort von ihm, und suchten sich andere Sitze. Als die Versammlung auseinander ging, eilte Catilina, mit seinen Verbündeten die letzten Verabredungen zu nehmen, und die Nacht darauf verließ er wirklich mit wenigen Begleitern die Stadt.

Nun hoffte Cicero die Zurückgebliebenen mit leichter Mühe zu fangen, da ihnen das Haupt abgetrennt war, das bisher für sie gedacht, und ihre geheimen Schritte geleitet hatte. Die Allobroger, eine Völkerschaft im heutigen Savoyen

*) Diese Rede ist uns noch übrig, wie er sie nachher dictirt hat.

und Dauphiné, hatten gerade eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, welche, sehr unzufrieden, wieder nach Hause zurückkehren wollte. Diese Männer zog Cethegus, einer der vornehmsten Mitverschwornen, in das Geheimniß, und beredete sie, eine Anzahl Reiter von ihren Landsleuten zum Manlius stoßen zu lassen. Aber die Gesandten entdeckten dem Cicero die Verabredung, und dieser ließ ihnen heimlich unter den größten Versprechungen sagen, sie möchten sich den Verschwornen treu stellen, und ihnen Empfehlungsschreiben an den Catilina abzulocken suchen. Das thaten sie, die Verschwornen gaben ihnen mehrere Briefe mit, und damit brachen sie in der Nacht auf.

Aber in eben dieser Nacht hatte Cicero einen Trupp Reiter in einen Hohlweg vorangeschickt, den die Gesandten durchgehen mußten, und am Morgen wurden diese verabredetermaßen gefänglich eingebracht. Die Verschwornen wurden vorgefordert, gestanden aber nichts. Man hatte des Cethegus Haus durchsucht, und viele Waffen bey ihm versteckt gefunden. Er sagte kalt, er habe diese Waffen aus einer alten Liebhaberey, und wundere sich, wie man daraus auf eine Verschwörung schließen könne. Darauf ließ Cicero die Gesandten vortreten. Diese sagten alles aus. Die Verschwornen schimpften sie erkaufte Lügner. Nun ward der Brief des Cethegus vor-

gelesen, und er verstummte. Auch die Briefe der andern Verschwornen kamen zum Vorschein, und alle gestanden die That. Sie wurden im Gefängnisse hingerichtet, obgleich selbst der Prätor Cäsar sie zu retten suchte.

Das ganze Volk nahm an diesen Verhandlungen so großen Antheil, daß es in ungeheuren Massen das Haus umringte, in welchem der Senat sich versammelt hatte, und als Cicero am Abend nach Hause ging, begleitete ihn ein zahlloser Haufe jubelnder Menschen nach seiner Wohnung. Die Weiber grüßten ihn von den Dächern und aus den Fenstern, die Häuser waren erleuchtet, und die ganze Stadt war in einer freudigen Bewegung, darum daß man von einer so großen Gefahr gerettet worden war.

Nun war noch übrig, daß ein Heer gegen den Catilina ausgesendet würde. Cicero mußte schon das Commando seinem verdächtigen Collegen Antonius ertheilen, und das machte dem Catilina große Hoffnung zum Siege. Allein sehr weislich hatte Cicero dem Antonius ein Paar geprüfte Männer als Legaten beigesellt, von denen sich derselbe so scharf beobachtet sah, daß er in dieser Verlegenheit sich lieber ganz aus dem Handel zog, ein Podagra vorschützte, und dem einen dieser Legaten das Commando ganz überließ. Catilina hatte alle Ehrenzeichen eines consularischen Feldherrn angelegt, und ließ einen silbernen Ad-

ler vor sich her tragen, unter welchem einst Marius einen glänzenden Sieg erfochten hatte. Sein Geist belebte auch sein Heer, der Geist der Rache und der Verzweiflung. Die Schlacht kostete viel Blut, und nur nach langem Kampfe wurden die Rebellen bezwungen. Catilina fiel mit dem größten Theile seiner Truppen. Sie lagen alle in geschlossenen Gliedern, keiner war zurückgetreten, keiner hatte im Rücken eine Wunde. Cicero ward allgemein als der Retter der Republik gepriesen; der Senat ertheilte ihm aus Dankbarkeit die Bürgerkrone, und ehrte ihn zuerst mit dem schönen Namen: Vater des Vaterlandes.

59.

M. Tullius Cicero.

(Geb. 107, †43 v. Chr.)

An der ausführlichern Geschichte dieses merkwürdigen Mannes mag der Leser ein Beispiel sehen, wie ein junger Römer von Stande zu jenen Zeiten für den Staat erzogen wurde, und in welcher Ordnung er zu den Staatsämtern, vom niedrigsten bis zum höchsten emporstieg.

Bis etwa in sein elftes oder zwölftes Jahr

genoß der junge Cicero einer sehr sorgfältigen Erziehung unter den Augen seiner Eltern auf seinem väterlichen Landgute bey Arpinum. Dann brachte ihn sein Vater nach Rom, wo er ein eignes Haus hatte, und gab ihm eine Bedienung von auserlesenen Sklaven zur Aufsicht mit. Hier ward er zu einem berühmten griechischen Lehrer in eine öffentliche Schule geschickt, wo er sich durch seine Aufmerksamkeit und durch seine klugen Antworten so auszeichnete, daß seine kleinen Mitschüler zu Hause von ihm wie von einem Wunderkinde erzählten, und ihre eignen Eltern begierig machten, den fremden Knaben kennen zu lernen. Um diese Zeit lebte in Rom ein beliebter griechischer Dichter, Archias, der verschiedenen reichen Römern die Werke der griechischen Dichtkunst erklärte. Cicero's Vater scheute die Kosten nicht, seinen hoffnungsvollen Sohn diesem Manne anzuvertrauen, und der funfzehnjährige Knabe gewann durch dessen Umgang so viel Geschmack an der Dichtkunst, daß er sich früh und nicht ohne Glück selbst in derselben versuchte. Seine Gedichte sind unstreitig artige Werke des Witzes und glückliche Nachahmungen gewesen, die durch eine fließende Versificirung selbst gelehrte Männer bestachen, den jungen lebhaften Verfasser für ein poetisches Genie zu halten; aber es scheinen doch nur jugendliche Verirrungen gewesen zu seyn, die ihn, wie Platon, zu

seiner eigentlichen Bestimmung, der Beredsamkeit führten, in der er nachher so außerordentliche Dinge geleistet hat.

Er war 16 Jahre alt, als ihm nach römischer Sitte öffentlich das Knabenkleid ausgezogen und die männliche Toga angelegt ward. Bey dieser Feierlichkeit begleiteten ihn alle Freunde und Clienten seiner Familie auf das Forum, und von da zum Capitol, wo der neue Bürger eine feierliche Weihe empfing. Ein fröhlicher Abendschmaus beschloß das Familienfest.

Von dieser Zeit an war nun der neue Römer darauf bedacht, sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, die zur Führung eines Staatsamtes unentbehrlich waren. Dahin gehörte eine fließende, kraftvolle Beredsamkeit, eine vollständige Kenntniß der Staatsverfassung und des römischen Rechts, und Uebung in der Kriegskunst. Um diese Kenntnisse allmälig zu erlangen, ward Cicero von seinem Vater einem alten berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmanne, dem Scävola, übergeben, dessen Gesprächen er aufmerksam zuhörte, und den er am Ende als ein vollendeter Rechtsgelehrter verließ. Seine Nebenstunden verwandte er dabey zu allerley Uebungen in der Beredsamkeit; täglich las, schrieb oder übersetzte er etwas, und wenn er ein treffliches Werk gelesen hatte, so wiederholte er jedesmal laut in einer langen Rede den ganzen Inhalt

und Gedankengang des Buches, oft für sich, öfter vor einer Versammlung seiner Freunde, die sich auf gleiche Art mit ihm übten. Kein Tag ging ohne eine solche Selbstbeschäftigung vorüber, ja noch in seinem Alter, als er längst ein großer Redner war, hielt er täglich mit seinen Freunden dergleichen Redeübungen über jeden aufgegebenen Gegenstand.

Hierauf machte er unter Pompejus Vater einen Feldzug im Bundesgenossenkriege mit, um unter den Augen dieses wackern Feldherrn die Kriegskunst zu lernen. Als bald nachher die blutigen Schreckensregierungen des Marius und Sulla eintraten, verhielt er sich still in Rom, und war ein fleißiger Zuhörer der griechischen Redner, die um diese Zeit aus Athen, Rhodus ꝛc. nach Rom kamen. Ja er bahnte sich einen Zutritt zu den geistreichen Frauen der Stadt, von denen mehrere in der That einen hohen Grad von Bildung und eine bezaubernde Beredsamkeit besaßen. Täglich besuchte er die Gerichtsplätze, um die Anklage und Vertheidigungsreden anzuhören, und hier ward besonders der treffliche Sachwalter Hortensius, dessen Reden alle Gemüther bezwangen, sein großes Muster.

Da er aber einsah, daß man noch ein sehr einseitiger Redner sey, wenn man bloß über einige Dinge, z. B. über Staats und Rechtssachen allein zu sprechen wisse, so legte er sich mit allem

Eifer auf das Studium der Geschichte, der Naturwissenschaften, und ganz besonders der Philosophie. Er studirte die Werke der größten griechischen Philosophen, und unterrichtete sich, wie sie über Gott und die Welt, über die Bestimmung des Menschen, über das Wesen der Seele, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster, über Gesetze, Sitten, Staatsverfassungen und Erziehung gedacht hätten. Er verglich ihre Lehren unter einander, besprach sich über das Gelernte mit erfahrnen Männern, und ließ sich von ihnen viele schwierige Stellen der Alten erklären. In kurzer Zeit erlangte er auf diese Art nun auch die Fertigkeit, über dergleichen Gegenstände schön und zusammenhängend stundenlang zu sprechen, ohne vorher die Rede ausgearbeitet zu haben. Doch versäumte er auch dabey die schriftlichen Uebungen nicht, und ward so zu gleicher Zeit ein Meister im schriftlichen Style, wie im mündlichen Vortrage. —

Erst nach langer Uebung wagte er öffentlich aufzutreten. Er war schon 27 Jahre alt, da er zum ersten Male als Sachwalter die gute Sache eines unschuldig Beklagten vor Gericht vertheidigte *). Er hatte kaum ausgeredet, als die Richter sogleich seinen Clienten begnadigten. Das Jahr darauf unternahm er eine Reise nach Grie-

*) Auch diese Rede ist noch vorhanden.

chenland. Hier besah er die Merkwürdigkeiten der berühmtesten Städte, besuchte die besten Redekünstler und Philosophen, hielt sich sechs Monate in Athen auf, und übte sich täglich mit den gewandtesten griechischen Lehrern in philosophischen Disputationen und freien Reden, wobey er das Griechische so fertig sprach, daß man ihm den Ausländer kaum anmerkte. In Rhodus erlebte er den höchsten Triumph seiner Kunst. Hier wohnte einer der größten Lehrer der Redekunst, Namens Molon. Diesen bat er um die Erlaubniß, seine Schule besuchen zu dürfen. Als er eingetreten war, gab ihm der Lehrer ein Thema zu einer freien Rede. Sogleich fing er an zu sprechen, und führte den aufgegebenen Gegenstand mit einer solchen Fülle der Gedanken, einer so seltenen Anmuth des Ausdrucks und mit einer so edlen Declamation aus, daß, als er ausgeredet hatte, der Saal von lautem Beifallklatschen wiederhallte. Nur Molon saß noch still auf seinem Stuhle, und dies beunruhigte den jungen Redner. Als ihn aber zuletzt ein Schüler nach der Ursach seines Stillschweigens fragte, antwortete er: „Du hast mich tief betrübt, Cicero. Deine Vorgänger haben uns Freiheit, Güter und Macht genommen, aber den Ruhm der Kunst und des Geistes haben sie uns doch lassen müssen. Du führst nun auch den noch über das Meer hinüber!“

Um diese Zeit starb Sulla. Cicero kehrte nach Rom zurück, und diente manchem Beklagten als Sachwalter, bis er endlich das sehnlich erwünschte 31ste Jahr erreichte, in welchem es nach römischen Gesetzen erlaubt war, sich um die Quästur, das niedrigste Staatsamt, zu bewerben. Damit das Volk die Bewerber erkennen konnte, gingen sie einige Zeit vorher in weißen Mänteln einher, grüßten jeden Bürger beim Namen (wozu sie sich eigene Sklaven, die alle Bürger kannten, nachtreten, und sich jedes Begegnenden Namen ins Ohr flüstern ließen) und baten ihn auch wohl durch einen klirrenden Händedruck vorläufig um seine Stimme am Wahltage. Von der glänzend weißen Toga (toga candida) erhielten diese Bewerber den Namen Candidati (Weißmäntel), der noch jetzt von Aemtersuchenden gebraucht wird.

Cicero, schon längst beliebt durch seine Reden, erhielt mit einer großen Stimmenmehrheit eine der zwanzig Quästorstellen, welche jährlich vertheilt wurden. Jeder Proconsul und Prätor bekam einen solchen Mann mit in seine Provinz, und dem Cicero fiel die Quästur in Sicilien durchs Loos zu. Er machte sich daselbst durch seine Uneigennützigkeit, Gerechtigkeitsliebe, und durch seinen gefälligen Umgang so beliebt, daß alle Städte ihn bey seinem Abgange zu ihrem Patron in Rom erwählten.

Erst

Erst mit dem 36sten Jahre konnte man das nächste Staatsamt, die Würde eines Aedilen erhalten. Cicero verwendete die Zwischenzeit bis zu diesem Alter mit Processen und Declamationsübungen, erhielt endlich, ohne durchzufallen, die gesuchte Stelle, und ward dadurch Aufseher über die Gebäude und über die öffentlichen Spiele. Da das Geld, welches der Staat zu diesen Spielen aussetzte, zu der Pracht nicht hinreichte, die das verwöhnte Volk erwartete, so schossen gewöhnlich die Aedilen aus ihrem eigenen Vermögen große Summen hinzu, um sich dadurch bey dem Haufen beliebt zu machen, der sie vermöge seines Stimmrechts nachher durch hohe Aemter und ergiebige Statthalterschaften wieder entschädigen konnte. Cicero beobachtete bey diesen Ausgaben eine weise Mittelstraße zwischen Verschwendung und Geiz, und legte nach dem Ablaufe des Jahres auch dieses Amt zur völligen Zufriedenheit seiner Mitbürger nieder.

Nun mußte er wieder zwey Jahre warten, ehe er sich zu der nächsten Würde, der Prätur, melden konnte. Prätoren gab es damals achte; sie waren die Präsidenten der Gerichtshöfe, und dem Range nach die ersten nach den Consuln. Hier in diesem Richteramte konnte Cicero seine Gerechtigkeit und Rechtskenntniß im schönsten Lichte zeigen, und der allgemeine Beifall, mit dem er es verwaltete, erhöhte seinen Ruhm, und

erleichterte ihm nach zwey Jahren den Weg zum Consulate.

Die Thätigkeit dieses Mannes muß dem deutschen Phlegma fast unbegreiflich scheinen. Ungeachtet er als Prätor fast täglich zu Gerichte sitzen mußte, so verwendete er doch noch seine Ruhestunden zur Vertheidigung angeklagter Freunde vor den Richterstühlen anderer Prätoren, zu täglichen Redeübungen in seinem Hause, zu einem weit ausgebreiteten Briefwechsel, ja zur Anhörung berühmter griechischer Redekünstler, die von Zeit zu Zeit in Rom ihre Vorlesungen ankündigten.

Endlich hatte er das 43ste Jahr erreicht, das seit 180 v. Chr. festgesetzte Alter, vor welchem niemand Consul werden durfte. Schon das Jahr vorher war er in seiner weißen Toga unermüdet zu den Bürgern herumgegangen, hatte den Vornehmsten geschmeichelt, und besonders den Crassus, Pompejus und Cäsar, dieses mächtige Dreiblatt, durch die ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten auf seine Seite gezogen. Er hatte am Wahltage das Glück, auch hier bey der ersten Bewerbung die Stelle zu erhalten, und mit ihm wurde M. Antonius, den wir schon als einen übelberüchtigten Mann kennen, zum Consul erwählt.

In diesem berühmten Consulatjahre (63 v. Chr.) war es, wo er durch seine Klugheit und

Wachsamkeit den gefährlichen Ausbruch der catilinarischen Verschwörung glücklich ableitete, und sich dadurch die Bürgerkrone und den ehrenvollen Titel Vater des Vaterlandes erwarb. Unter den Großen gewannen ihm diese Auszeichnungen mehr Neider als Freunde, und besonders Pompejus, der bald nachher als Sieger aus Asien zurückkehrte, und sich nun für den ersten Mann im Staate gehalten wissen wollte, ärgerte sich über den freundlichen, selbstzufriedenen Vater des Vaterlandes so sehr, daß er insgeheim seine Verbindung mit Cäsarn und sein ganzes Ansehen bey dem Volke daran wandte, ihn wegzuschaffen. Ein verwegener Mensch, Namens Clodius, mußte ihn anklagen, daß er vornehme römische Bürger (die Mitverschwornen Catilina's) ohne Vertheidigung habe hinrichten lassen, und durch eine Menge von Kabalen ward er hierauf zum Exil verdammt, sein Haus niedergerissen und seine Landgüter verwüstet. Traurig wanderte er jetzt nach Macedonien (58), und schrieb die kläglichsten Bittbriefe an seine Freunde in Rom, daß sie doch eine Aufhebung des Verbannungsdekrets für ihn auswirken möchten.

Das geschah endlich, und er kehrte nicht minder ehrenvoll als einst Demosthenes in seine Vaterstadt zurück (4. Sept. 57). Seine eingezogenen Güter wurden ihm wieder erstattet, seine Häuser wieder aufgebaut, und die Guten im

Volke ehrten in ihm, wie vorher, den Vertheidiger der alten Ordnung. Allein er war zu schwach, um in eigner Person etwas Großes für das Vaterland zu thun, auch erhielt er die Consulwürde nicht wieder. Er hoffte nur noch durch vertrauliche Anschmiegung an die beiden Machthaber, Pompejus und Cäsar, etwas Gutes zu bewirken, allein beide vermieden ihn mißtrauisch, und hintergingen ihn mit falschen Liebkosungen.

Von jetzt an hat sein öffentliches Leben wenig Anziehendes. Er lebte nun abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande. Hier schrieb er zu seiner Erholung die vortreflichen Werke, die wir zum Theil noch übrig haben; in der Stadt führte er Processe, und lockte dann durch seine hinreißenden Reden, die er fast täglich, und ohne alle schriftliche Vorbereitung hielt, eine Menge Jünglinge in die Gerichtshöfe, die sich nach ihm zu bilden wünschten. Er erhielt auch eine Stelle in dem Priestercollegium der Augurn, die er Zeitlebens behielt, und auf ein Jahr ging er als Statthalter wider seinen Willen nach Cilicien. Hier bewies er sich gegen die Unterthanen, ganz gegen die Sitte römischer Statthalter, so menschlich, gerecht, uneigennützig und dienstfertig, daß sie ihn wie einen Gott verehrten. — Seine letzten Schicksale bey einer andern Gelegenheit.

60.

Cnejus Pompejus.

(geb. 105, † 48.)

Wir haben diesen Mann schon oben als einen raschen und glücklichen Feldherrn kennen gelernt. Schon als Jüngling hatte er triumphirt, in Spanien und Afrika hatte er Kriege siegreich beendigt, und Sulla selbst hatte ihm den Beinamen des Großen gegeben. Damals war er der Liebling des Volks, und sein bescheidenes Wesen machte, daß man ihm freiwillig eine größere Macht anvertraute, als Sulla sich kaum mit Gewalt hatte anmaßen können.

Um diese Zeit beunruhigte ein ganz eigner Feind das römische Reich. Viele tausend Schiffer von den Küsten Kleinasiens, arm gemacht durch die Raubsucht der römischen Zollpächter, Statthalter und Wucherer, und aufgehetzt von dem feindseligen Mithradat, bedeckten nun als Seeräuber mit unzähligen Schiffen das mittelländische Meer, fingen alles auf, was ihnen in den Wurf kam, plünderten selbst in unerwarteten Landungen die sicilischen und italischen Küsten, nahmen vornehme Römer gefangen, und hemmten so sehr die Kornzufuhr, daß eine allgemeine Hungersnoth in Rom zu befürchten war. In dieser Noth erhielt Pompejus das Comman-

do (67), und seine Freunde verschafften ihm darin eine so ausgedehnte Freiheit und eine solche Menge von Geld und Truppen, als noch nie ein römischer General gehabt hatte. Er entsprach den Erwartungen des Volks. In der kurzen Zeit von vierzig Tagen, nachdem er seine ungeheure Flotte auf dem Meere ausgebreitet und nach allen Gegenden hin vertheilt hatte, waren alle Seeräuber zerstreut und geschlagen, das Meer sicher gemacht, viele Schiffe erobert, und 20,000 Feinde gefangen genommen, wovon sich die meisten, im Vertrauen auf der Siegers Mäßigung, freiwillig ergeben hatten. Er bevölkerte mit ihnen eine ehemals zerstörte Stadt Soli in Cilicien, die er neu aufbauen ließ, und nach sich Pompejopolis nannte.

Unterdessen hatte Lucullus, wie wir wissen, in Asien gegen den Mithradat mit Glück und Menschlichkeit commandirt. Nur zuletzt konnte er das von den gekränkten Wucherern aufgehetzte Heer nicht mehr bändigen. Das Gerücht von Pompejus schnellen Siegen bewegte dessen Freunde in Rom zu dem Vorschlage, den Pompejus mit Beibehaltung seiner ganzen unumschränkten Gewalt zur See und zu Lande an Lucullus Stelle gegen den Mithradat zu schicken (66). Mit tadelnswerthem Uebermuthe riß nun Pompejus seinem wackern Vorgänger die Siegesfahne aus der Hand, nachdem dieser das Schwerste in die-

sem Feldzuge bereits verrichtet, und seinem Nachfolger nur noch die letzten leichten Züge des schon gewonnenen Spieles übrig gelassen hatte. Der sonst so sanfte Lucull konnte sich daher auch nicht enthalten, dem Pompejus mit einiger Bitterkeit vorzurücken, daß es immer so eine Art sey, sich mit fremden Federn zu schmücken, und zu ärndten, wo er nicht gesäet habe. Wirklich hatte er sich auf gleiche Art den Ruhm des Sieges über den Sertorius und über die Gladiatoren zugeeignet.

Seine zahlreiche Armee, durch reiche Spenden angefeuert, half ihm in Asien ein feindliches Land nach dem andern erobern, und das Glück hatte einen eben so großen Antheil an seinen Siegen, als seine Klugheit. Tigranes, König von Armenien und Mithradats Schwiegervater, machte ein freiwilliges Bündniß mit ihm; Mithradat, der sich dessen ungeachtet noch lange gewehrt haben würde, sah seinen eignen Sohn, Pharnaces, die Unterthanen gegen sich aufwiegeln; und nahm sich vor Schmerz über die Treulosigkeit dieses Sohnes selbst das Leben (63). Pharnaces ergab sich darauf freiwillig dem Pompejus, und erhielt dafür den königlichen Titel und sein Erbland Pontus zum Lohne. Unter solchen Umständen konnten dem Feldherrn seine Eroberungen nicht schwer werden.

Als Pompejus in Syrien war, gaben ihm

die benachbarten Juden einen Streit zu schlichten. Zwey Brüder aus der Nachkommenschaft der Maccabäer *) stritten beide um die königliche Würde, und nach manchem Blutvergießen riefen sie den Pompejus ins Land. Er kam nach Jerusalem, und fand eine Anzahl hartnäckiger Juden auf dem Tempelberge verschanzt. Erst nach drey Monaten konnten sie daraus vertrieben werden; die meisten wurden bey dem Sturmlaufen niedergehauen. Pompejus war neugierig, die Religionsceremonien dieses seltsamen Volkes kennen zu lernen, und ließ sich in das Innere des Tempels, selbst ins Allerheiligste führen, worüber die frommen Juden Angst und Entsetzen ergriff; doch rührte er von den reichen Tempelschätzen nichts an, und betrug sich also weit enthaltsamer als Crassus, welcher wenige Jahre nachher über zwey Millionen davon entwendete.

Doch hatte sich Pompejus, wie die Folge lehrte, auf seinen Eroberungen auch nicht ganz vergessen, ja er wandte selbst seinen Lieblingen so viel von der Beute zu, daß einer seiner Freigelassenen, Namens Demetrius, wie ein König nach Rom zurückkehrte, sich eine Menge von Meierhöfen und Landhäusern ankaufte, in der

*) Ein Heldengeschlecht, das seinem Volke um das Jahr 165 v. Chr. mit Hülfe der Römer die Unabhängigkeit von den syrischen Königen erfochten hatte.

Stadt selbst einen prächtigen Pallast erbaute, und Gärten anlegte, die noch lange nach seinem Tode unter dem Namen der demetrischen Gärten berühmt gewesen sind. Dieser unbedeutende Mensch, vor Kurzem noch ein Sklave, galt bey dem Pompejus so viel, daß die griechischen Städte, zu denen sein Herr ihn zuweilen vorausschickte, ihm lange Processionen vor den Thoren entgegensandten, und sich vor ihm, wie vor einem römischen Gesandten demüthigten. Mit den eroberten Ländereien schaltete Pompejus sehr eigenmächtig, und setzte, ohne den Senat zu fragen, selbst Könige ein und ab. Das erinnerte die Bürger Roms an Sulla, und in banger Besorgniß erwarteten sie, daß er seine Gewalt mißbrauchen, und mit seiner geübten Armee in Rom sich die Oberherrschaft erstürmen werde. Ehrgeiz hatte er genug dazu, und die Mittel waren wirklich in seinen Händen, allein ihn beseelte doch noch eine gewisse Achtung vor dem alten ehrwürdigen Namen der Republik, und sein noch nicht genug verhärtetes Herz zog die Liebe der Bürger, die er so früh gewonnen hatte, dem glänzenden Hasse des Despotismus vor. Er hörte kaum von den Besorgnissen der Römer, als er alle seine Truppen entließ, mit dem Bescheide, sich zu seinem Triumphe nur noch einmal einzufinden.

Um dieser Enthaltsamkeit willen überhäuften

ihn die Bürger mit gerechten Lobeserhebungen. Sein Triumph war einer der prächtigsten; er währte zwey Tage, und doch konnte noch nicht alles Erbeutete mit aufgeführt werden. Auf einer großen vorangetragenen Tafel las man die Namen der besiegten Völkerschaften und Könige, und unter den Eroberungen waren 1000 feste Schlösser, 900 Städte, 800 Schiffe und 39 wieder aufgebaute und neu bevölkerte Städte aufgeführt. Der Triumphwagen des Siegers blitzte von Edelsteinen, und vor ihm her gingen eine Menge vornehmer Geiseln, die gefangenen Anführer der Seeräuber, die Gemahlin und ein Sohn des Königs Tigranes, die Schwester und fünf Kinder des Mithradat, und der Judenkönig Aristobulus. In den öffentlichen Schatz legte er 20,000 Talente (27 Mill. Thlr.) nieder, und die Soldaten, die sich schon an Ort und Stelle genug durch Plünderungen bereichert hatten, wurden jetzt noch mit ansehnlichen Geschenken entlassen.

Von jetzt an erscheint der große Pompejus in einem fast verächtlichen Lichte. Er wollte in Rom den Herrscher spielen, und hatte doch durch die Entlassung der Truppen alle äußere Macht aus den Händen gegeben. Er verlangte, der Senat sollte alle seine eigenmächtigen Anordnungen in Asien gut heißen, und seinen Truppen Ländereien anweisen. Da man ihn nicht mehr

fürchtete, so ward ihm keins von beiden bewilligt. Was that nun der ohnmächtige Held? Er erniedrigte sich, wie Marius, zu einer Gemeinschaft mit den verworfensten Anführern des Pöbels, und vertraute sich dem unruhigen Clodius an, der oft mit bewaffneten Gladiatorenbanden durch Markt und Straßen zog, Senatoren angriff, beschimpfte, ja verwundete, und der auch unter andern Cicero's ungerechte Landesverweisung durchsetzte. Noch mehr, er suchte bey der nächsten Consulnwahl einer seiner Creaturen zu der höchsten Würde zu verhelfen, und bestach Bürger für Bürger mit ungeheurem Gelde, um seinem Günstlinge die Stimmenmehrheit zu verschaffen. Es war in ganz Rom bekannt, daß Pompejus in seinen Gärten Geld auszahlen lasse für jeden, der dem Afranius seine Stimme zu geben verspreche. Afranius ward wirklich Consul, aber er konnte doch des Pompejus Wünsche gegen die allgemeine Stimme des Senats nicht befriedigen.

Das kränkende Bewußtseyn, so schnell seinen Ruhm überlebt zu haben, wirkte nachtheilig auf den Charakter des Pompejus. Es machte ihn mißmüthig, verschlossen und zur Verstellung geneigt. Nach langem Schwanken richtete er seine Augen auf den Cäsar, der sich bisher immer sehr dienstfertig gegen ihn bezeigt hatte, und der jetzt mit einem Heere in Lusitanien stand. Diesen

dachte er wie seinen Sohn an sich zu ziehen und wirklich ließ sich Cäsar auch zu allem willig finden. Er kam nach Rom, schmeichelte ihm und dem Crassus, versöhnte beide, ließ sich durch ihren Einfluß zum Consul machen (59), und setzte nun alle Forderungen des Pompejus durch. Der zweite Consul, Bibulus, kam vor Cäsars bestochenem Anhange gar nicht zum Worte, und da er gleich zum Anfange einmal beim Nachhausegegen beinahe mit Koth erstickt und mit Steinen getödtet worden wäre, so besuchte er vor Unwillen das ganze Jahr hindurch den Senat nicht weiter, sondern ließ bloß Edicte anschlagen, die dann freilich nicht viel fruchteten.

Cäsar, Pompejus und Crassus hatten nun offenbar die ganze Regierung in den Händen. Cäsar ließ sich nach Ablauf des Consulatjahrs Gallien dieſſeits und jenseits der Alpen auf fünf Jahre zur Provinz geben, und ging mit einem großen Heere und vielem Gelde dahin ab (58). Die beiden andern blieben in Rom, um dort die Geschäfte zu leiten.

Drey Jahre nachher (55) machten sie sich beide zu Consuln, und suchten sich zur nachherigen Statthalterschaft die mächtigsten Provinzen aus, Crassus Syrien, Pompejus Spanien. Dem Cäsar verlängerten sie seine Statthalterschaft auf neue fünf Jahre. Pompejus erlaubte sichs sogar, die Einkünfte seiner Provinz in Rom zu

verzehren, und Regierung und Truppen seinen Legaten in Spanien zu überlassen, eine Bequemlichkeit, die vor ihm noch keinem andern gestattet worden war.

Sieben Jahre etwa dauerte die Verbindung dieser drey Beherrscher Roms, Triumvirat genannt. Crassus zuerst, wie wir wissen, verlor sein Leben gegen die Parther (53), und seitdem erkaltete auch die Freundschaft der beiden andern. Pompejus suchte zwar das Volk für sich zu gewinnen, aber mit schlechtem Erfolge. Er hatte ein überaus prächtiges Theater erbauen lassen, welches 40,000 Menschen fassen konnte, und mit einer großen Menge der schönsten marmornen Bildsäulen ausgeschmückt war. Es ward eingeweihet durch die prächtigsten Spiele, welche fünf Tage hinter einander währten. Eigentliche Schauspiele, Singspiele, Ringer- und Fechterspiele, Pferderennen und Thierhetzen wechselten mit einander ab. Die Maschinerien für die Decorationen hatten allein viele Tausende gekostet. Auf dem Operntheater erschienen unermeßliche Schätze von Gold und Silber, 600 Maulthiere und fechtende Schaaren von Fußvolk und Reiterey. Man schließe daraus auf den Umfang der Bühne! Zu den Thiergefechten waren zwanzig Elephanten und 500 Löwen aus Afrika angeschafft worden, die allesammt niedergenetzelt wurden. Cicero erzählt dies in einem Briefe, den

wir noch übrig haben, mit Schauder und Mißbilligung.

Eine solche Ausgabe würde heut zu Tage die Schatzkammer eines Königs erschöpfen. Pompejus aber blieb nach wie vor ein reicher Mann. Man denke also, wie ein römischer Feldherr in auswärtigen Ländern seine Kriege und Statthalterschaften geführt haben müsse.

Bey alle dem fühlte sich Pompejus vom Volke gehaßt, und mit doppeltem Rechte. Er gesellte sich zu den Volksunterdrückern, und ließ doch mehr andere für sich handeln, als er selbst that. Er schlich in Rom verschlossen herum, und hinderte zuletzt alle Consulwahlen, um das Volk auf den Gedanken zu bringen, ihn zum Dictator zu machen. Er schmeichelte dem Cicero und dem Cäsar, und traute doch beiden nicht; mit einem Worte, er war in einer großen Verlegenheit, und setzte den Staat in eine noch größere. Die Entwickelung dieser widrigen Verhältnisse werden wir in der Folge sehen.

61.

C. Julius Cäsar.

(Geb. 99, † 44.)

Der größte aller Römer, geboren zum Siegen und Herrschen. In seinem nicht sehr muskelstarken Körper lebte doch eine immer angespannte Nervenkraft, und trotz seinem blassen und hagern Gesichte rollte ein rasches Blut in seinen Adern. Einen periodischen Kopfschmerz, der andere oft betäubt haben würde, achtete er nicht, sondern strengte sich nur noch mehr an, um die Schwächen seines Körpers durch Diät und gymnastische Uebungen zu überwältigen. Man sah ihn mit auf dem Rücken gehaltenen Händen sich den Tummelsprüngen des wildesten Pferdes überlassen, und im Schwimmen, Laufen, Fechten war er nicht minder geübt. Er lebte von mäßiger, oft dürftiger Nahrung, und konnte die härtesten Strapazen des Krieges leicht ertragen. Betrunken hat man ihn nie gesehen. Seine Reisen waren Flüge, und alles was er that, geschah rasch, lebhaft, und doch stets mit Besonnenheit. Liebe und Ehrgeiz waren seine heftigsten Begierden, und ausschweifend hat er beide befriedigt, aber nie verlor er darüber den Geist, der ihn über alle Genien seiner Zeit erhob, und neben welchem Pompejus nur als ein kleinmü-

thiger Zauberer, und Cicero als ein eitler Zungenheld erscheint.

Er hatte seinen Vater früh verloren, aber seine Mutter Aurelia, eine der vortreflichsten Frauen, besorgte seine Erziehung, und ließ ihn von den geschicktesten Lehrern unterrichten. Von ihr selbst lernte er die bezaubernde, sanft einschmeichelnde Beredsamkeit und die empfehlende Freundlichkeit des Umgangs, die ihn nachher überall so beliebt machte. Konnte er gleich nicht so viel Zeit als Cicero auf die Redekunst verwenden, so sprach er doch vor dem Senate und in den Gerichtshöfen so lebhaft, überzeugend, rührend und angenehm, daß er sich schon als bloßer Redner zu den ersten Männern Roms hätte rechnen können.

Er war sechs Jahre jünger als Pompejus, und um die Zeit, als dieser sich bereits vom Sulla den Beinamen des Großen verdient hatte, erst ein siebzehnjähriger Jüngling. Aber er dachte schon damals nicht schlechter von sich, als von allen denen, die er die höchsten Stellen bekleiden sah, und selbst in diesem frühen Alter zeigte er sich mehr Mann, als der große Pompejus. Sulla ließ bekanntlich in seinen Proscriptionen alle Anhänger und besonders alle Verwandte des Marius und Cinna ausrotten. Nun hatte Cäsar eine Tochter Cinna's zur Ehe, und erhielt den Befehl, sich von ihr zu scheiden. Auch Pom-

pejus

pejus hatte eine junge Gemahlin, die er zärtlich liebte, aber Sulla gab ihm zu verstehen, daß er ihn lieber zu seinem Schwiegersohne haben möchte. Und was that der große Pompejus? Er verstieß seine treue Gattin, deren Mutter sich darüber zu Tode grämte, und heyrathete flugs Sulla's Stieftochter. Cäsar dagegen erklärte laut, daß er sich auf keines Menschen Befehl dazu verstehen werde, ein Weib, das er liebe, zu verstoßen. Diese edle Widersetzlichkeit brachte ihn auf die Proscriptionsliste. Er floh aus Rom, und sogleich wurden alle Güter seiner Gemahlin eingezogen. Er flüchtete von Stadt zu Stadt vor des Dictators Ausspähern, hatte jede Nacht eine andere Stätte, und mußte sich zuletzt, da Krankheit ihn befiel, in einer Sänfte weiter tragen lassen. Einige Freunde Sulla's baten indessen für ihn, selbst die Vestalinnen legten Fürbitten für sein Leben ein, bis endlich Sulla nach langem Weigern nachgab, und seinen Namen mit den Worten von der Todesliste strich. „Ihr Thoren wißt nicht, was ihr bittet. In diesem jungen Menschen steckt mehr als ein Marius.“ Wie richtig hatte er geweissagt!

Cäsar traute dennoch nicht, sondern setzte nach Asien über, wo er unter einem dort befehlenden Feldherrn seine ersten Kriegsdienste that. Erst nach Sulla's Tode kehrte er nach Rom zurück, und versuchte sich daselbst, wie Cicero, als

gerichtlicher Redner. Hierauf beschloß er, eine Reise nach Rhodus zu dem berühmten Redekünstler Molon zu machen, allein sein Schiff fiel in die Hände der Seeräuber, die damals vom Pompejus noch nicht vertrieben waren, und da sie aus seiner starken Begleitung und seinem Gebieteranstand schlossen, daß er von hohem Stande seyn müsse, so forderten sie von ihm ein Lösegeld von 20 Talenten (27,000 Rthlr.). Cäsar nannte sie Narren, daß sie für einen Mann, wie er, nicht mehr verlangten. Funfzig sollt ihr haben! rief er, und schickte sogleich seine Begleiter nach Milet, um von den Bundesgenossen das Geld einzutreiben. Unterdessen blieb er mit einem Arzte und zwey Sklaven sechs Wochen lang in dieser gemeinen Gesellschaft, und setzte sich bey den Seeräubern in solche Achtung, daß er nicht ihr Gefangener, sondern ihr Herr zu seyn schien. Wenn er schlafen wollte, befahl er ihnen still zu seyn. Zuweilen machte er sich den Scherz, ihnen Gedichte oder Aufsätze vorzulesen, die er gemacht hatte, um zu sehen, was das auf solche Menschen wohl für Eindruck machen könne. Gewöhnlich blieben sie ganz kalt dabey, und dann schalt er sie laut lachend Dummköpfe, und drohte ihnen, sobald er wieder los seyn werde, mit dem Kreuze. Die Räuber lachten, und thaten alles was er haben wollte.

Endlich kamen seine Leute mit dem erborg-

ten Gelde von Milet an, und Cäsar löfete sich, wie er versprochen hatte, mit 50 Talenten (67,500 Rthlr.). Aber er vergaß auch sein anderes Versprechen nicht, ließ sich vom Statthalter in Milet ein Paar starkbemannte Schiffe geben, holte seine alten Cameraden schnell damit ein, eroberte ihr Schiff, ließ sich sein Geld wieder geben, und führte die Räuber gefangen nach Pergamus, wo er von der Obrigkeit leicht den Befehl auswirkte, sie sämmtlich kreuzigen zu lassen.

Da er einmal in Asien war, so machte er geschwind noch einen Feldzug gegen den Mithradat mit, und kehrte dann wieder nach Rom zurück. Hier lebte er mehrere Jahre lang wie ein junger Stutzer, kleidete sich sehr sorgfältig, duftete von Salben, war immer heiter, vernachläßigte die Damen nicht, und öffnete sein Haus jedem, der mit ihm lustig seyn wollte. Bey alle dem versäumte er doch keine Volksversammlung, schmeichelte den geringsten Bürgern, wußte sie alle mit Namen zu nennen, und bot ihnen seine Dienste an. Von Pompejus glänzenden Siegen, die damals in aller Munde waren, schien ein so süßer Herr gar keine Kenntniß zu nehmen.

Endlich nahte das Alter heran, das ihm erlaubte, sich um die unterste Ehrenstelle im Staate zu bewerben. Er ward bey der ersten Bewerbung Quästor, und folgte dem Prätor Antistius nach Lusitanien. Ehe er aber dahin ab-

ging, benutzte er noch eine Gelegenheit, sich dem Volke als einen seiner kräftigsten Beschützer zu zeigen. Marius Wittwe starb um diese Zeit. Sie hatte ihre letzten Jahre in tiefer Verborgenheit verlebt, denn noch galten die sullanischen Dekrete, welche Marius Namen und Gedächtniß bey Lebensstrafe zu erwähnen verboten. Sie war Cäsars Muhme, daher gab er ihr zum Jubel des Volks ein prächtiges Leichenbegängniß, wobey er ihr eine schöne Gedächtnißrede hielt, und gegen das Verbot ihr und des Marius Bildniß aufstellen ließ. Marius hatte unter dem Pöbel noch einen zahlreichen Anhang, und dieser freute sich nun über des Neffen Kühnheit, und sah in ihm den Retter, der ihn in Zukunft von der Herrschaft der Aristokraten befreien werde.

Der Quästor mußte eigentlich alle kleine Städte seiner Provinz bereisen, und in jeder derselben die vorgefallenen Streitigkeiten schlichten. Cäsar betrieb diese Geschäfte in Lusitanien mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, und alle Städte waren mit seiner Rechtspflege zufrieden. Er reisete gewöhnlich in einem Wagen, von zwey Schreibern begleitet, denen er unterweges dictirte. In schlechten Nachtquartieren, die in dem damals noch so wüsten Portugall und Spanien gewöhnlich waren, pflegte er auch wohl im Wagen zu schlafen. Das Kleine wie das Große verrichtete er recht und mit ganzer Seele, und hätte er

das elendeste Handwerk getrieben, er hätte sich auch darin ausgezeichnet. Das ist der Charakter des großen Mannes.

Einen merkwürdigen Zug haben uns hier von seinen Reisen seine Begleiter aufbehalten. Er kam unter andern auch nach Gades (jetzt Cadiz) wo ein Herkulestempel stand, mit Bildsäulen berühmter Helden geschmückt. Mit ungewöhnlicher Rührung blieb er vor Alexanders Standbild stehen, und sagte darauf zu seinen Begleitern: „Der hatte in meinem Alter schon die Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan!“

Nach Ablauf des Jahres eilte er nach Rom zurück, und nahm nun zum ersten Male seinen Sitz unter den Senatoren ein. Er that alles, um den Pompejus zu heben, weil er einsah, daß dieser Mann in der Folge am leichtesten zu lenken, auch wohl zu stürzen seyn würde. Seine Freigebigkeit gegen die Bürger war unbegränzt, und an Verschwendung gab er dem Catilina nichts nach. Als er nun gar Aedil ward, überraschte er das Volk durch Spiele, dergleichen in Rom noch nie gesehen worden waren. Er ließ 320 Paar Fechter auftreten, das ganze Amphitheater mit Silber belegen, und die Kämpfer traten in silbernen Rüstungen auf.

Von dieser Zeit an betrachtete man ihn als den entschiedenen Liebling der Volkspartey, deren Gunst er noch durch viele andere Künste er-

kaufte. Jetzt wollte er die erste Wirkung seiner Bemühungen sehen. Das Amt des Oberpriesters war erledigt, eine hohe Würde, zu welcher nur die ehrwürdigsten und verdientesten Männer gelangten. Zwey alte achtungswerthe Senatoren hatten sich bereits gemeldet, und Cäsar war erst 36 Jahre alt. Indessen das Volk wählte, und er traute dem Volke. Der Wahltag erschien, er warf den Candidatenmantel um, und ging. Seine treffliche Mutter begleitete ihn zweifelnd und weinend bis vor die Hausthür. „Mutter, sagte er, sie umarmend, entweder du siehst mich als Oberpriester, oder als Verbannten wieder!"

Er ging den entscheidenden Gang, doch voll Vertrauens. Das Volk ließ ihn nicht sinken, er kehrte als Oberpriester in seiner Mutter Arm zurück, zum Erstaunen und Zittern des ganzen Senats.

Mit gleichem Glücke erhielt er bald darauf auch zur Prätur die meisten Stimmen. Es war in demselben Jahre, als Cicero Consul war. Ueberall unternehmend und thätig, setzte er auch hier den Senat oft in Schrecken. Nach Ablauf des Jahres suchte er eine Statthalterschaft nach, und erhielt Spanien zur Provinz.

Aber sein ungeheurer Aufwand hatte ihn so in Schulden gestürzt, daß ihn seine Gläubiger nicht fort lassen wollten. Er selber sagte einmal lachend zu seinen Tischgenossen: „Funfzehn Mil-

lionen ungefähr brauchte ich, um sagen zu können, ich habe nichts." Durch seine Gewandtheit gewann er bald den reichen Crassus, dieser sagte den allerungestümsten Mahnern für ihn gut, und Cäsar reisete nun ungehindert in seine Provinz ab.

Er kam auf dieser Reise mit seinem zahlreichen Gefolge unter andern auch durch ein kleines schmutziges Städtchen jenseit der Alpen, über dessen armseliges Ansehen die jungen Officiere ihren Spott hatten. Einer von ihnen warf die Frage auf, ob wohl auch unter den dürftigen Bewohnern dieses Städtchens Rangstreit, Parteisucht und Kabalen herrschen möchten. „Ganz gewiß, antwortete Cäsar, und ich möchte lieber der erste in diesem Flecken, als in Rom der zweite seyn."

In Spanien zeigte sich Cäsar zuerst als Feldherrn. Er unterwarf einen großen, bisher noch unbezwungenen Theil des Landes, der von kriegerischen, halb wilden Völkerschaften bewohnt wurde, der römischen Herrschaft, und benutzte gelegentlich auch die Statthaltervortheile so gut für sich selbst, daß er nach Ablauf der gesetzten Zeit fast alle seine ungeheuren Schulden bezahlen konnte.

Seine glücklichen Eroberungen hatten ihm einen Namen in Rom gemacht. Von jetzt an wollte er seinen Ruhm mit raschen Schritten

verfolgen. Er kehrte zurück, bewarb sich um das Consulat, und sein zahlreicher Anhang setzte das Gesuch durch (59). Sein Consulat war schon eine vollkommene Dictatur, denn sein College, wie wir gesehen haben, wagte es gar nicht einmal, in den Senat zu kommen. Die Senatoren sahen sich beherrscht von diesem einzelnen Manne, sie hofften auf Pompejus und Crassus, allein sie wußten noch nicht, welche enge Verbrüderung der schlaue Cäsar insgeheim mit beiden geschlossen hatte. Ja Crassus und Pompejus selbst hatten sich mit Cäsarn nur aus eigennützigen Absichten eingelassen: so ein kühner Hitzkopf, dachten sie, den das Volk liebte, könne ihnen ihre eigenen Unternehmungen am besten durchsetzen helfen. Die Kurzsichtigen! Sie merkten nicht, daß Cäsar weit über sie hinaussah, und sie nur zu Werkzeugen seiner höhern Plane ersehen hatte.

Wir wissen schon, wie gut sich das Triumvirat mit Statthalterschaften bedachte. Auch ist schon erzählt worden, welche Provinz Cäsarn zufiel. Gallien war es, und zwar das cisalpinische (Oberitalien) und transalpinische (Frankreich) zugleich, ein ungeheurer Landstrich, zu dessen Bewachung ein zahlreiches Heer erfordert ward. Auch das war nicht ohne Absicht geschehen, daß er sich diesen wichtigen Posten auf fünf Jahre ertheilen und sich nachher noch ande-

re fünf Jahre bewilligen lassen. Doch blieb er nicht die vollen zehen, sondern nur neun Jahre in Gallien (58 — 50), aber in diesen neun Jahren schuf er sich in jenem fernen Lande eine Macht, mit welcher er als Herr der Erde nach Rom zurückkehrte.

Das cisalpinische Gallien, ein wohlangebautes und fruchtbares Land voll blühender Städte, gab ihm die ungeheuren Summen her, die er zu seinem künftigen Vorhaben anhäufte, und das transalpinische, damals wie Deutschland wüst und ohne Städte, oft unzugänglich durch dichte Wälder, und bewohnt von wilden, gesunden, tapfern und kriegerischen Völkerschaften, dieses jetzt so verfeinerte Frankreich bestimmte er zu Entdeckungsreisen, die ihn in Gegenden führten, welche vorher noch kein Römer betreten hatte. Hier wollte er seine Soldaten zum Kriegsdienste abhärten; an den wildesten Barbaren wollte er ihren Muth und ihre Tapferkeit üben, und durch eine lange Gewöhnung, so wie durch Freigebigkeit und liebreiche Behandlung wollte er sie so an sich fesseln, daß sie nachher alles für ihn zu thun entschlossen seyn sollten. Er nannte sie Cameraden, er belohnte sie mit reichen Geschenken, er versprach ihnen ruhige Landsitze in Italien, er ging ihnen in allen Strapazen voran, und schien ganz für sie zu leben. Dadurch bildete er sich ein Heer, welches ihn als Vater ehrte, und

ganz vergaß, daß es im Dienste der Republik stand.

Eine wunderbare Kraft hatte die Natur in diesen außerordentlichen Mann gelegt. Er versagte sich keinen Genuß des Lebens, ein liebenswürdiger Leichtsinn schien stets aus ihm zu scherzen, und dennoch übersah er mit dem schärfsten Blick sein Heer, seine Feinde, den entfernten Senat, ja den Zustand des ganzen römischen Reichs. Man hätte glauben sollen, ein Heerführer, der in einem unbekannten Lande sich Wege bahnt, täglich auf wilde Feindesschaaren stößt und immer auf dem Marsche ist, könne nur wenige Zeit zur Ruhe haben; und dennoch schrieb Cäsar unter diesem beständigen Kriegsgewühle ein ausführliches Tagebuch seiner Thaten und Entdeckungen, unzählige Briefe nach Rom und in die Provinzen, ja sogar ein Buch über die lateinische Sprachlehre. Sein Tagebuch haben wir noch übrig. Welcher Jüngling sollte nicht begierig seyn, zu lesen, was ein so großer Mann von sich selbst geschrieben hat?

Sein Zug ging längs dem Genfersee durch die Gebiete streitbarer Helvetier hinauf nach den heutigen Flüssen Saone und Loire. Die hier wohnenden Völkerschaften, Bojer und Aeduer, riefen ein deutsches Volk zu Hülfe, das unter seinem Könige Arioviſt (Ehrenfest) über den Rhein setzte. Nichts hier von den vie-

len blutigen Schlachten, und von den Hunderttausenden, welche durch Cäsar's Siege ihren Tod fanden. Genug er schlug bey dem heutigen Besancon die Deutschen, und jagte sie mit großem Verluste über den Rhein zurück. Im nächsten Feldzuge rückte er auf Belgien los, und mußte daher die heutigen Provinzen Bourgogne und Champagne durchdringen, deren Bewohner er unter dem Namen Suessionen und Bellovaker kennen lernte. Bey dem heutigen Amiens griff ihn die tapferste der belgischen Nationen, die Nervier, an, und ward nur mit Mühe, durch Hülfe der römischen Taktik besiegt.

Im folgenden Feldzuge breitete Cäsar seine Macht fast über ganz Gallien aus. Einen seiner Unterfeldherren sandte er mit einer Legion nach der Loire, einen andern an die Mosel, einen dritten nach der Garonne, einen vierten in die Normandie, und er selbst eilte nach Bretagne. Allenthalben wurden die Völker, trotz ihrer Riesenstärke und blinden Tapferkeit von römischer Kriegskunst überwältigt.

Im folgenden Jahre wagte er es sogar, über den Rhein zu gehen, und sich in dem wilden, waldigen Deutschlande umzusehen. Allein er fühlte sich der nächsten deutschen Völkerschaft, die er hier antraf, den Sueven, nicht gewachsen, fand auch nirgends Unterhalt für seine Trup-

pen, und kehrte daher nach achtzehn Tagen schon wieder nach Gallien zurück. Hier wandte er sich nördlich, nach dem heutigen Calais, ließ eine Flotte bauen, und setzte nach Brittannien über. Auch hier fand er noch alles rauh und wüste, keine Spur von Anbau, und Völker, den heutigen Nordamerikanern gleich. Auch hier konnte er nicht festen Fuß fassen, er segelte daher wieder über die Meerenge zurück. Eine zweite Landung im folgenden Jahre, in der Gegend des heutigen Sandwich, gelang nicht viel besser. Die Luft war strenge, die Gegenden wild und und unbebaut, und die Eingebornen über die Maßen kriegerisch. Cäsar hatte in Brittannien Silberminen zu entdecken gehofft, fand aber keine, und kehrte verdrüßlich nach Gallien zurück, ohne eine andere Beute, als Sklaven, die in Rom wegen ihres baumstarken Wuchses und ihrer weißen Farbe Bewunderung erregten. Besonders sollen die deutschen Gefangenen, die sich durch langes blondes Haar und schöne blaue Augen von den Galliern unterschieden, den römischen Damen sehr gefallen haben.

Die freien Völkerschaften Galliens, des Joches ungewohnt, empörten sich mit jedem Jahre wieder, und zwangen die Römer, alle Gegenden des damals noch so wüsten Landes zu durchstreifen. Unter andern hielt Cäsar einmal eine Zusammenkunft mit sämmtlichen Oberhäuptern der

unterworfenen gallischen Völkerschaften auf der Insel in der Seine, auf welcher jetzt Paris steht. Wie hat sich seitdem diese Insel verändert! Von ihr aus sahen wir in unsern Tagen die Nachkommen dieser Gallier Italien und Rom erobern; sie steht jetzt geschmückt mit den Kunstwerken, von denen manche vielleicht einst die Zierde einer Cäsarischen Villa war.

Funfzig Jahre war Cäsar unter diesen Beschäftigungen alt geworden, als Pompejus in Rom die bürgerlichen Unruhen und die Gesetzlosigkeit unter der Hand so weit befördert hatte, daß Männer wie Cicero und Cato den Untergang der Republik schon als unvermeidlich ansahen. Pompejus war jedoch nicht Willens, die alte Verfassung umzustürzen; er strebte nur nach der Ehre, freiwillig vom Volke als Retter in der Noth, als Dictator, an die Spitze der Regierung gestellt zu werden. Aber dagegen widersetzte sich die Mehrheit im Senate aufs heftigste, und eben Cäsar suchte durch seine Freunde in Rom die Sache am meisten zu hintertreiben. Er erfuhr in Gallien jede Bewegung zu Hause, und sein Geld, den Galliern abgenommen, wanderte still nach Rom, und besiegte heimlich Senatoren und Volkstribunen. So lag er wie ein schlauer Löwe im Hinterhalte, um zu seiner Zeit die ganze Beute um so sicherer zu erhaschen.

62.

Der zweite Bürgerkrieg.

(49 v. Chr.)

Pompejus hatte unterdessen durch sein Schleichen und Zaudern dem Senate Vergünstigungen abgenöthigt, die man bisher noch keinem andern bewilligt hatte. Er war fünf Jahre spanischer Statthalter, und lebte doch in Rom; er zog die ungeheuren Einkünfte aus seiner Provinz ein, und ließ die Truppen von Unterfeldherren (Legaten) kommandiren. Noch mehr, während dieses fünfjährigen Amtes hatte er sich in Rom noch einmal zum Consul, und zwar zum alleinigen, erwählen lassen (52). Jetzt, als die fünf Jahre um waren, bat er um eine Verlängerung der Statthalterschaft, abermals auf fünf Jahre, und erhielt sie.

Das schien Cäsarn zuviel. Er verlangte eine gleiche Belohnung für seine langen Verdienste, das Consulat verbunden mit einer Verlängerung seiner gallischen Statthalterschaft: das heißt, den Oberbefehl in Rom, und ein furchtbares Heer dazu. Pompejus erhob darüber im Senate ein gewaltiges Geschrey, die Meinungen der übrigen Senatoren waren getheilt. Cäsar wagte es jetzt sogar, die Consuln zu bestechen. Einer derselben erhielt von ihm ein Geschenk von 1500 Talenten

(zwey Mill. Rthlr.), und einen Volkstribun, C. Curio, der am heftigsten gegen ihn eiferte, brachte er dadurch zum Schweigen, daß er alle seine Schulden bezahlte, gleichfalls eine Summe von anderthalb Millionen. Die Sache ward jedoch in diesem Jahre noch nicht entschieden, und die Consuln des folgenden Jahres waren so pompejisch gesinnt, daß sie einen Senatsschluß durchsetzten, welcher den Cäsar für einen Feind des Vaterlandes erklärte, wenn er nicht sogleich (da doch Gallien nun besiegt sey) sein Heer entlasse.

Dieser Beschluß brachte alles in Gährung. Die Tribunen, die dem Cäsar anhingen, flohen aus Rom in sein Lager, das Volk ward aufrührisch gegen den Senat, und die Consuln gingen in die Gärten des Pompejus, überreichten ihm ein Schwerdt, und baten ihn, es für den Staat zu führen.

Nun war Pompejus Wunsch erfüllt. Und doch betrug er sich gerade jetzt in diesem entscheidenden Zeitpuncte so weibermäßig, daß Cicero sich nicht enthalten konnte, ihm über seine Unthätigkeit Vorwürfe zu machen. Er fragte ihn, womit er den Cäsar aufhalten wolle, wenn dieser nun mit seinen Legionen auf Rom los marschiren werde. Pompejus antwortete stolz: „Ich darf nur mit dem Fuße auf den Boden stampfen, um ganz Italien für mich zu bewaffnen.“ Ja er glaubte sogar, Cäsar werde es gar nicht wagen,

sich mit ihm zu messen. „Wenn er es nun aber doch wagt?“ fragte ihn jemand. — „Wie? sagte Pompejus, wenn mein eigner Sohn mir Stockschläge anbieten wollte?“

Cäsar bot ihm indessen die Stockschläge wirklich an. Und warum hätte er nicht eine Größe erstreben sollen, zu welcher die Natur selbst ihn berufen hatte? In einem zerrütteten Staate, der keinen rechtmäßigen Beherrscher hat, ist der Würdigste allein der Rechtmäßige. Hatte er soviel gethan, um sich endlich in Rom von Schwachköpfen Gesetze vorschreiben zu lassen? Nein, er wollte dem Befehle nicht gehorchen, er rief seine Truppen zusammen, sagte ihnen, wie verächtlich, wie undankbar der Senat ihn behandle, und bat sie um ihre Hülfe. Sie schrien laut einmüthig: nach Rom! nach Rom! und so beschloß er denn, wie Sulla, doch menschlicher, mit bewaffneter Hand die Oberherrschaft zu erstürmen. Er brach mit allen seinen Legionen aus dem cisalpinischen Gallien auf, beschied die Truppen nach Ariminium (jetzt Rimini) und ritt selbst mit einigen Freunden allein nach. Sie kamen in der Nacht an den Rubicon, den Gränzfluß seiner Provinz und Italiens, im heutigen Romagna. Noch konnte er zurückkehren! — Er hielt an, und verfiel in ein tiefes Nachdenken. „Soll ich gehen, sagte er endlich zu seinen Freunden, oder nicht? In einem Falle bin

ich

ich vernichtet, in dem andern ziehe ich über Rom ein schweres Verhängniß! Nun wohlan! der Würfel ist geworfen!" Mit diesen Worten setzte er über den Fluß.

In Rom verbreitete die Nachricht von seinem Anzuge Schrecken und Verwirrung. Pompejus hatte noch immer an kein Heer gedacht. Er mußte die beißendsten Vorwürfe hören, z. B. warum er denn nicht auf den Boden stampfe, u. dgl. Cäsar indessen mit seiner gewohnten Schnelligkeit eroberte Stadt auf Stadt, gewann aller Zutrauen durch seine Milde, und vergrößerte mit jedem Schritt sein Heer. Pompejus floh unbedachtsam aus Rom, und lud alle, die es mit dem Staate gut meinten, ein, ihm zu folgen. Wirklich traten fast alle vornehme Römer, einige hundert Senatoren, und alle Bürger, welche dem Cäsar nicht trauten, auf seine Partey. Auch Cicero hielt diese Partey für die würdigere, und ging zu ihr über. Durch schnell geworbene Truppen vergrößerte sie sich auch allmälig zu einem Heere von 70,000 Mann, fast dem Dreifachen von Cäsars Macht. Dennoch fand es Pompejus nicht rathsam, sich in Italien zu schlagen. Er wollte nach Griechenland übersezzen, und von da aus durch seine zahlreiche Flotte dem Cäsar, der keine hatte, die Zufuhr abschneiden.

Cäsar eilte, ihn einzuholen, ehe die Ueber-

fahrt bey Brundusium geschähe. Er zog im Fluge der Länge nach durch Italien, und kam nur um einen einzigen Tag zu spät; die Pompejaner hatten sich eben erst eingeschifft. Er ließ sie segeln und grämte sich eben nicht weiter. Italien war ja nun sein. Binnen sechzig Tagen hatte er es erobert. Er erschien als Herrscher in Rom, doch mit ausgezeichneter Sanftmuth und Milde, berief den Rest des Senats zusammen, traf die besten Einrichtungen, ordnete die Magistratswürden an, und vertraute dem Lepidus die Stadt, dem Antonius Italien zur Beschützung. Beide Männer besaßen Cäsars Klugheit und Mäßigung nicht. Der letztere besonders wälzte sich in allen Ausschweifungen, drückte das geängstigte Land durch unerhörte Erpressungen, und verlachte alle Tadler, indem er mit einer schönen Tänzerin auf einem Wagen von Löwen gezogen spazieren fuhr.

Cäsar bemächtigte sich hierauf des öffentlichen Schatzes, den Pompejus unberührt in heiliger Tempelverwahrung zurückgelassen hatte. Es war eine ungeheure Menge Goldes und Silbers, die Beute von allen besiegten Nationen seit den punischen Kriegen. Ein patriotischer Tribun wollte sich widersetzen, und stellte sich vor die Thür der Schatzkammer. Cäsar ließ die Schlösser mit Gewalt erbrechen, und sagte hitzig zum

Tribun: „Schweig oder ich tödte dich! es ist mir leichter, das zu thun als zu sagen.“

Nun wurden eiligst Schiffe erbaut, und bald nahmen Cäsars wohlbemannte Geschwader Sicilien und Sardinien weg. Pompejus benutzte seine Flotte viel zu wenig, er kam den ihm ergebnen Spaniern nicht zu Hülfe, und ließ Massilien im Stiche, das für ihn eine lange Belagerung aushielt. Er verschanzte und verproviantirte sich in Griechenland aufs beste, weil er alle Tage den Cäsar erwartete. Aber Cäsar ließ ihm ein ganzes Jahr Zeit, denn die vornehme Gesellschaft in Griechenland fürchtete er nicht. Weit mehr besorgte er von den geübten Legionen des Pompejus in Spanien, und von deren Vereinigung mit ihrem Feldherrn. Nach Spanien also ging es jetzt in raschen Zügen. „Erst will ich ein Heer ohne Feldherrn überfallen, sagte er, und dann zum Feldherrn ohne Heer zurückkehren.“ Er kam dabey in große Gefahr, aber seine Kriegskunst und immer wachsame Klugheit rettete ihn wieder. Spanien ward erobert, den gefangenen Soldaten geschah kein Leides, sie wurden alle entlassen, die meisten gingen zum Cäsar über.

Nun erst, nachdem er den Rücken völlig frey hatte, ging er auf den Pompejus los. Er schifft sich bey Brundusium ein, und landet bey Dyrrhachium (4. Jan. 48). Der Feind

verweigert ihm die Landung, mehrmals zurückgeschlagen setzt er doch endlich die Truppen ans Land, und sieht sich auf einem kahlen, ausgehungerten Boden, von welchem Pompejus sorgfältig alle Zufuhr abgeschnitten hatte. Auch eine Schlacht läuft nicht glücklich ab. Pompejus hätte ihn hier vernichten können, wenn er den Sieg gehörig benutzt hätte. Cäsar muß das Innere des Landes suchen, und zieht sich nach Thessalien hinauf, in die Ebenen von Pharsalus (-). Pompejus folgt ihm: beide Heere vergraben sich hinter ungeheuren Wällen, und Pompejus behält die beständige Zufuhr vom Meere her frey. Cäsar, in jenen öden Gegenden von allem entblößt, sieht einer Hungersnoth entgegen, und schon backen sich seine Soldaten von Feldkräutern Brodt.

So hätte Pompejus das ganze Heer vielleicht ohne Schwerdtschlag in die Hände bekommen, wenn er seinem Plane hätte folgen können. Aber die vielen alten und jungen vornehmen Herren in seinem Lager fanden seine Maaßregeln viel zu langweilig. Ueber ein Jahr lang hatte das fruchtlose Herumziehen schon gedauert, und selbst die alten Senatoren, die selber schon Heere befehligt hatten, meinten, wenn man nur angreifen wollte, der Sieg müßte auf ihrer Seite seyn. Die jungen Ritter stichelten unaufhörlich auf die Feigheit des Pompejus, ja viele bür-

deten es sogar seinem Stolze auf, daß er den Krieg in die Länge ziehe, weil es ihn kitzle, recht lange der Anführer eines so vornehmen Heers von Patriciern zu seyn.

Durch diese empfindlichen Reden ließ er sich endlich zu einer Schlacht verleiten, die Cäsar so lange sehnlich erwartet hatte. Die vorschnellen Herren waren um desto schlechtere Helden, je herzhafter sie vorher mit der Zunge gefochten hatten. Cäsar, um sie recht zu schrecken, befahl seinen Kriegern, immer nach dem Gesicht zu stoßen, und da er keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin verlangte, so ließ er seinen Truppen durch gänzliche Niederreißung seines Lagers jeden Zufluchtsort vernichten. Und nun, um es kurz zu sagen, die Schlacht bey Pharsalus (20. Jul. 48) endete mit Cäsars glänzendstem Siege; viele Feinde bedeckten das Schlachtfeld, doch weit mehrere nahmen die Verzeihung an, die ihnen jeder Cäsarische Legionssoldat entgegenrief, und wurden selbst Cäsarianer. Pompejus Lager mit vielen Reichthümern fiel dem Sieger in die Hände. Das ganze Heer ward zerstreut; eine allgemeine Flucht machte, daß sich keiner um seinen Feldherrn bekümmerte, sondern einzeln unterzukommen suchte, wo es möglich war. Viele gingen nach Italien zurück, andere flüchteten nach Asien und Afrika. Cäsar machte sich ein Vergnügen daraus, allen Sena-

toren, die sich nun furchtsam bittend zu ihm nahten, Verzeihung und Sicherheit zu bewilligen.

63.

Pompejus Tod.

(48 v. Chr.)

Pompejus floh von Pharsalus mit wenigen Begleitern nach Larissa und durch das oft besungene Thal Tempe, für dessen Schönheiten er jetzt freilich wenig Sinn haben mochte. Eine elende Fischerhütte verbarg ihn die nächste Nacht. Er kam ans Meer, und fand hier ein Handelsschiff, welches ihn nach Amphipolis brachte. Von da segelte er weiter nach der Insel Lesbos. Hier hatte er seine Gemahlin in Sicherheit gebracht. Mit ihr setzte er nach der Küste von Kleinasien über, wo er sich mit vielen seiner Freunde wieder vereinigte. Er bildete sich hier wieder eine kleine Flotte, man kreuzte damit zu den Bundesstädten herum, und trieb Geld ein. Darauf rathschlagte man, wohin man sich wenden solle. Einige riethen, nach dem parthischen Reiche, andere nach Afrika. Die sicherste Hülfe aber hoffte Pompejus in Aegypten zu finden, wo ein junger König herrschte, dessen Vater von ihm ehe-

mals viele Vergünstigungen erhalten hatte. Man steuerte also auf Pelusium los.

Zum Unglück war der junge König jetzt gerade in einer Lage, wo er nicht viel an andere denken konnte. Seine ältere, schöne und sehr herrschsüchtige Schwester Cleopatra stritt mit ihm um die Herrschaft, und Bruder und Schwester standen mit Fußvolk und Reitern gegen einander im offenen Felde. Der König war von Ministern und Hofleuten umgeben, die sich bey seiner Geistesschwäche sehr wohl befanden, und ihn ganz nach ihrem Gefallen leiteten. Als diese Menschen hörten, der große Pompejus wolle zum König kommen, fürchteten sie, ein solcher Rathgeber möchte ihr eignes Ansehen zu Grunde richten. Sie beschlossen daher, dem König gar nichts von Pompejus Gesuche zu sagen, und den letztern ganz abzuweisen. Da fiel es endlich noch einem Griechen, der des jungen Königs Lehrer in der Rhetorik war, ein, daß man nichts besseres thun könne, als den Pompejus ermorden, weil man sich dadurch gewiß bey dem Cäsar sehr beliebt machen würde. Dieser Vorschlag fand Beifall, und einer der Minister bestieg nebst einem ehemaligen römischen Hauptmanne, Namens Septimius, und andern Gefährten ein Boot, um den Feldherrn ans Land zu holen.

Pompejus hatte sein großes Kriegsschiff eine ziemliche Strecke vom Lande vor Anker legen

lassen, und sah nicht ohne Unruhe das kleine unscheinbare Fischerboot heranrudern. Der Minister entschuldigte es mit der Seichtigkeit des Meeres, daß man ihn nur mit einem so kleinen Boote abhole. Pompejus nahm von seiner weinenden Gemahlin Abschied, und stieg mit zwey Hauptleuten, einem Freigelassenen und einem Sklaven in das Boot. Auf der Fahrt bis ans Ufer ward wenig gesprochen. Pompejus redete zwar den Septimius an: „Wenn ich nicht irre, so finde ich in dir einen meiner alten Cameraden wieder.“ Aber der Hauptmann antwortete nur durch ein finstres Nicken. Pompejus zog darauf seine Schreibtafel heraus, und überlas eine kleine Anrede an den König, die er bey seiner Ankunft zu halten gedachte. Endlich stieß der Kahn ans Ufer. Indem Pompejus sich aufrichten wollte, empfing er vom Septimius einen Stich durch den Leib, und in dem Augenblicke drang vom Ufer her noch eine Rotte Mörder mit bloßen Degen auf ihn ein. Ohne einen Laut verhüllte er sich mit seiner Toga das Gesicht, und sank im Boote zu den Füßen seines Freigelassenen Philippus nieder.

Seine treue Gattin sah von ferne den empörenden Auftritt, und brach in ein lautes Geheul aus. Ihr Steuermann aber lichtete alsbald die Anker des Kriegsschiffs, und entriß sie durch eine schnelle Flucht einem ähnlichen Schicksale.

Die Barbaren am Ufer schnitten indessen dem Leichnam den Kopf ab, rissen ihm die Kleider vom Leibe und den Ring vom Finger, und ließen den nackten Rumpf am Wasser liegen. Hier erbarmte sich sein der treue Philippus, er wusch den Leichnam seines Herrn mit Meerwasser ab, wickelte ihn in seinen eigenen Mantel, weil er sonst kein Leichentuch hatte, und baute aus mühsam zusammengesuchten Schiffstrümmern einen kleinen Scheiterhaufen auf. Mit der Asche des verbrannten Körpers trug er sich so lange, bis er eine Gelegenheit fand, sie der Gemahlin seines Herrn zu übersenden.

Drey Tage nachher landete Cäsar an derselben Stelle. Ihm nahten sich die bewußten Minister in tiefster Demuth, und brachten ihm Pompejus Kopf und Siegelring. Von jenem wandte er sich mit Abscheu weg, den letztern aber nahm er an, und betrachtete ihn mit Rührung. Er ließ auch dem Pompejus zu Ehren in Aegypten einen Tempel bauen und eine Säule errichten. Die Minister wurden auf seinen Befehl hingerichtet; der junge König fand bald in einer Schlacht seinen Tod.

64.

Cäsar beständiger Dictator.

(46 v. Chr.)

Ehe Cäsar seine Feinde weiter verfolgte, entschied er erst im Namen Roms den Thronstreit in Aegypten, und zwar zum Besten der Cleopatra, doch erst nach einem halbjährigen blutigen Kriege, indem die ganze Hauptstadt in einem Aufruhr die Parthey des jungen Königs ergriff, und Heer und Flotte der Römer einschloß. Bey dieser Gelegenheit ward er einmal, da er in einem Nachen nach dem Pharus rudern wollte, von lauter feindlichen Schiffen umringt. Er hatte Papiere von Wichtigkeit bey sich, mit diesen sprang er aus dem Kahne ins Meer, und schwamm mit den Füßen und einer Hand eine weite Strekke bis zu den Seinigen hinüber, die andere Hand mit den Schriften hoch empor haltend. In einer andern verzweiflungsvollen Lage, wo er den Feinden seine Flotte Preis gegeben sah, ließ er sie selbst in Brand stecken, um sie dem Feinde zu entreißen. Alle Schiffe und ein Theil der Stadt selbst gingen darüber im Feuer auf. Diese rasche Entschlossenheit in höchster Gefahr haben wenig Helden in einem solchen Grade wie Cäsar besessen.

Nachdem er endlich in Aegypten die ganze

feindliche Partey überwältigt und die Ruhe hergestellt hatte, genoß er noch kurze Zeit des reizenden Umgangs der jungen, feurigen Königin Cleopatra, bis ein Gerücht erscholl, Pharnaces, Mithradats Sohn in Pontus, habe mehrere römische Provinzen in Kleinasien überfallen, erobert, und die Statthalter daraus vertrieben. Mit Blitzesschnelle ließ Cäsar drey Legionen nach Asien aufbrechen, lieferte dem Könige eine Hauptschlacht, zernichtete dessen ganzes Heer, und jagte ihn selbst aus seinem Reiche. Veni, vidi, vici (ich kam, ich sah, ich siegte) war alles, was er von diesem Feldzuge nach Rom schrieb.

Darauf kam er wieder nach Italien (47), ließ sich zum Dictator ernennen, traf schnelle Vorkehrungen zur Verwaltung der Regierung, und machte sich dann rasch wieder auf (Jan. 46), die Pompejaner zu verfolgen, die unter der Anführung zweier achtungswerthen Männer, Cato und Scipio, in Afrika eine ansehnliche Verstärkung zusammengebracht, und an dem numidischen Könige Juba einen mächtigen Bundsgenossen erhalten hatten. Auch hier ward ihm von den überall auflauernden numidischen Reitern der Proviant, und besonders das Futter für die Pferde abgeschnitten; die Feinde thaten einmal einen raschen Ueberfall, und Cäsars Soldaten flohen schon allgemein, als seine Geistesgegenwart zuletzt noch das Lager rettete. Er stemmte sich

laut rufend den Fliehenden entgegen, und jagte sie zurück in die Schlacht. Einen Adlerträger (Fahnenjunker), der im vollen Laufen war, packte er ins Genick, drehte ihn um und schrie: „dort sind die Feinde!“ Endlich geschah ein entscheidender Streich bey Thapsus, das republikanische Heer ward gänzlich vernichtet.

Die Häupter desselben wollten den Untergang der alten Verfassung nicht überleben. Cato und Scipio erstachen sich selbst, Petrejus und der Numidierkönig Juba fochten mit einander, um sich gegenseitig zu tödten, aber Petrejus fiel allein, und nun ließ sich Juba von einem Sklaven erstechen. Numidien ward jetzt römische Provinz. Vieler edlen Römer schonte Cäsar, ja er schrieb nach Rom, er freue sich, daß er jetzt täglich Gelegenheit habe, einigen Feinden Verzeihung und Rettung zu schenken.

Hierauf kam er wieder nach Rom zurück (Jun. 46). Die Freunde des Alten schwiegen unmuthsvoll, der Pöbel legte ihm murrend das zur Last, was die Schuld der Umstände oder auch der schlechten Nebenpersonen war, denen Cäsar aus andern Rücksichten manches nachsehen mußte; seine Freunde endlich — und deren Stimme allein war hörbar — erhoben ihn zum Halbgott, und setzten ihm als solchem wirklich eine Bildsäule. Im Senat sprach natürlich nur seine Partey, und diese ernannte ihn, scheinbar

aus eigenem Antriebe, zuerst, nach der Schlacht bey Pharsalus, zum Dictator auf ein Jahr und zum Consul auf 5 Jahre; hierauf erhielt er die tribunicische Gewalt, das Recht über Krieg und Frieden, das ausschließende Recht, Comitien zusammenzuberufen, und die Besetzung der sämmtlichen Statthalterschaften. Im Jahre 47 ward ihm die Dictatur zuerst erneuert, dann auf 10 Jahre, und zuletzt (45) auf immer, nebst dem Titel Imperator und 72 Lictoren, übertragen. So ward die alte römische Republik allmälig zur Monarchie umgeformt, doch so, daß die alten Namen und Formen noch blieben, und Cäsar war Gebieter fast der ganzen damals den Römern bekannten Erde.

Die unermeßlichen Summen, welche er in allen seinen Kriegen erbeutet hatte, wandte er nun an, das Volk zu belustigen, zu blenden, und von seinen Staatsentwürfen abzulenken. Vier Tage hinter einander fuhr er im strahlenden Triumphwagen im Gefolge seines siegreichen Heers mit großem Gepränge durch die Straßen Roms; er triumphirte nämlich über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und über den Juba. Bey dem ersten Triumphe sah man unter andern Kriegsgefangenen auch den König eines gallischen Volkes, Vercingetorix, bei dem zweiten eine Schwester der Cleopatra, und bey dem vierten Juba's kleinen Sohn gefesselt vor ihm hergehen.

In den öffentlichen Schatz legte er 60,000 Talente (80 Mill. Rthlr.) und 2822 goldene Kränze. Jeder gemeine Soldat aus seinem Heere erhielt ein Geschenk von 5000 Denarien (ungefähr 600 Rthlr.), die Hauptleute das Doppelte, die Obersten das Vierfache, und jeder in Rom ansäßige Bürger eine Mine (20 Rthlr.). Außerdem ließ er aus seinen Magazinen große Vorräthe von Oel und Korn unter das Volk austheilen, und bezahlte für jeden zur Miethe wohnenden Bürger in ganz Rom auf ein Jahr die Miethe. Ist es nun noch wohl zu verwundern, daß er bey so ungeheuren Mitteln solche Zwecke erreichte?

Aber das Volk war auch an Spiele gewöhnt. Cäsar ließ Spiele aufführen, die wochenlang währten, und jeden Tag mit neuen Belustigungen abwechselten. Man sahe Feld- und Seeschlachten; zu den letztern waren geräumige Becken für große Schiffe ausgegraben worden. Auf dem großen Circus fochten einmal 1200 Mann mit 40 Kriegselephanten. Den Beschluß machte ein Gastmahl, desgleichen seit Cäsar wohl nicht wieder gegeben worden ist: das ganze römische Volk ward nämlich auf Cäsars Kosten in 22,000 Zimmern gespeiset, und außer einem Ueberflusse von Speisen ließ er für jedes Zimmer ein Faß Chier- und ein Faß Falerner Wein aus seinem Keller reichen. Der Zusammenfluß

von Menschen am Tage dieses Gastmahls war so groß, daß viele zerdrückt und zertreten wurden.

Außer diesen vorübergehenden Ergötzungen führte Cäsar eine Menge prächtiger Gebäude zur Verschönerung Roms auf, ein Theater, einen Tempel der Venus, und einen ganzen Ring von neuen Häusern rings um das ganze Forum herum. Ja er baute Karthago wieder auf, und legte daselbst eine römische Kolonie an.

Im Senate gab er als Dictator eine Menge sehr heilsamer Gesetze und Verordnungen. Eine wichtige Veränderung traf er mit dem Kalender. Die Römer bedienten sich noch immer bisher der unrichtigen Zeitrechnung des Königs Numa, und diese war nach und nach dergestalt von der wahren Zeit, welche bekanntlich nach dem Umlaufe der Erde um die Sonne bestimmt wird, abgewichen, daß im römischen Kalender der kürzeste Tag in den Februar fiel. Cäsar ließ einen gelehrten griechischen Mathematiker, Sosigenes (~), aus Alexandrien kommen, und einen neuen, bessern Kalender verfertigen, in welchem das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen ward, welche letztern alle vier Jahre einen Schaltag machten. Ganz richtig war auch diese Berechnung noch nicht, daher hat in neuern Zeiten bey einer abermals eingeschlichenen Unordnung dieser Kalender noch einmal geändert werden müssen, wie an seinem Orte er-

zählt werden wird. Cäsars Kalender erhielt übrigens ihm zu Ehren den Namen des Julianischen, und der Monat Julius, der vorher Quintilis (⌣) hieß, ist darin gleichfalls nach ihm benannt worden.

Unterdessen hatte die pompejanische Partey, obgleich zernichtet in Afrika, doch wieder in Spanien ihr Haupt erhoben. In diesem Lande hatte Pompejus immer die meisten Freunde gehabt, und jetzt versammelten seine beiden noch jungen, aber tapfern Söhne daselbst ein ansehnliches Heer unter ihre Fahnen. Cäsar sandte ein Paar Feldherren gegen sie, die ihnen aber nicht gewachsen waren. Er machte sich daher selbst auf, und fand ein so furchtbares Heer, daß er in das größte Gedränge kam, und nach seiner Gewohnheit eilte, durch eine entscheidende Schlacht die Lage der Sachen zu ändern. Das fürchterliche Blutbad geschah bey Munda (März, 45). Hier fingen nach langem Gemetzel seine tapfersten Legionen an zu weichen. Cäsar sprang vom Pferde, lief durch die Glieder, und schrie ihnen zu: „Schämt ihr euch nicht, den Cäsar, euern Feldherrn, zweien Knaben in die Hände zu liefern?" Vergebens, sie flohen unaufhaltsam fort. Da stürzte er mit Schwerdt und Schild wie ein gemeiner Soldat auf die feindlichen Linien los und rief: „So sey denn dieser Tag der letzte meines Lebens!" Das brachte die Legionen wieder zum

Ste-

Stehen; sie fochten mit beispielloser Wuth, bis der blutige Sieg gewonnen war. Cäsar gestand nachher, in der Schlacht bey Munda (es war seine letzte) habe er zum ersten Male für sein Leben gefochten.

Nach der Beendigung dieses Feldzugs kehrte er wieder nach Rom zurück, und hielt einen prächtigen Triumph über erschlagene — Mitbürger.

165.

Cäsars Tod.

(44, 15. März.)

Dieser Triumph mißfiel allen Bürgern, und Cäsar konnte durch die glänzendste Freigebigkeit doch zuletzt die allgemeine Unzufriedenheit nicht unterdrücken, welche seine so wenig verschleierten Anmaßungen erregten. Er schonte jetzt der Eigenliebe der vornehmsten Patricier nicht im Geringsten mehr, er empfing den Senat wie ein Sultan, ohne von seinem goldnen Sessel aufzustehen, vergab alle Staatsämter und Ehrenstellen nach eignem Belieben, ohne Senat und Comitien zu fragen, und führte eine beständige Leibwache von 2000 Mann bey sich. Männer wie

Cicero mußten in demüthigen, schmeichelnden Reden das Leben römischer Bürger von ihm erbitten, oder ihm wie einem Monarchen für erhaltene Verzeihung danken. Er ließ die schöne ägyptische Königin Cleopatra nach Rom kommen, und lebte mit ihr in seinen Palästen und Gärten auf dem vertraulichsten Fuße. Auch sie betrug sich so übermüthig gegen die vornehmsten Römer, daß man eine doppelte Knechtschaft zu empfinden glaubte. Was aber am meisten gegen ihn aufbrachte, war sein sichtbares Streben nach dem königlichen Titel. Seit fünftehalbhundert Jahren war man nun schon der Alleinherrschaft entwöhnt, und wenn gleich die republikanische Verfassung eine Quelle unzähliger Verwirrungen geworden war, so wollten die unruhigen Römer doch lieber unter einer Regierung leben, wo jeder lebhafte Kopf sich Gehör verschaffen, und an der Staatsgewalt Antheil nehmen konnte, als unter einem Könige, der nur Werkzeuge, nicht Mitarbeiter verlangt.

An freier Einsicht fehlte es diesen republikanischen Männern offenbar, allein sie sind durch die Einrichtung der menschlichen Natur entschuldigt. Es geht mit neuen Staatsverfassungen wie mit jeder neuen Erfindung. Man betrachtet sie lange mit Mißtrauen, weil man sie für das Werk eitler Neuerungssucht hält, im Grunde nur auf den Vortheil des Erfinders berech-

net; und ob auch etwas allgemein gutes daran einleuchtet, so steht doch die Bequemlichkeitsliebe an, eine alte Gewohnheit darüber aufzugeben, und der Neid, dem jüngern Erfinder durch das Geständniß zu huldigen. In dem gegenwärtigen Falle besonders urtheilte nur die Leidenschaft. So oft man jene heillose Pöbelherrschaft verwünscht und beseufzt hatte, so sträubte man sich doch jetzt gegen das einzige Mittel, ihr ein Ende zu machen, deswegen, weil der Erfinder dieses Mittels dafür durch die Oberherrschaft belohnt seyn wollte. Sein ganzes großes Werk mußte nun Selbstsucht und Eigennutz heißen; die alte Verfassung war nun doch vortrefflich gewesen, nur einer kleinen Nachhülfe bedürftig, und die Vorfahren hatten so glücklich darin gelebt. Der Unterschied zwischen dem ehemaligen kleinen, armen Rom, und dem jetzigen unermeßlichen, sittenlosen, reichen, ward ganz übersehen. Von einem Monarchen hatte man keinen andern Begriff als den eines Tyrannen. Die Sache war zu neu, als daß man sich darin hätte finden können. Und wie Cato die Lage des Staats für so verzweifelt gehalten hatte, daß ein freier Mann nicht mehr darin leben dürfe, so glaubten andere in des Imperators Ermordung unsterblichen Ruhm zu finden.

M. Brutus und C. Cassius waren ein Paar solche republikanische Schwärmer. Beide

hatten vom Cäsar große Gunstbezeugungen erhalten, beiden hatte er als gefangenen Pompejanern in Afrika das Leben geschenkt, beide hatte er jetzt eben zu Prätoren gemacht, und dem Brutus, den er schon als Knaben um seiner schönen Mutter willen sehr hervorgezogen, hatte er schon für das folgende Jahr das Consulat zugedacht. Dennoch hegten beide im Herzen gegen ihn unversöhnlichen Haß. Auf den Brutus richteten auch insgeheim alle übrigen, welche Cäsars Tod wünschten, besonders Cicero, ihr Augenmerk und ihre Hoffnung. Die gleichgesinnten Gemüther fanden sich endlich im Stillen zusammen, verschworen sich sämmtlich gegen den Dictator, und wünschten nur den Brutus an ihrer Spitze zu haben, denn er war ein tapfrer Feldherr, ein rechtschaffener Mann, beim Volke sehr geachtet, und folglich im Stande, der verwegenen That ein ehrenvolles Ansehen zu geben.

Man reizte ihn zuerst aus seinem Tiefsinn durch allerley Zettel, die er des Morgens auf seinem Prätorstuhle fand. Auf einem stand: „Du bist nicht Brutus.“ Auf einem andern: „Brutus, schläfst du?“ Auch die alte Statue des ersten Consuls Brutus, seines Ahnherrn, der die Tarquinier vertrieben, fand man häufig mit Zetteln beklebt, z. B. „O daß du jetzt lebtest!“ Diese Aufforderungen und Cassius Reden rissen den jungen feurigen Abkömmling des alten

Tyrannenfeindes aus seinem Schlummer; er stellte sich an die Spitze der Verschwörung, und Cäsars Tod ward auf den 15. März beschlossen.

Cäsar war gewarnt, und kannte den verabredeten Tag sogar, doch das Nähere wußte er nicht. Gegen Brutus hatte er besonders nicht den mindesten Argwohn. Indessen hatte er doch auf dringendes Bitten seiner Gemahlin beschlossen, an diesem Tage nicht in den Senat zu gehen. Als ihn aber am Morgen ein Vetter des Brutus besuchte, und ihm vorstellte, er werde den Senat beleidigen, wenn er ihn unverrichteter Sache wieder auseinander gehen lasse, machte er sich doch auf den Weg. Auf der Straße steckte ihm ein warnender Freund noch ein Papier zu, er gab es aber seinem Schreiber in Verwahrung. Als er in das Versammlungshaus gekommen war, die Senatoren gegrüßt, und auf dem goldnen Sessel Platz genommen hatte, stellten sich sogleich die Verschwornen um ihn her, einige dicht hinter seinen Stuhl. Jetzt trat ihn ein gewisser Tullius Cimber mit der Bitte an, seinen verbannten Bruder zu begnadigen. Cäsar weigerte sich. Die Verschwornen traten näher, als wollten sie Fürbitten für den Verwiesenen einlegen. Hierauf ergriff Cimber Cäsars Toga, und zog sie ihm gewaltsam von der Schulter. Dies war das verabredete Zeichen, auf welches sogleich einer, Namens Cas-

ca, von hinten den ersten Dolchstoß that. Er traf aber statt des Halses die Schulter, und verletzte ihn nicht sehr. Cäsar wandte sich rasch zu ihm, schrie: „Verfluchter Casca, was machst du?" und packte ihn am Arme. Aber indem stachen ihn die andern in die Brust, ins Gesicht, und von allen Seiten drangen Dolche auf ihn ein. Die Mörder stachen so hitzig und so unsicher, daß sie sich unter einander selbst verwundeten. Einige Augenblicke vertheidigte sich der Ueberfallene tapfer, als er aber, schon ganz mit Blut bedeckt, noch den Brutus auf sich eindringen sah, rief er wehmüthig: „Auch du, mein Sohn?" verhüllte das Gesicht mit seiner Toga, und sank nach drey und zwanzig Wunden an der Bildsäule des Pompejus nieder, die nicht weit von seinem Sitze stand. Der erschrockene Senat hatte das Ende der blutigen That nicht abgewartet, und als Brutus sich nachher mit einer Rede an ihn wenden wollte, fand er alle Bänke leer *).

*) Den Tag vorher hatten einige Freunde hinter Cäsars Rücken gesprächsweise die Frage aufgeworfen, welcher Tod der beste sey, worauf er, im Schreiben inne haltend, plötzlich eingefallen war: „der unerwartete."

66.

Unruhen nach Cäsars Tode.

(44 — 43.)

Als die schreckliche That in der Stadt bekannt geworden war, verschloß sich jeder Bürger, der etwas zu verlieren hatte, in sein Haus, und erwartete ängstlich, welche Maaßregeln die Verschwornen noch ferner getroffen haben würden. Allein diese Unbesonnenen hatten gar keine getroffen, und betrugen sich jetzt so unentschlossen, daß die Freunde Cäsars bald von allen Seiten hervortraten, und sie mit der größten Erbitterung verfolgten. Alle die Tausende, welche von Cäsars Wohlthaten gelebt hatten, murrten laut gegen den Senat, der die That billigte, und allen Mördern Verzeihung schenkte; und als nun gar der Consul Antonius dem Cäsar ein feierliches Begräbniß und eine rührende Leichenrede hielt, als er ihnen das blutige Unterkleid des Ermordeten zeigte, als er laut verkündigte, man habe Cäsars Testament geöffnet, und gefunden, daß der Todte jedem Bürger 75 Drachmen (15 Rthlr.) vermacht, da ward der Pöbel bis zur Raserey erhitzt, lief wüthend durch die Straßen, schwur allen Feinden Cäsars Tod und Verderben, und zündete das prächtige Senatshaus an, in welchem der Mord geschehen war. Diese Stimmung

benutzte Antonius, sich an die Spitze dieses Haufens zu stellen und durch dessen Hülfe sich zu Cäsars Range emporzuschwingen. Mit einer Leibwache von 6000 Bewaffneten, und unterstützt von allen Soldaten Cäsars, trotzte er dem Senat alles was er wollte ab, und Rom sah jetzt einen furchtbarern Tyrannen in seinen Mauern, als der gewesen war, über dessen Tod man unlängst triumphirt hatte. Cicero erhob zwar mächtig seine Stimme im Senate, aber seine feurigsten Reden dienten zu nichts, als den Antonius nur noch mehr zu erbittern.

Unter diesen traurigen Umständen kam ein junger Mensch von 18 Jahren nach Rom, um auf einmal die Lage der Sache zu verändern. Das war C. Octavius, ein Enkel von Cäsars Schwester Julia, aus dem Ritterstande, dessen Vater bis zur Prätur gestiegen war, und eine Statthalterschaft in Macedonien mit dem Ruhme der Rechtschaffenheit geführt hatte. Cäsar hatte aus Mangel an eignen Söhnen diesen Jüngling adoptirt (wofür derselbe nach römischer Sitte den Namen Julius Cäsar Octavianus annahm), er hatte ihn zum Haupterben seiner unermeßlichen Güter eingesetzt, und ihn kürzlich zum General der Reiterey bey dem Heere in Macedonien ernannt. Von daher kam dieser junge Mann jetzt nach Rom, um die Verlassenschaft seines Großoheims in Empfang zu neh-

men. Er überwarf sich bald mit dem Antonius, streute Geld mit vollen Händen aus, bezahlte jedem Bürger aus seiner Tasche die in Cäsars Testament versprochenen 75 Drachmen, und brachte bald einen größern Anhang, als selbst Antonius hatte, auf seine Seite. Bey dem Senate machte er sich durch ein bescheidenes und höfliches Betragen beliebt, und den Cicero gewann er so sehr durch seine Schmeicheleien, indem er ihn z. B. Vater nannte und ihn immer um Rath fragte, daß der alte erfahrne Staatsmann dem Senat diesen Jüngling als einen vom Himmel gesandten Schutzengel der Republik vorstellte, und ihm zu einem Ansehen verhalf, das er durch eigne Kraft allein wohl nicht erreicht haben würde. Denn alle Geschichtschreiber haben diesem vom Glück so sehr begünstigten Octavian kein anderes Talent zugestanden, als das, die Arbeiten anderer geschickt zu benutzen.

Von hier an beginnt nun eine der thatenreichsten und tumultvollsten Perioden der römischen Geschichte, und aus keiner sind wir zugleich mit besseren Quellen versehen. Allein zur Schonung des Raums und in Erwägung, daß dies Buch nur anlocken, nicht befriedigen soll, wollen wir nur das Wichtigste ausheben.

Antonius gewann sich eine Macht durch seinen Feldherrnruhm und seinen Geist, Octavian durch Geld, Spiele, Versprechungen und Ver-

stellung. Auch mit Meuchelmord wollte ers versuchen; er schickte einige Banditen zum Antonius, sie wurden aber ergriffen und hingerichtet. Darauf eilte Antonius mit seinen bezahlten Legionen nach Gallien, um diese Provinz an sich zu reißen, und dann von dort aus, wie Cäsar, Rom zu überfallen. Der Senat schickt beide damalige Consuln, Hirtius und Pansa, gegen ihn, und Octavian stößt mit seinen Soldaten auch noch dazu. Eine blutige Schlacht geschieht bei Mutina (14. Apr. 43.). Antonius flieht doch beide Consuln bleiben. Octavian hatte sich feig hinter seine dichten Haufen verkrochen. Seine Feinde sagten ihm nach, er habe den einen Consul heimlich selbst in der Schlacht, und den andern nachher durch vergiftete Heilmittel umbringen lassen. Er hatte davon den Vortheil, daß nun das ganze Heer ihm allein gehörte, und wirklich riefen ihn auch die reich beschenkten Soldaten sehr unverdient zum Imperator aus. Allein der Senat verweigerte ihm den nachgesuchten Triumph, und befahl ihm, das Heer der Consuln einem wackern Feldherrn, dem Torquatus, zu übergeben. Diese Geringschätzung erregte seine giftigste Rachsucht, und von Stund an traf er geheime Anstalten, sich mit dem ärgsten Feinde des Senats und der Republik, mit dem Antonius zu vereinigen.

Diesem gelang es unterdessen durch die ihm ganz vorzüglich eigene Gabe, die Herzen zu ge-

winnen, daß er in kurzer Zeit den Lepidus, der als Statthalter von Gallien mit einem zahlreichen Heere jenseit der Alpen stand, auf seine Seite brachte. Der Soldat ließ sein Leben für ihn, denn als Feldherr war er nach Cäsars Tode entschieden der größte Mann seiner Zeit. Daher hatte ihm Cäsar alle seine übrigen Fehler übersehen, und ihn immer vor andern ausgezeichnet. Bey Pharsalus hatte er großen Antheil an Cäsars glücklichem Siege. Man sagt, Cäsar habe sich viele Mühe gegeben, ihn von seinem unordentlichen, ausschweifenden Leben zurückzubringen, und ihn zu einer Heyrath mit einer gebieterischen Frau bewegt. Allein die allzufrühe Verführung durch schlechte Gesellschaft hatte ihn schon so sehr verderbt, daß alle Mittel, ihn zu bessern, verloren waren. Nur im Unglücke zeigte sich noch zuweilen die angeborne Heldenkraft seines Geistes, und da gab er Beispiele von Standhaftigkeit und Besonnenheit, die wahre Hochachtung für ihn erweckten.

Jetzt nun marschirte er mit dem Lepidus an der Spitze eines Heeres auf Rom los. Hier hatte sich Octavian dem ganzen Senat zum Trotze durch Hülfe seiner bewaffneten Legionen zum Consul gemacht (22. Sept. 43). Er ward nun mit diesen Legionen dem Antonius entgegen gesandt, und was that der Hinterlistige? Er vereinigte sich mit dem Feinde, und schloß nach ei-

ner dreitägigen Unterredung bey Bologna mit dem Antonius und Lepidus einen Bund, kraft dessen diese neuen Triumvirn sich in die Herrschaft des ganzen römischen Reichs theilten (27. Nov. 43). Um sich in dieser mißlichen Herrschaft zu behaupten, wollten sie ihre gegenwärtigen Truppen in ihrem Solde behalten, die republikanische Partey durch einen gemeinschaftlichen Bürgerkrieg vertilgen, und nach Beendigung dieses Krieges sie entlassen, und ihnen achtzehn der besten Städte Italiens, aus denen die Einwohner vertrieben werden sollten, zu Wohnsitzen anweisen. Die Soldaten jubelten, als man ihnen den Plan vorlegte, nur verlangten sie, daß die Triumvirn zu mehrerer Sicherheit das Bündniß noch durch gegenseitige Verschwägerungen befestigen möchten. Das geschah, und Octavian heirathete eine Stieftochter des Antonius.

Aber in diesen verwilderten Zeiten, wo Soldatengewalt alles galt, wäre das ein schlechter Soldat gewesen, der für weniger Gehalt gedient hätte, als jetzt ein Major erhält. Hauptleute und Obersten forderten Hunderttausende. Woher sollten nun die Dreimänner diese unermeßlichen Summen für ihre drey zahlreichen Heere nehmen? Daher, von wo Sulla einst seine Schätze nahm, aus Proscriptionen und Hinrichtungen. Unter dem Vorwande, an Cäsars Ermordung Theil gehabt, oder sich darüber gefreut zu haben,

wurden die reichsten Römer in eine Aechtungsliste eingetragen. Jeder der drey Verbündeten schrieb seine Feinde im Senate dazu, und man denke! sie brachten 300 Senatoren und 2000 Ritter zusammen, die alle sterben sollten, damit die Soldaten von ihrem Gelde und ihren verkauften Gütern bezahlt werden könnten. Antonius schrieb Cicero's Namen oben an, und Octavian setzte seinen eignen Vormund darunter. Lepidus und ein anwesender Unterfeldherr Munatius Plancus hatten nichts dagegen, daß ihre leiblichen Brüder mit aufgeschrieben wurden, und auf Octavians Vorschlag ließ Antonius auch einen alten braven Oheim mit durchgehen. Was für Menschen!

So weit waren die Herren in Richtigkeit, ohne daß die unglücklichen Einwohner Roms ahnten, was ihnen bevorstand. Ein starkes Commando erlesener Veteranen, welches mit einer Bekanntmachung des ganzen Vertrags und mit den Proscriptionslisten an den Senat geschickt wurde, öffnete ihnen zuerst die Augen. Es war in den Abendstunden, als die Soldaten nach der Hauptstadt kamen. Ihnen begegneten gerade auf der Straße viere der aufgeschriebenen Senatoren. Sogleich wurden diese niedergemacht, und nun nahm das Morden seinen Anfang. Mancher unschuldige Mann, der noch vergnügt mit den Seinigen zu Abend gegessen hatte, sah we-

nige Stunden nachher sein Haus von Wache umringt, die Thür erbrochen und die Dolche auf sich gezückt. Ein allgemeines Schrecken lief durch die Stadt, weil man noch gar nicht wußte, was das Getümmel bedeute. Die Dunkelheit der Nacht, die hie und da ausbrechenden Feuer, das Geschrey der Verfolgten und das Kreischen und Jammern der Weiber und Kinder machten diese Nacht zu einer der schrecklichsten, die Rom je erlebt hatte. An den folgenden Tagen hielten die Triumvirn selbst ihren Einzug in die Stadt, jeder an der Spitze einer Legion. Täglich wurden nun neue Proscriptionslisten ausgegeben. Die Mörder erhielten eine Belohnung von 5000 Thalern für jeden abgeschlagenen Kopf, Sklaven das Bürgerrecht. Dies fachte in einem einzigen Augenblicke tausendfältig die italiänische Mordlust an. Die Fußböden der Schlafgemächer und das Pflaster der Straßen klebten von Blut, und recht berühmte Häupter prangten auf Pfähle gespießt vor der Rednerbühne.

Aber mitten unter diesen Scenen der Unmenschlichkeit glänzen auch — von der treuen Geschichte aufbewahrt zum ewigen Gedächtniß — viele schöne Züge von Aufopferung und Treue, selbst bey Sklaven. Viele dieser braven Menschen starben lieber auf der Folter, ehe sie den Aufenthalt ihrer geflüchteten Herren verriethen. Einer sogar, den sein Herr vor einiger Zeit hatte

brandmarken lassen, rettete jetzt diesen Herrn vom Tode. Ein anderer begleitete den seinigen auf der Flucht, verbarg ihn in ein Gehölz am Flusse, und entfernte sich dann, um ein Schiff aufzusuchen. Als er zurückkommt, sieht er schon seinen Herrn von der Wache umringt und durchbohrt vom Schwerdte des Hauptmanns hinsinken. „Herr, ruft er, athme noch einen Augenblick!" und so stößt er den Hauptmann nieder. „Du bist gerächt!" ruft er wieder, und ersticht sich selbst. Den Senator Ventidius legte sein treuster Sklave vor den Augen aller Mitsklaven in Fesseln. Aber in der folgenden Nacht verschaffte er ihm eine Hauptmannskleidung, verkleidete sich selbst mit mehreren Cameraden als Soldat, und so zogen sie zusammen aus der Stadt, als ob sie selbst auf Mord ausgingen. Einmal übernachteten sie mit einer Mörderschaar in einem Hause, welche ihnen sagte, daß sie jetzt dem Ventidius auf der Spur sey. „So? sagten jene; den suchen wir auch." — Durch manche ähnliche List retteten die treuen Diener ihren Herrn glücklich nach Sicilien.

Ein anderer Sklave stellte sich den einbrechenden Mördern in der Kleidung seines Herrn entgegen. Sie wollten schon zustoßen, als ein anderer Sklave schrie: „der ists nicht, ich will euch den wahren Herrn, der sich versteckt hat, nachweisen." Er that es, und der Herr ward wirk-

lich ermordet. Aber kaum erfuhr das Volk diesen Vorfall, als es im Tumulte auf das Haus losging, und nicht nachließ, bis der Verräther gekreuzigt, und der treue Sklave mit der Freiheit beschenkt war.

Mehrere der Geächteten wurden durch die Treue ihrer Frauen gerettet. Für den aufgeschriebenen Oheim des Antonius ging Antonius eigene Mutter vor den Richterstuhl der Triumvirn, und sagte ihnen mit edlem Eifer, daß sie den Geächteten in ihrem Hause habe, und entschlossen sey, mit ihm zu sterben, wenn man ihn nicht freilasse. Ein braver Sohn fuhr seinen Vater als Leiche zum Thore hinaus, und gab vor, er habe sich selbst ermordet. Draußen aber machte er ihn frey, und begleitete ihn treulich in die Verbannung. Oppius, ein edler Jüngling, trug seinen Vater, einen abgelebten Greis, auf seinen Schultern durch halb Italien. Erst lange nachher ward die edle That bekannt, aber das Volk wurde davon so gerührt, daß es den jungen Mann zum Aedil erwählte. Weil er aber zu arm war, um die gewöhnlichen Spiele zu geben, so vereinigten sich Künstler, Handwerker und Tagelöhner, unentgeltlich ein vollständig ausgeziertes Theater zu bauen, und die Zuschauer warfen so reichlich Geld auf die Bühne, daß der junge Aedil durch seine Spiele sich bereicherte, anstatt daß andere durch die ihrigen verarmten.

Rhe-

Rheginus, einst Statthalter und Feldherr, stahl sich in der Hülle und mit dem geschwärzten Gesichte eines Kohlenführers aus der Stadt, indem er einen Esel mit Kohlen vor sich her trieb. Dennoch erkannte ihn ein Soldat. Der Mensch hätte sich mit der Entdeckung 5000 Thaler verdienen können, aber er war brav. Er rief ihm halblaut zu: „glückliche Reise mein General!“ und ließ ihn still vorübergehen.

67.

Cicero's Tod.

Vor Chr. 43.

So glücklich war der große Redner Cicero nicht. Er befand sich eben mit seinem Bruder Quintus auf seinem tusculanischen Landgute, als er die Nachricht von seiner Aechtung erfuhr. Furcht und Angst raubten ihm bey dieser Zeitung alle Besinnung. Anfangs beschlossen beide Brüder, zur See nach Macedonien zu flüchten, und ließen sich zu dem Ende nach Astura, einem Landgute zwischen Antium und Circeji bringen. Allein zu der weitern Reise fehlte es ihnen an Gelde. Der beherztere Quintus entschloß sich daher, sich nach Rom zu schleichen, und dort et-

was aufzutreiben. Er erreichte zwar sein Haus, ward aber doch verrathen, und alsbald fand sich Wache ein. Sein Sohn trat den Mördern entgegen, und schwur, er wisse nicht, wo sein Vater sey. Aber damit nicht zufrieden, legten sie den Jüngling auf die Folter, um durch Quetschen, Brennen und Schneiden ein Geständniß hervorzulocken. Mit Entsetzen hörte der versteckte Vater das halb verbissene Stöhnen und Aechzen des Gemarterten: die väterliche Liebe überwältigte die Furcht, er sprang hervor, um seinen Sohn zu retten. Allein die gefühllosen Mörder stießen Sohn und Vater nieder.

Der ältere Bruder irrte unterdessen muthlos und unentschlossen an der Küste umher. Er ließ sich zu Schiffe bringen, gab aber bald wegen seiner Kränklichkeit die Seereise wieder auf. Bald wollte er zum Brutus, bald zum jüngern Pompejus flüchten, bald gar in der Angst seines Herzens vor dem Octavian einen Fußfall thun. Endlich ließ er sich auf sein drittes Landgut, bey Cajeta, bringen. Hier erreichten ihn die Kundschafter endlich, ein Hauptmann, Popilius Länas, dem er einmal vor Gericht durch eine Rede das Leben gerettet hatte, und Herennius, ein Officier, nebst mehreren Soldaten. Bey der Nachricht von ihrer Ankunft ließ er sich in einer Sänfte forttragen, aber ein Freigelassener verrieth den Mördern die Spur; sie holten ihn ein,

und als er eben den Kopf zur Sänfte herausstreckte, hieb ihm Popilius dreimal in den Hals, und brachte den Kopf, der einst so hell gedacht, und die rechte Hand, die so viel treffliches geschrieben, im Triumphe zum Antonius, der den zehnfachen Preis dafür bezahlte, und den Kopf auf seiner Tafel prangen ließ, seiner rachsüchtigen Gemahlin Fulvia zur Freude, die die Zunge, die vielleicht auch ihrer nicht geschont, mit glühenden Nadeln durchstach. Hierauf ließen sie Kopf und Hand vor der Rednerbühne aufstecken, deren Zierde der Todte so oft gewesen war.

68.

Dritter Bürgerkrieg.

Vor Chr. 42.

Die Triumvirn fuhren unterdessen immer fort, reiche Bürger zu ächten, und zogen alles öffentlich niedergelegte Geld an sich, um die Summen herauszubringen, die sie brauchten. Da sie aber zugleich so erstaunlich viel wieder verschwendeten, so wurden diese Summen immer nicht voll. Da fielen sie darauf, auch die reichen Frauen zu proscribiren, die mit Cäsars Mördern verwandt waren oder seyn mußten, doch so, daß

bloß ihre Güter eingezogen seyn sollten. Das veranlaßte eine seltsame Erscheinung. Vierzehnhundert Frauen nämlich, die alle proscribirt waren, zogen in geschlossenen Gliedern auf den Markt, machten sich Platz durch alle Wachen, und stellten sich vor den Richterstuhl der Triumvirn. Eine derselben, die Tochter des Redners Hortensius, hielt im Namen aller eine nachdrückliche Rede über die Ungerechtigkeit der Weiberächtung, und brachte es doch wenigstens dahin, daß sich die Herren mit der Auspfändung von 400 statt 1400 dieser Frauen begnügten.

Während dieser Gräuel in Rom hatten Brutus und Cassius, die Häupter der republikanischen Partey, in Griechenland und Asien eine große Macht zusammengezogen. Mit dieser also bekamen es die Triumvirn jetzt zu thun. Antonius und Octavian schifften sich demnach mit ihren Truppen ein, und suchten die Republikaner in Macedonien auf. Hier kam es bey der Stadt Philippi zu einer Schlacht (Dec. 42) in der Antonius — denn Octavian blieb weislich zurück — mit so vieler Geschicklichkeit und Thätigkeit kommandirte, daß er den Feind in die größte Verwirrung brachte. Doch verdankte er seinen Sieg eigentlich einer von jenen unerklärlichen Fügungen, die wir Zufall nennen, indem Cassius durch ein Mißverständniß sich viel zu früh verloren gab, und sich, um sein vermeintes Unglück

nicht zu überleben, von einem seiner Freigelassenen erstechen ließ.

Fast eben so ging es am folgenden Tage, als das Treffen erneuert wurde. Hier ward Brutus ganz von seinen Truppen abgeschnitten, und da er keine Möglichkeit vor sich sahe, sein Lager zu erreichen und der Gefangenschaft zu entrinnen, so stürzte er sich selbst in sein Schwerdt. Seine Truppen ergaben sich nun unbedenklich dem Antonius.

Man brachte den Leichnam den Siegern. Antonius betrachtete ihn mit Rührung, Octavian dagegen ließ ihm den Kopf abschneiden, und diesen Kopf nach Rom bringen, wo er an Cäsars Bildsäule verfaulen sollte. Antonius aber sendete die Asche des übrigen, feierlich verbrannten Körpers der Mutter des Brutus, Servilia, zu, die die theure Urne noch lange mit ihren mütterlichen Thränen benetzte.

69.

Cleopatra.

(41 v. Chr.)

Mit Brutus und Cassius Tode war die republikanische Partey im Osten vernichtet. Jetzt

war noch der junge Sextus Pompejus übrig, der Sicilien und die benachbarten Inseln besetzt hielt. Gegen ihn erbot sich Octavian zu ziehen, indeß Antonius zur Einrichtung der orientalischen Provinzen in Griechenland und Asien zurückbleiben sollte. Lepidus, der dritte Triumvir, hatte während des Krieges in Macedonien Italien gedeckt.

Der sinnliche Antonius und der träge Lepidus würden sich jetzt vielleicht nicht weiter gehindert, und an keine Trennung gedacht haben, allein Octavians Begierde beschränkte sich so willig nicht. Er hatte die Bekämpfung des jungen Pompejus vornehmlich darum auf sich genommen, um dem Mittelpunkt der römischen Herrschaft näher zu seyn, und so die Gelegenheit abzuwarten, wo er sich, wie einst sein Oheim, der beiden Mitherrscher entledigen könnte. Sein Plan gelang ihm wunderbar durch drey einfache Mittel, durch schlaue Verstellung, durch kluge Rathgeber und Generale, und durch die Fehler seiner Gegner.

Am meisten gewann er schon dadurch vor dem unendlich kräftigern Antonius voraus, daß er seine Unziemlichkeiten im Stillen trieb, während Antonius sich durch öffentliche Ausschweifungen verhaßt machte, und seiner Unenthaltsamkeit kein Ziel zu setzen wußte, so lange es ihm gut ging. Es ist kaum glaublich, welchen Aus-

gelassenheiten sich dieser Feldherr mit seinen Soldaten in Griechenland und Asien überließ. In Ephesus zog er als Bacchus ein, die Bürger und ihre Töchter kamen ihm, als Satyrn und Bacchantinnen verkleidet, mit Schläuchen und Thyrsusstäben entgegen, und sein Aufenthalt bey ihnen war ein immerwährendes Trinkgelag. Uebrigens entschied er mit unumschränkter Vollmacht in den Provinzen. Könige standen vor seiner Thür und empfahlen sich seiner Gnade. Seine Agenten trieben in allen Städten ungeheure Steuern ein, und es ist kaum zu begreifen, woher diese so oft ausgesogenen Länder noch immer die neuen Abgaben genommen haben können. Er selber schien es gar nicht einmal zu wissen, wie unmenschlich er die Unterthanen drücke. Ein dreister Stadtverordneter sagte einmal zu ihm: „Asien hat dir nun schon zweimalhunderttausend Talente (270,000,000 Rthlr.) gegeben. Hast du diese Summe nicht erhalten, so fordre sie von denen, die sie bekommen haben; hast du sie aber wirklich erhalten und schon verthan, so sind wir alle zu Grunde gerichtet.“ Die Antwort des Antonius wissen wir nicht, aber er soll doch durch diese Vorstellung gerührt worden seyn.

Als er in Cilicien war, kam er auf den Einfall, die reizende Königin Cleopatra, einst Cäsars Geliebte, aus Aegypten zu sich kommen zu lassen, um sie dafür zur Verantwortung zu ziehen, daß

sie den Cassius unterstützt habe. Dieser Ruf war der Cleopatra sehr erwünscht, sie hatte sich längst von Antonius Charakter unterrichtet; er war der größte römische Feldherr und der größte Weiberfreund — so hoffte sie durch ihn vielleicht das Ziel zu erreichen, von welchem Cäsars früher Tod sie wieder entfernt hatte, Beherrscherin der Römer zu werden.

Sie kam zu Schiffe nach Cilicien, und hielt ihren Einzug in Tarsus auf dem Cydnusflusse, sitzend in einem prächtigen Fahrzeuge mit silbernen Rudern, das Hintertheil vergoldet, die Segel von Purpur. Eine liebliche Musik begleitete den Takt der Ruder, und eine Menge schöner Knaben und Mädchen, als Liebesgötter gekleidet, folgten auf den begleitenden Kähnen, oder umtanzten ihre Gebieterin, die in der Gestalt der Venus vor allen hervorstrahlte. Sie war damals fünf und zwanzig Jahre alt, feurig und schön, und von jedem Schmuck der Kunst unterstützt. Die Einwohner von Tarsus und den benachbarten Städten drängten sich in unzählbaren Schaaren auf die Brücken und ans Ufer, den Götterzug mit anzusehen, und überall riefen jubelnde Stimmen: „Venus kehrt beim Bacchus ein!“

Sie verfehlte ihren Zweck nicht. Mit Witz und Scherz, mit Verstand und Geschmack, und mit tausend angenehmen Gaukeleien nahm sie

den entzückten Feldherrn so ein, daß er von diesem Tage an, ganz von Liebe und Wonne berauscht, nichts anders dachte, als sie, und für niemand lebte, als für Cleopatra. Schmausereien und Lustbarkeiten, in deren Anordnung immer einer den andern zu übertreffen suchte, waren das Hauptgeschäft des Tages. Einmal wetteten sie, wer von beiden die kostbarste Mahlzeit geben würde. Antonius ließ die theuersten Leckerbissen anschaffen; die Königin bewirthete ihn einfach, bis auf einen einzigen Trunk, der eine Million Gulden nach unserm Gelde kostete: es war eine Perle in Essig aufgelöset, die wegen ihrer seltenen Größe diesen Werth gehabt hatte.

Mit jedem Tage mehr vergaß Antonius seine Würde und seinen Beruf in Asien, und endlich zog er gar mit der Cleopatra nach ihrer Hauptstadt Alexandrien. Hier ertränkte sie ihn völlig in Lustgelagen und Wollüsten. Die Schmausereien gingen täglich fort. Ein Fremder gerieth einmal in die Küche des Antonius, und sahe unter vielen andern Zubereitungen auch acht wilde Schweine an Spießen braten. Er erstaunte, und meinte, es müsse heut wohl große Gesellschaft da seyn. „Nein, sagte ihm ein Koch, der Gäste sind etwa zwölfe, allein jedes dieser Schweine ist immer etwas später aufgesteckt worden, damit wir zu der Zeit, wo die Herrschaften befehlen, gerade das aussuchen können, welches in

dem Augenblick just den höchsten Punct des Wohlgeschmacks erreicht hat, der, wenn es länger stekken bleibt, vorübergeht." —

70.

Octavia.

(40—32.)

Während dieser Belustigungen des sorglosen Feldherrn fielen die Parther in die asiatischen Provinzen ein, und in Rom selbst war ein Aufruhr entstanden, der ihm die größte Gefahr drohte. Das riß ihn aus seinem Schlummer. Gegen die Parther sandte er einen geschickten Unterfeldherrn, und nach Italien brach er selbst mit der Flotte auf. Hier ward er anfangs feindselig aufgenommen; seine eigene Gemahlin Fulvia, eifersüchtig auf Cleopatra, hatte den Octavian gegen ihn aufgereizt, um ihn dadurch zur Rückkehr nach Rom zu zwingen. Octavian indessen, der jetzt noch nicht alle seine Pfeile gespitzt hatte, ließ sich leicht vom Volke zu einer Aussöhnung mit Antonius bewegen, rieth ihm aus guten Gründen wieder nach Asien zurückzugehen, und schob die Schuld der Zwietracht auf Fulvien, die zum Glück so eben gestorben war. Zugleich

verfügten die Triumvirn eine neue Theilung der Provinzen, Antonius behielt sich die Morgenländer, Octavian die Abendländer vor, und den trägen Lepidus schickten sie nach Afrika.

Das ganze Volk freute sich innig der neuen Eintracht, und wünschte ihr nur eine sichere Dauer. Zu diesem Ende bewegte man die drey Gewalthaber, sich auch mit dem jungen Pompejus auszusöhnen, und ihm den ruhigen Besitz von Sicilien, Sardinien und Corsica zu lassen. Vor allen aber ward ein allgemeines Verlangen laut, den Antonius durch eine Vermählung mit Octavians Stiefschwester, der schönen und tugendhaften Octavia, aus den Netzen der buhlerischen Cleopatra befreit zu sehen. Die Vermählung geschah, und alle Welt nahm an der Freude der Hochzeitgäste Theil. Die schönsten Hofnungen gingen in aller Herzen auf.

Und wirklich schien Antonius guter Geist ihm hier zum letzten Male in der Gestalt der edlen Octavia freundlich zur Seite zu treten. Sie war jünger und schöner als Cleopatra, von sanftem Charakter und gebildetem Geiste, die Wittwe eines edlen Römers, Marcellus, der zu früh gestorben war, und ihr drey liebenswürdige Kinder hinterlassen hatte. Antonius nahm Octavien mit nach Griechenland, wo sie ihm eine Tochter gebar. Er fühlte zum ersten Male etwas von häuslicher Glückseligkeit, und widmete sich

wieder ernsthaft den Geschäften. Sein Feldherr Ventidius schlug unterdessen die Parther, und alles ging gut. Da entspannen sich wieder neue Streitigkeiten mit Octavian in Rom. Antonius ging zu Schiffe, und landete mit der Flotte bey Tarent. Jetzt ward Octavia Vermittlerin. Mit ihrer hinreißenden Beredsamkeit versöhnte sie Bruder und Gemahl, und schenkte „mit sanft überredender Bitte" dem Vaterlande den Frieden, statt eines neuen blutigen Bürgerkrieges. Hier, sagt der alte Plutarch, sah man eins der schönsten Schauspiele, ein großes Heer zu Lande in ruhiger Ordnung, ihm gegenüber eine starke Flotte am Gestade still liegend, und eine Menge von Freunden aus beiden Heeren, die einander entgegen gingen, und sich nach langer Trennung umarmten. Beide neu versöhnte Freunde gaben sich gegenseitig prächtige Gastmähler, und hierauf ging Antonius wieder nach Asien zurück, Octavia aber reisete diesmal mit ihrem Bruder nach Rom, um hier ihres Gemahls Andenken in Liebe zu erhalten.

Er war der treuen Liebe nicht werth, der Undankbare. Kaum näherte er sich wieder den asiatischen Küsten, so kehrten alle hier einst mit Cleopatra genossene Freuden wieder in sein Gedächtniß zurück; die alte Sehnsucht erwachte wieder, und, seiner edlen Gemahlin vergessend, sandte er hin nach Aegypten, und ließ die Königin zu

sich holen. Noch mehr, er schenkte ihr ganze römische Provinzen, um deren Eroberung einst so viel Blut geflossen war, Phönicien, Cölesyrien, Cilicien, die Insel Cypern und ein Stück von Palästina und Arabien. So sehr kann Leidenschaft einen klugen Mann bethören.

Aber die Heldenkraft schwindet nicht auf einmal. Noch ermannte er sich wieder, um gegen die Parther zu ziehen; ein höchst mühsamer und beschwerlicher Zug, der bey aller Tapferkeit seiner Soldaten, die ihr Leben für ihren Feldherrn ließen, nicht gut ablief. Das Heer kam sehr geschwächt zurück, und Antonius war äußerst niedergeschlagen. Da kam Cleopatra wieder zu ihm mit Schiffen und Geld, und von dieser Zeit an schien der Liebesrausch sein ganzes Gemüth verwirrt zu haben. Er achtete selbst des Ungewitters nicht, das sich von Rom aus über ihn zusammenzog; nichts konnte den sinnlichen Taumel unterbrechen, in welchem er Tage und Nächte mit seiner Afrikanerin verschwelgte.

Da machte sich Octavia auf, ihn zu besuchen. Die Nachricht war ihm ein Donnerschlag. Er schrieb ihr, sie möchte nur in Athen bleiben, er habe jetzt einen Feldzug gegen die Parther beschlossen. Sie gehorchte, und blieb mit ihren Kindern in Athen. Octavian rieth ihr, den Schimpf nicht zu erdulden, sondern nach Rom zu ihm zurückzukehren. Aber sie war nicht zu

bewegen, sich von ihrem unwürdigen Manne zu scheiden. „Wenn du mich nicht sehen willst, schrieb sie ihm, so melde mir wenigstens, wohin ich das Geld und die Truppen und die vielen Kleidungsstücke und Waffen schicken soll, die ich für dich mitgebracht habe, und womit ich dich überraschen wollte.“ Antonius war nicht gefühllos für soviel Edelmuth, allein Cleopatra ließ ihn nicht zur Besinnung kommen. Sie stellte sich krank, zeigte ihm verweinte Augen, und ihre Kammerfrauen mußten ihn versichern, daß sie gewiß sterben werde, wenn er seine Liebe von ihr wende. Bestochene Schmarotzer mußten ihm beweisen, daß Cleopatra eigentlich seine rechtmäßige Gemahlin sey, daß sie ihm zu Liebe ihren guten Namen und ihre königliche Ehre Preis gegeben habe, und daß Octavia eigentlich nur durch einen Handelsvertrag mit ihm vermählt worden, daß sie die edelmüthige Rolle nur auf ihres Bruders Eingebung spiele u. s. w.

Antonius ging jetzt so weit, seine Provinzen unter die beiden Söhne zu vertheilen, die er mit der Cleopatra erzeugt hatte. Dadurch reizte er den Unwillen des römischen Volks aufs äußerste. Octavian, der durch seine Feldherren den Pompejus ganz besiegt, und dem Lepidus alle Macht genommen, sich selbst aber durch das vorsichtigste Betragen Vertrauen erworben hatte, ging nun muthig auf seinen letzten Nebenbuhler los. Er

klagte ihn im Senate an, und Antonius ward durch ein Staatsdekret des Triumvirats unwürdig und für einen Feind des Vaterlandes erklärt, der Cleopatra aber, als seiner Verführerin, ward der Krieg angekündigt.

Nun kam es auf das Glück der Waffen an, ob Cleopatra oder Octavian über die Römer herrschen sollte. Mit Freuden gab sie zu dem Kriege Geld und Schiffe her, ging dem Antonius nicht von der Seite, und brachte ihn dahin, daß er seine edle Gemahlin in Rom aus seinem Hause werfen ließ (32). Octavia ging mit Thränen: ihre Kinder nahm sie alle mit, und als Antonius und Cleopatra gestorben waren, nahm sie auch deren Kinder noch zu sich, erzog sie zu der hohen Tugend, die sie selbst besaß, und alle wurden in der Folge berühmte und achtungswerthe Männer und Frauen, denn der Geist einer edlen Mutter ruht segenreich auf Kindern und Kindeskindern *).

*) „Ich halte es für unstreitig, sagt der würdige Schweizer Iselin, wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist; wie fast alle, die diesen Vortheil

71.

Vierter Bürgerkrieg.

Vor Chr. 31—30.

Während die größte Gefahr über den Antonius hereinbrach, verjubelte er den Winter mit seiner geliebten Cleopatra in Samos. Dennoch war er gerüstet, dem Octavian entgegen zu gehen, als dieser mit einer zahlreichen Flotte in die See ging, und die Anker in der Gegend von Actium an der griechischen Küste, unter Epirus, auswarf. Octavian ließ ihm Zeit genug, sich zu sammeln, denn er lag eine geraume Zeit unthätig auf der See. Antonius sah ein, daß er nur zu Lande seinem Gegner überlegen sey; seine eignen Truppen wünschten eine Landschlacht, und die erfahrensten Generale riethen gleichfalls dazu, und baten ihn, die Cleopatra zu entfernen. Allein Cleopatra wünschte eine Seeschlacht, und wider seinen Willen gab der schwache Antonius ihren Bitten nach.

So ward denn also zur See die berühmte **Schlacht bey Actium** (2. Sept. 31) geliefert, eine

genossen haben, ihn niemandem schuldig gewesen sind als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet."

eine der folgenreichsten in der Geschichte. Die Truppen des Antonius fochten, trotz ihren ungeschickten Schiffen, mit unerschütterlicher Tapferkeit, als plötzlich eine ganz unerwartete Erscheinung sie alle außer Fassung brachte. Cleopatra gab nämlich in einem Anfall von Furchtsamkeit, mitten im Gefechte, als noch nichts entschieden war, ihren Aegyptern Befehl, nach Hause zu fliehen, und so sahe man sechzig Schiffe mit vollen Segeln aus dem Treffen umkehren, und die andern mit in Verwirrung bringen. Die Feinde erstaunten bey dem Anblicke, und Antonius, anstatt die Treulose zu verachten, wollte sie nicht lassen, eilte ihr heimlich auf einer Galeere nach, und ließ sich, als er sie erreicht hatte, in ihr Schiff aufnehmen. So flohen sie beide nach Aegypten zu. Die braven Soldaten aber, die in der Hitze der Schlacht ihren Feldherrn nicht sogleich vermißten, fochten tapfer bis an den Abend, da sie sich denn dem Octavian ergaben. Das Landheer, welches dem Antonius die verlorne Seeschlacht wieder einzubringen hoffte, wartete sehnsuchtsvoll sieben Tage lang auf ihn, allein da er immer nicht erschien, gingen sie zuletzt alle ohne Schwerdtstreich zum Sieger über.

So unrühmlich trat Antonius von dem erhabenen Schauplatze der Römerherrschaft ab, und überließ ihn seinem Nebenbuhler, bloß aus Liebe zu einem Weibe, das ihn eigentlich niemals wie-

der geliebt hatte, ja die ihn jetzt leicht selbst dem Octavian ausgeliefert haben würde, wenn dieser sich nicht gar zu kalt und stolz gegen sie betragen hätte. Da indessen noch eine ziemliche Anzahl ägyptischer Truppen sich zum Antonius geschlagen hatte, so hielt sie es für politisch, sich noch eine Weile gegen Antonius freundlich zu stellen, und er selbst, nachdem er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, überließ sich mit seinem gewöhnlichen Leichtsinne wieder den ehemaligen Wollüsten. Aber im folgenden Jahre erweckte ihn Octavian aus seinem Taumel wieder, indem er mit einer weit überlegnen Macht vor Alexandrien rückte, um den Krieg nun völlig mit Aegyptens Eroberung und der Gefangennehmung des Antonius und der Cleopatra zu beendigen.

Antonius forderte ihn zum Zweikampfe heraus, erhielt aber eine verächtliche Antwort. Darauf stellte er seine Truppen in Ordnung, aber ach! er sahe mit Schmerz und Schrecken, daß eine Legion nach der andern zum Octavian überging. Ganz verlassen eilte er nun nach dem Schlosse, um bey der geliebten Freundin Schutz zu suchen, aber sie wartete nicht auf ihn, sondern sobald sie den unglücklichen Ausgang von ferne gesehen hatte, floh sie in ein Begräbnißhaus, dessen Zugänge sie fest verschließen ließ, und dem Antonius mußten ihre Diener sagen,

sie sey gestorben. Diese Nachricht brachte ihn zur Verzweiflung. Er stieß sich den Degen durch den Leib, allein die Wunde war nicht gleich tödtlich. Die Leute hatten Mitleid mit ihm, und sagten ihm, Cleopatra lebe noch. Da bat er, daß man ihn zu ihr bringen möchte. Es geschah, und nach langen Zuckungen hauchte er zu ihren Füßen das Leben aus.

An demselben Tage hielt Octavian seinen Einzug in Alexandrien. Er ließ den Antonius prächtig begraben, besuchte die Cleopatra, und stellte sich sehr freundlich gegen sie, damit sie seine Absicht nicht merken sollte, sie gefangen nach Rom zu schicken, und im Triumphe mit aufzuführen. Sie errieth aber dennoch seine Gedanken, und kam ihm durch ein schnelles Gift zuvor. In einem Briefe bat sie ihn, sie bey dem Antonius begraben zu lassen. Octavian schöpfte Verdacht, und sandte sogleich nach ihrem Zimmer, aber man fand sie schon todt, im königlichen Schmucke auf dem Ruhebette liegend, und zwey Kammerfrauen, davon die eine noch röchelte, zu ihren Füßen.

So hatte sie wenigstens als Königin sterben, und ihren Ruf bey der Nachwelt retten wollen.

72.

Rom eine Monarchie.

(seit 30 v. Chr.)

Die gehäuften Schreckensscenen und bürgerlichen Kriege hatten jetzt allmälig die Gemüther der römischen Bürger so zahm gemacht, daß Octavian nach seinen Siegen in Rom mit den ausschweifendsten Ehrenbezeugungen empfangen ward. Drey Triumphe, deren keinen er selbst verdient hatte, wurden ihm zuerkannt, und der Titel Imperator, den sonst die Feldherren gleich nach dem Triumphe wieder ablegten, auf immer. Er bedeutet einen Befehlshaber, und aus ihm ist das französische Empereur entstanden, wofür wir im Deutschen Kaiser sagen, ein Name, der aus der griechischen Schreibart des Wortes Cäsar (Καισαρ) entsprungen ist. Octavian nämlich, der den verhaßten Königsnamen vermeiden wollte, ließ sich bescheiden Cäsar nennen, und so ward dieser Name der Ehrentitel aller nach ihm folgenden Beherrscher des römischen Reichs.

Einen Kaiser hatte nun also Rom, eben dieses Rom, welches vor sechzehn Jahren den großen Cäsar ermordet hatte, weil er nach der Königswürde gestrebt. Wie mochte der neue Imperator vor einem ähnlichen Schicksal zittern!

Und wohl hätte er Ursach dazu gehabt, hätten ihm nicht eben die beiden wackeren Männer noch zwanzig Jahre lang ihren Kopf und Arm geliehen, die von seinem ersten Erscheinen an alles für ihn gethan hatten, der Feldherr Agrippa und der kluge Geschäftsführer Mäcenas (-). Beide Männer erwogen das unaussprechliche Elend, das durch so viele Bürgerkriege in den letzten funfzig Jahren über das ganze römische Reich gekommen war, die allgemeine Erschöpfung, das Lechzen des Bürgers und Landmanns nach Frieden, die Zügellosigkeit der Soldaten, die Armuth der ausgeplünderten Provinzen. Sie sahen ein, daß ein Alleinherrscher noth sey, um die Ruhe wieder herzustellen, und da nun der Zufall gerade den vorsichtigen und lenksamen Octavian an die Spitze des Staats gestellt hatte, so hielten sie es für das Beste, ihm die Obergewalt zu lassen, aber vor der Hand noch den Schein der freien Republik zu erhalten, damit sich das Volk erst an die Alleinherrschaft gewöhne. Sie leiteten ihn auf seiner Höhe mit ihrer Weisheit, und das Volk fing allmälig an, sich unter Octavians Regierung glücklich zu fühlen. Dichter, bildende Künstler und Geschichtschreiber blühten in diesem besänftigten Zeitalter in Rom auf, die berühmten Namen Horaz, Virgil, Ovid, Catull, Tibull, Properz, Livius, Vitruv gehören in diese Periode.

Die Schritte Cäsar Octavians zur Befestigung seiner Herrschaft geschahen alle mit Festigkeit, doch ohne Despotismus. Das Volk ward noch oft durch Spiele und Geschenke ergötzt, ja selbst zuweilen zu den alten Wahlversammlungen — versteht sich für die unwichtigern Stellen — zusammenberufen. Der Senat blieb Staatsrath, und Octavian trieb die äußere Achtung für ihn so weit, daß er sich von demselben bis zum Jahre 21 v. Chr. das Consulat jährlich ertheilen ließ, und 19 die consularische Gewalt auf immer übernahm. Eben so behutsam ehrte er in allen übrigen Anmaßungen die alten Formen. Er blieb Oberbefehlshaber aller Heere, aber als Imperator. Er schaffte (30) die gefährliche Opposition der Volkstribunen ab, aber dadurch, daß er sich selbst die Tribunengewalt auf immer ertheilen ließ. Eben so vereinigte er mit seiner Würde, aber erst 19 v. Chr., das Censorenamt, und 6 Jahre später ließ er sich auch noch zum Oberpriester machen. So wurden unvermerkt allmälig die wichtigsten Stellen der alten Republik eingezogen. Um endlich allen Schein der Usurpation zu vermeiden, erklärte er gleich anfangs feierlich, daß er die ihm übertragene höchste Gewalt nur auf 10 Jahre annehmen wolle, und dasselbe Gaukelspiel wiederholte er nachher alle 5 oder 10 Jahre, bis er endlich nach einer 44jährigen Regierung mit der sehr

passenden Aeußerung verschied: „Klatscht, Freunde; ich denke, ich habe meine Rolle gut gespielt."

Diese schöne Mäßigung söhnte auch die letzten Beseufzer der verlorenen Freiheit mit der neuen Verfassung aus. Senat und Volk gaben ihm (27) den Ehrentitel Augustus (der Hehre, Heilige), den auch seine Nachfolger führten. Das ist also der berühmte Kaiser Augustus (Caesar Augustus), in dessen Regierung das goldene Zeitalter der römischen Literatur und die Geburt unsers Religionsstifters Christus fällt.

Die sorgfältigsten Bemühungen des neuen Kaisers und seiner Rathgeber waren auf die Herstellung der Ruhe, der Ordnung und des Wohlstandes in dem so lange zerrütteten Reiche und besonders in der Hauptstadt gerichtet. Die Truppen wurden in stehende Heere umgeschaffen, und geschickt in die Provinzen vertheilt. Rom erhielt eine Stadtmiliz (cohortes urbanae) und der kaiserliche Pallast eine Leibwache (cohortes praetorianae), in welche letztere meistens Deutsche, als die treusten und tapfersten Soldaten, aufgenommen wurden. Die wichtigen Aemter der zwey Garnisonpräfecten, imgleichen des Stadt und Magazinpräfects wurden auf Lebenszeit ertheilt, auch wie alle übrige Staatsämter, gegen die bisherige Gewohnheit, mit festen Besoldungen versehen, und dadurch abhängiger gemacht.

Die Besetzung der unwichtigeren Provinzen

blieb dem Senat überlassen; diejenigen hingegen, in denen die Legionen standen, behielt der Imperator sich selbst vor, und ließ sie durch seine Unterfeldherren (Legaten) in seinem Namen verwalten. Den Statthaltern wurden zu einiger Beschränkung Unteraufseher (procuratores) zur Seite gesetzt. Im Tribut- und Zollwesen geschahen heilsame Verbesserungen. Die ehemaligen Staatsländereien in den Provinzen wandelten sich allmälig in Domainen des Fürsten um. Zur Abstellung des Luxus gab der Imperator selbst ein schönes Beispiel, indem er keine andern Kleider trug, als die ihm seine Gemahlin und seine Töchter selbst gewebt hatten.

Es ist schon einmal gesagt worden, daß Augustus dem römischen Volke nach fast 200 Jahren fortwährenden Krieges endlich einmal das Schauspiel des verschlossenen Janustempels gegeben. Doch hat auch er noch einige schwere Kriege geführt und führen lassen, theils zur Sicherung der Gränzen, theils um die Truppen in Uebung zu erhalten. So wurde jetzt das nördliche Spanien und das westliche Gallien ganz unterworfen (25), desgleichen auch die Süddonauländer, Pannonien, Mösien, Rhätien, Vindelicien und Noricum (35 — 15) zu römischen Provinzen gemacht. Selbst in das nördliche Deutschland drangen jetzt unter Augusts Feldherren die römischen Legionen. Doch davon nach-

her. Denkmäler ihres Aufenthalts in unserm damals noch wilden Vaterlande sind noch viele unserer ältesten Städte, die aus befestigten Kriegslagern entstanden sind, und noch jetzt den römischen Ursprung durch ihre Namen verrathen, z. B. Kölln (Colonia), Mainz (Moguntiacum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Passau (Castra Batava), Regensburg (Regina castra), Memmingen (Drusomagus), Saragossa in Spanien Caesaraugusta), Merida (Augusta emerita) ꝛc.

Doch ruhen wir hier ein wenig, um einiges andere, zerstreut zurückgelassene, nachzuholen.

73.

Kurze Beschreibung von Rom.

So wie die alte Macht der Römer längst zerstört ist, so sind auch von der Pracht ihrer ehemaligen Hauptstadt jetzt nur noch Trümmer übrig. Aber selbst diese Trümmer erregen noch Ehrfurcht und Erstaunen, als lebendige Zeugen von Roms vormaliger Majestät, nach unzähligen grauenvollen Verwüstungen barbarischer Jahrhunderte wunderbar zurückgeblieben. Sonst freilich ist das heutige Rom dem alten nur noch sehr wenig ähnlich, es ist kaum halb so groß in sei-

nem Umfange, und durch den Schutt der häufigen Zerstörungen ist der Boden desselben stellenweise über funfzehn Fuß erhöht worden. Tempel, zu denen man sonst auf vielen Stufen hinauf stieg, hat man jetzt aufgraben müssen, um zu dem Eingange hinunter zu kommen, und eine Menge alter Bildsäulen sind tief aus der Erde gegraben worden, die, als die Zerstörung sie umwarf, gewiß auf ebenem Boden liegen blieben, und dann mit dem Schutte der nachgestürzten Häuser bedeckt wurden. Das alte Rom ließ an Umfang und Bevölkerung selbst das heutige London hinter sich, denn man berechnet die Zahl seiner Einwohner auf zwey Millionen; das jetzige ernährt auf seinem beschränkteren Bezirke kaum 150,000 Menschen.

Die großen Versammlungsplätze des alten römischen Volks, sonst eingefaßt von marmornen Tempeln, Theatern und andern Prachtgebäuden, sind jetzt verbaut mit schmutzigen Häusern, und oft muß sich der Reisende durch die unsaubersten Winkel drängen, um zu dem Fuße einer herrlichen Säule zu gelangen, die ehemals frey auf offnem Markte stand.

Eben so verändert ist auch der Anblick des neuern Roms von außen her. Jetzt sieht man Thurmspitzen und Kuppeln, wo sonst die Zinnen herrlicher Paläste und Tempel hervorragten. Ehemals lachten aus dichtem Grün und schatti-

gem Gebüsche die weißen Wände der Landhäuser in den Villen dem Fremdling entgegen; jetzt ist die Gegend kahl und ungesund, weil fast alle Spur von Waldung ausgerottet ist. Ein armes Volk, durch eigene Trägheit und eine schlechte Regierung gleich tief herunter gesunken, hat durch eine Reihe von Jahrhunderten selbst der reichsten Natur den Charakter seiner Dürftigkeit allmälig mitgetheilt.

Bey allem dem dürfen wir jedoch die äußere Pracht des alten Roms auch nicht zu hoch anschlagen. Bedenken wir vielmehr, daß die vornehmsten Römer ihre Pracht- und Kunstliebe weit mehr an ihren Landsitzen, als in der Stadt zeigten, daß bey allem Luxus in Rom doch fast zwey Drittheile arme Leute waren, und daß Rom, eine alte Stadt, niemals planmäßig weder erbauet noch erweitert worden, so darf man wohl zweifeln, ob irgend eine der 420 Hauptstraßen, die es gehabt haben soll, sich an Schönheit und Regelmäßigkeit mit einer aus unsern Hauptstädten hätte messen können.

Die einzelnen Prachtgebäude in Rom waren dagegen von solcher Größe, daß keine neuere Hauptstadt Europa's ähnliche Werke aufweisen kann. Die verschiedenen Circus, das Forum, das Marsfeld ꝛc. waren so ungeheure Plätze, daß sie das ganze Volk der römischen Bürger fassen konnten. Um einige dieser Plätze liefen

ungeheure bedeckte Säulengänge, zum Spazierengehen oder zur Verhandlung von Rechtssachen. Krämer, Salbenhändler, Wechsler ꝛc. hatten daselbst ihre immer vollen Läden. Einzelne große Gebäude, Basiliken genannt, deren Zahl in der Folge auf 21 anwuchs, hatten gar keine Wohnzimmer, sondern bloß Säle und bedeckte Gänge, dem öffentlichen Gebrauche gewidmet. Hier versammelten sich die Kaufleute, Rechtsgelehrte gaben Rath, und griechische Philosophen hielten daneben ihre Vorträge und Redeübungen.

Ferner hatte Rom über 400 große und kleine Tempel, von denen der hohe Jupitertempel auf dem Capitolium der berühmteste war. Achthundert Fuß war sein Umfang, und hundert breite Stufen führten zu ihm hinauf. Die Thüren und das Dach waren mit Goldblech überzogen. Hierher gingen die Triumphzüge der Imperatoren, welche hier ihren Lorbeerzweig in den Schooß Jupiters niederlegten; hier empfing der Jüngling seine Weihe zum römischen Bürger, die Consuln schwuren beim Antritte, wie bey Niederlegung ihres Amtes im Capitol dem Vaterlande Treue, und jede feierliche Handlung, die Republik betreffend, ward dorthin verlegt.

Höchst bewundernswürdige Anstalten waren auch die römischen Wasserleitungen, zwanzig an der Zahl, welche das Wasser meilenweit durch Ber-

ge und Thäler nach Rom führten, und beinahe jedes Haus damit versorgten. Die öffentlichen Badehäuser (denn keinen Tag versäumten die Alten das stärkende Bad) hatten so viele Abtheilungen, daß sich darin mehrere tausend Menschen zu gleicher Zeit baden konnten. Damit verbunden waren große Säle zu allerhand Leibesübungen, bedeckte Gänge, Alleen und Gärten. Von der ungeheuren Größe und Pracht der römischen Theater und Amphitheater ist schon anderswo geredet.

Zwey große Bequemlichkeiten unserer ärmsten Bauerhütten mußten übrigens die reichsten Römer in ihren Pallästen entbehren, Glasfenster und Schornsteine. Beide Erfindungen hatte man zu Augusts Zeiten noch nicht gemacht, und die Klagen über den Rauch in den Häusern sind in den alten Schriftstellern sehr häufig. Zum Glück erfordern die Winter in Italien die Oefen nicht so sehr. Wollte man jedoch ein Kaminfeuer machen, so mußte der Rauch durch die offenen Fenster gehen, und damit er nicht im Zimmer gar zu beschwerlich fiele, so vermischte man das sorgfältig getrocknete Holz mit wohlriechenden Sachen, und so mögen die Leute denn wohl nicht mehr dabey gelitten haben, als unsere Tabacksraucher, die bloß zum Vergnügen ihre Zimmer in Samosedenklüfte verwandeln.

Noch müssen unter den Kunstwerken der al-

ten Römer ihre berühmten Heerstraßen erwähnt werden, die von Rom aus nach allen Richtungen hin angelegt waren. Sie hatten an den Seiten Ruhebänke für die Fußgänger, und steinerne Tritte zum Aufsteigen für die Reiter, denn Steigbügel kannte man nicht. Schattige Baumreihen liefen an beiden Seiten hin, zuweilen durch schöne marmorne Grabmäler unterbrochen, von denen man noch in neuern Zeiten einige mit leserlichen Inschriften ausgegraben hat. Berühmte Heerstraßen von dieser Art, mit ungeheuren Kosten erbauet, waren die flaminische, welche nach Rimini führte; die aurelische, nach Pisa; die valerische, durch ganz Unteritalien; und vor allen die appische (via Appia), welche von Rom über Capua nach Brundusium ging. Das Pflaster dieser Straße ist ein langer, mühsamer Bau von lauter großen Quadersteinen, mit einem Kitte von Puzzolanerde so dicht an einander gemauert, daß man noch jetzt nicht mit einer Degenspitze durch die Ritzen dringen kann.

74.

Sitten der Römer in diesem Zeitraume.

Nach dem, was in dem Bisherigen von den ungeheuern Reichthümern einzelner Römer gesagt

ist, wird man unter jenen Naboben der alten Welt wohl einen ganz andern Maaßstab der Ausgaben und der Genüsse erwarten, als in unsern Zeiten, wo das Geld weit gleichmäßiger vertheilt ist. Wer bey uns ein reicher Mann heißt, würde freilich in Rom nur eine armselige Figur gemacht haben. Zehn Sklaven zu besitzen war nichts; ein wohlhabender Römer ernährte ihrer zu Hunderten, ja zu Tausenden. Was uns ein artiges Vermögen dünkt, war manchem Großen in Rom der Preis einer kleinen Mahlzeit, denn diese Herren aßen nichts, was nicht weit über Meer und Land theuer hergeholt, oder aus entgegengesetzten Jahrszeiten künstlich aufbehalten war. Cicero und Pompejus baten sich einmal bey dem Lucull zu Gaste, und damit er keine Umstände machen sollte, so sagten sie es ihm erst am Morgen desselben Tages. Dennoch fanden sie aus seinen kostbaren Fischteichen und Vögelbehältern ein Abendessen zugerichtet, welches sie auf 10,000 Rthlr. schätzten.

Cäsar bezahlte einmal für eine einzige Perle, die er der Mutter des Brutus schenken wollte, 200,000 Rthlr. — M. Scaurus, Sulla's Schwiegersohn, erbaute für die Schauspiele, die nur während eines einzigen Monats gegeben werden sollten, ein Theater, das für die Ewigkeit gegründet schien, und doch nachher gleich wieder eingerissen wurde. Die Sitze für 80,000

Zuschauer ruhten auf 360 marmornen Säulen, und der eigentliche Schauplatz war mit 3000 griechischen Statuen und den kostbarsten Gemälden ausgeschmückt. Catulus und späterhin Cäsar überzogen den ganzen weiten Raum über den Köpfen der Zuschauer im Amphitheater mit den theuersten Purpurdecken, zum Schirme gegen die Sonnenhitze. Spiegel von Glas waren damals noch nicht erfunden, man hatte statt ihrer hellpolirte Tafeln vom feinsten Golde oder Silber in Mannsgröße. Das edle Metall ward an sich gar nicht mehr geachtet, sondern nur wegen der künstlichen Arbeit des Goldschmieds. In reichen Häusern war auch das gemeinste Küchengeräth von Silber. Antonius bediente sich keines andern als eines goldenen Nachtgeschirrs. Sein Sohn belohnte einmal einen witzigen Einfall mit allem Silberzeuge, das gerade auf der Tafel stand. Selbst der mäßige Cicero bezahlte einen schön gearbeiteten Tisch mit 500 Rthlr. Die Fußböden von mosaischer Arbeit und die prächtigen Fußtapeten, die Cäsar selbst im Felde in seinem Zelte ausbreiten ließ, würden jetzt Königen eine Verschwendung scheinen. In den Kunstsammlungen der Vornehmen steckten Capitale von vielen Millionen. Cäsar bezahlte einmal für ein schönes Gemälde 100,000 Rthlr. Eine eherne Statue von einem berühmten griechischen Meister wurde so theuer als ein ganzes Landgut versteigert.

steigert. Es war eine Liebhaberey jener Zeit, kostbare Seefische in großen Teichen zu ernähren, die durch Schleusen und Kanäle mit dem Meere verbunden seyn mußten, und eine Villa mit solchen Teichen ward einmal für mehr als eine Million Thaler verkauft. Ja einem gewissen Hirrius kostete die Unterhaltung und Wartung seiner Fische und Teiche jährlich 375,000 Rthlr. Die Gebäude, in denen man seltenes ausländisches Geflügel unterhielt, sahen von ferne wie Palläste aus. Den Marmor zur Bekleidung der Wände ließ man aus allen Theilen der Erde kommen, und unterschied ihn nach allerley eingebildeten Vorzügen. Die Künstler endlich wurden königlich bezahlt, um die kostbaren Materialien auf das geschmackvollste zu verarbeiten.

In einem solchen Zeitalter des Luxus ward natürlich auch Zierlichkeit und Pracht in der Kleidung nicht vernachlässigt. Cäsar zeichnete sich in seinen Jünglingsjahren durch einen vorzüglich stutzerhaften Anzug aus. Stundenlang saß er unter den Händen des Sklaven, der ihm das Haar ringelte und salbte. Der Redner Hortensius wusch seinen Leib mit wohlriechenden Wassern, und salbte sein Haar mit den kostbarsten Oelen, zog sich lange vor dem Spiegel an, und schürzte die Toga so künstlich, daß sie in malerischen Falten an seinem Leibe herabfloß. Ja als ihm einst in einem Gedränge ein Senator seine

schönen Falten zerdrückte, schrie er laut über Gewaltthätigkeit. Mancher trug Ringe an den Fingern, von denen ein einziger wegen der kostbaren Gemme Hunderttausende werth war. Die Frauen gar hatten Ohren, Hals und Arme von kostbaren Steinen und Perlen voll. Doch hatte der Aufwand in solchen Dingen unter Augusts Zeiten noch lange nicht die größte Höhe erreicht. Erst die Römer des folgenden Zeitraums haben die Ehre, die Verschwendung bis zum höchsten Unsinn getrieben zu haben.

Die Kochkunst ist von den Römern zu einer Feinheit gebracht worden, von der wir jetzt vielleicht keinen Begriff mehr haben. Ein Fisch oder Braten mußte jedesmal anders zubereitet auf den Tisch des Leckers kommen, und so, daß man nicht erkennen konnte, was es war. Von Sulla's und Cäsars Weinvorräthen ist oben gesprochen. Der Redner Hortensius hinterließ allein an Chierwein 10,000 Eimer. Der außerordentliche Wohlgeschmack der künstlichen Gerichte erzeugte eine für uns sehr ekelhafte, den Römern aber ganz gewöhnliche Sitte. Man ging nämlich, wenn man satt war, hinaus, entledigte sich durch ein Brechmittel, und legte sich dann wieder zu Tische, um die leckerhafte Mahlzeit fortsetzen zu können. Cäsar that das alle Tage, und Cäsar war ein sehr mäßiger Mann. Von den Schwelgereien der eigentlichen Schlemmer und Säufer

soll gar nicht die Rede seyn. Antonius war oft noch am Morgen betrunken, und bespie sich sogar einmal, da er zu Gerichte saß.

Aber zwischen dieser so ausgearteten höchsten Klasse und den Hefen des Pöbels, die jedem, der sie bezahlte, feil waren, enthielt die mittlere Klasse eine überwiegende Anzahl wackrer und verständiger Bürger, vor deren Stimme die größten Staatsmänner Achtung hatten. Cicero sagt selbst, daß das Volk auf dem Markte der trefflichste Beurtheiler seiner Reden sey, und wirklich fühlte dieses Volk so fein und richtig, daß es bey jeder schönen und wahren Stelle in einer Rede oder einem Schauspiele laut seinen Beifall äußerte. Allein diese Bürger wurden ja auch eben dadurch, daß die größten Männer ihre Geschäfte alle öffentlich und mündlich verhandelten, früh an eine edlere Sprache gewöhnt und mit nützlichen Kenntnissen bekannt gemacht. Sollte ein berühmter Redner auftreten, so füllte sich der Markt schon Morgens früh mit Neugierigen, und sogar Treppen, Fenster und Dächer waren von Zuhörern besetzt. Ja weil jeder vornehme und feine Römer als Candidat jedes Bürgers Wohlwollen suchen mußte, so war kein Gerber oder Krämer so niedrig, daß er nicht mit allen großen Männern oft gesprochen, daß ihm nicht Cäsar, Pompejus, Cicero einmal die Hand gedrückt, ihn beim Namen genannt, ihn zum

Besuch eingeladen hätten. Daher war und blieb noch lange nach Einführung der Monarchie die neuere Unterthanenfurcht und knechtischer Gehorsam dem römischen Bürger eine ganz fremde Empfindung.

Wer vom Cäsar Augustus etwas haben wollte, redete ihn unbedenklich an, im Senate, auf der Straße, oder in seiner Wohnung. Von Formeln wie Ew. Majestät, Excellenz, Hochwohlgeboren, oder dergl. wußte man nichts, man sagte bloß Imperator oder gar schlechtweg Cäsar. Einige Schmeichler wollten das Wort Herr einführen, aber Augustus lehnte das selbst aus Klugheit ab, und sagte: „Nennt mich nicht Herr, mein Name ist Cäsar." Der geringste Bürger grüßte nicht anders als etwa: Heil dir, Pompejus — lebe wohl, Cicero ꝛc. Herr Cicero oder gar Herr Consul wäre den Römern gewiß höchst lächerlich gewesen. Die Frauen hatten billiger Weise mit den Namen und Aemtern ihrer Männer nichts zu schaffen. Augusts Gemahlin hieß Livia, Cicero's Terentia, einen andern Namen hatten sie nicht. An einen Titel war gar nicht zu denken. Dieser Unsinn ist erst eine Ausgeburt neuerer Zeiten.

Augustus mußte sich von den Römern vieles gefallen lassen, was jetzt unerhört seyn würde. Der Pöbel sang muthwillige Spottlieder auf ihn, daß ers hörte. Ja als Cäsar auf dem Triumph-

wagen durch die Straßen fuhr, sangen seine Soldaten laut, sie brächten einen liederlichen Kahlkopf nach Rom. Augustus mußte noch oft als Zeuge persönlich vor Gericht erscheinen, und als er sich dazu einmal freiwillig anbot, fragte ihn der Gegner keck, wer ihn gerufen habe. „Die Republik," antwortete Augustus, und das war alles.

Ein andermal, da er im Senate Todesurtheile unterschrieb, stand Mäcenas mißbilligend von ferne, und weil er vor den Umstehenden nicht nahe genug an ihn kommen konnte, sandte er ihm auf seiner Schreibtafel die Worte; „Bluthund, steh auf!" Und sogleich sprützte Augustus seine Feder aus *).

Wenn er im Schauspielhause erschien, klatschte gewöhnlich das Volk. Aber es ward nicht minder geklatscht, wenn Mäcenas oder der Dichter Virgilius sich zeigte. Sein Nachfolger ließ einmal eine schöne Bildsäule, welche bisher im Theater gestanden hatte, wegnehmen, um sie in seiner Privatsammlung zu haben. Als er aber

*) Eigentlich sein Rohr, denn damals bediente man sich noch einer feinen und eigen dazu bereiteten Art des Schilfrohrs zum Schreiben, welches aber wie unsre Federn gespalten und zugespitzt wurde. Die Schreibfedern sind erst seit dem siebenten Jahrhunderte nach Chr. im Gebrauche.

das nächste Mal darauf im Theater erschien, ward das allgemeine Murren so laut, daß er die Statue sogleich wieder an ihren alten Ort bringen ließ.

75.

Einige römische Gebräuche.

Die römischen Gesetze gaben den Vätern eine unbeschränkte Gewalt über den Willen ihrer Kinder. Die Väter schlossen gewöhnlich die Heyrathen, und bestimmten die Wahl der Schwiegerkinder nach Rang und Vermögen. Waren zwey Väter einig, so schritt man zur Verlobung. In Gegenwart mehrerer Hausfreunde ward ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, die Mitgabe bestimmt, die Bedingungen festgesetzt. Die Anwesenden unterschrieben und besiegelten. Ein Schmaus beschloß die Feierlichkeit. Am folgenden Tage sandte der Bräutigam seiner Verlobten einen Ring, der aber noch lange nach Augusts Zeiten nur von Eisen war.

Bey der Verlobung ward zugleich der Hochzeitstag festgesetzt, wobey man sich sehr in Acht nahm, keinen sogenannten böſen Tag zu wählen. Prediger, Lehrer göttlicher Gebote, hat-

te man nicht, mithin fand auch keine Trauung, d. h. keine mit einer moralischen Ermahnung begleitete feierliche Verpflichtung auf göttliche Gesetze Statt. Priester aber wurden allerdings bey vorzüglich feierlichen Gelegenheiten mit zur Hochzeit gezogen, wo sie ein Opfer verrichteten, und einen gewissen Kuchen durchschnitten, von welchem beide Verlobte essen mußten. Eine zweite Art der Heirathsschließung war die, daß der Bräutigam dem Brautvater einige Geldstücke übergab, wovon die Braut eins auf den Kopf, und eins auf den Fuß legte. Beide nahm sie nach geendigter Ceremonie wieder in die Hand, und warf eins auf den häuslichen Opferheerd, das andere, wenn sie ausging, auf den nächsten öffentlichen Altar.

Noch gab es, besonders in den niedern Ständen, eine Art von Laufehen, die ohne weitere Einsegnung schon gesetzliche Gültigkeit hatten, wenn sich die Frau bey dem Manne ein ganzes Jahr aufgehalten hatte, ohne sich drey Nächte von ihm zu entfernen. Unter Sklaven fand gar keine gesetzliche Ehe Statt.

Noch im väterlichen Hause opferte die Braut der Juno ein Schaf, dem sogleich bey der Schlachtung die Galle ausgerissen wurde, eine sinnbildliche Erinnerung an die ersten Tugenden einer guten Ehefrau, Nachgiebigkeit und Sanftmuth. Gegen Abend ging der Bräutigam nebst

einigen Jünglingen von seiner Bekanntschaft mit großem Ungestüm auf die Braut los, um sie nach seinem Hause abzuführen. Sie sträubte sich zum Scheine, und wollte Schutz bey der Mutter oder einer Verwandten suchen, aber die Jünglinge, Paranymphen genannt, ergriffen sie und führten sie fort. Zwey nahmen sie in die Mitte, und der dritte leuchtete mit einer Fackel vor. Hinten folgten Sklavinnen, welche der Braut Spinnrocken, Spindel und Werg nachtrugen, wiederum Sinnbilder einer schönen weiblichen Tugend, der häuslichen Geschäftigkeit. Auf die Mägde folgten die Verwandten, und den Schluß machte ein Knabe, welcher in einem bedeckten Gefäße Kinderzeug, Spielsachen und andere scherzhafte Andeutungen trug.

So kam der Zug an das Haus des Bräutigams, welches hell erleuchtet, und im Eingange mit Laub und Blumen geschmückt war. Die Braut bestrich die Thürpfosten mit Schweinsfett, und weigerte sich, über die Schwelle zu gehen, ward aber von den Paranymphen hinübergehoben. Hier nun kam ihr der Bräutigam entgegen, und überreichte ihr Schlüssel, Feuer und Wasser, womit er ihr gleichsam ihr künftiges Amtsgebiet in seinem Hause anwies. Dann folgte der Hochzeitschmaus, bey dem gewöhnlich viel Muthwille getrieben ward.

Zu dem eigenthümlichen Putze der Braut

gehörte schon damals der jungfräuliche Myrthenkranz, und außerdem noch ein wollener Gürtel, welcher das lange Kleid unter der Brust zusammenhielt, und den zuletzt der Bräutigam löfete.

Am Tage nach der Hochzeit sandten die Freunde den Neuvermählten Geschenke, und wurden dafür noch einmal zu einem Nachschmause eingeladen. An diesem Tage brachte auch die junge Frau den neuen Hausgöttern ein Opfer, um sich dieselben geneigt zu machen.

Die Gebräuche der Römer bey Tische waren den griechischen fast gleich. Auch sie hielten die Hauptmahlzeit (coena) erst gegen fünf Uhr, und gewöhnlich in fröhlicher Gesellschaft, gelagert auf niedrigen Polstern, je drey auf einem, so daß der Liegende sich mit dem linken Arme auf ein Kissen stützte, und die Beine hinter des Andern Rücken hinstreckte. Ehrbaren Frauen hielt man jedoch das Sitzen für anständiger. Die vorher schon zerschnittenen Speisen wurden bloß mit der rechten Hand zum Munde geführt. Kurz vor Tische badete man, ließ sich salben, und machte sich eine mäßige Bewegung.

Magistratspersonen, welche schon früh auf dem Markte zu thun hatten, und gewöhnlich vor drey Uhr nicht nach Hause kamen, nahmen vor dem Ausgehen ein Frühstück (ientaculum) zu sich: andere pflegten auch wohl gegen Mittag etwas kaltes zu essen (prandium), aber allein und

zu unbestimmter Stunde. Nur die Hauptmahlzeit, der angenehme Beschluß eines arbeitvollen Tages, war mit geselliger Freude verbunden. Lustige Zecher stellten auch wohl nach derselben noch ein Trinkgelag an, welches commissatio hieß.

Die Reichen wendeten auch auf die Begräbnisse ungeheure Summen, doch ganz ohne Feierlichkeit ward auch der Aermste nicht bestattet. Denn eine alte Volksmeinung lehrte, kein abgeschiedener Geist könne über den Styx kommen, bevor nicht sein Körper auf der Oberwelt bestattet sey. Wenn daher jemand unterweges einen Todten liegen sah, so verließ er den Ort nicht, ohne vorher Erde, Steine oder Strauchwerk auf ihn geworfen zu haben.

Sobald einem Kranken der Athem entflohen war, riefen die Umstehenden laut seinen Namen, drückten ihm Mund und Augen zu, und legten ihn auf die Erde, um ihn mit warmem Wasser zu waschen. Dann ward er gesalbt und mit seinem prächtigsten Kleide angethan, in einen Sarg gelegt, und auf den Hausflur, mit den Füßen nach der Thür gekehrt, hingestellt. Abergläubische Mütterchen steckten auch wohl dem Todten ein kleines Geldstück in den Mund, womit er dem Fährmann Charon in der Unterwelt die Ueberfahrt über den Styx bezahlen sollte. Vor dem Hause pflanzte man eine Cypresse auf, damit kein Priester, oder wer an dem Tage ein

Opfer verrichten wollte, in das Haus ginge, und sich durch den Anblick des Todten verunreinigte.

Zu einem sehr vornehmen Leichenbegängniß ward das ganze Volk am achten Tage durch einen Herold zusammengerufen. Der Leichnam ward auf einem prächtigen Ruhebette hinausgetragen: eine Trauermusik und Träger mit den Ehrenzeichen des Verstorbenen, seinen Wappen und Ahnenbildern gingen voran, und hinten folgte die Familie in Trauerkleidern, d. h. die Männer in einer beschmutzten Toga, die Weiber in weißen Gewändern. Die Freigelassenen des Hauses, imgleichen eine Menge gemietheter Klageweiber, Fechter und Schauspieler schlossen sich auch an. So kam der Zug auf den Markt. Hier bestieg einer der Verwandten die Rednerbühne, und rühmte die Verdienste des Verstorbenen. Dann gings zur Stadt hinaus nach dem Begräbnißplatze der Familie, wo der Leichnam entweder beigesetzt oder auf einem reich verzierten und mit kostbaren Oelen besprengten Scheiterhaufen verbrannt wurde. Während dieser in Flammen stand, mußten gemiethete Gladiatoren auf Tod und Leben fechten, um die Götter der Unterwelt mit Menschenblute zu versöhnen. Oft gab man auch dem Volke dieses Schauspiel erst eine Zeitlang nachher, und fügte auch wohl noch Geschenke und Geldaustheilungen hinzu.

Knochen und Asche wurden in Urnen ver-

wahrt, diese in den Familiengrüften aufgestellt. Ehe die Leichenbegleitung den Ort verließ, ward sie von einem Priester mit Weihwasser besprengt, zu einem Zeichen der Reinigung, und beim Weggehen riefen alle dem Todten zu: „Heil dir, Heil! lebe wohl! lebe wohl!" — —

Jetzt noch ein Wort von den Sklaven. Kein freier Mann bediente den andern, ja alles was was an unsern Höfen von Kammerherren und Hofmarschällen geschieht, ward an dem des August von Sklaven verrichtet. Selbst die Hausärzte, Schreiber, Hausmusiker, Vorleser ꝛc. waren Sklaven, aber freilich Sklaven von feiner Bildung, die oft über ihre Herren herrschten, und von diesen zuletzt gewöhnlich freigelassen wurden. Dergleichen Sklaven wurden oft mit 5000 Rthlr. bezahlt. Andere bloß zu gemeinen Diensten brauchbare waren viel wohlfeiler. Einige hatten Handwerke gelernt, mit welchen sie ihren Herren etwas verdienten; andere bearbeiteten das Feld auf den Landgütern. Weil diese die schwerste Arbeit hatten, so waren sie zum Ausreißen sehr geneigt, und wurden daher oft mit Ketten an ihre Werkzeuge geschlossen. Die Nacht brachten sie gleichfalls gefesselt in einem großen Stalle zu, welcher ergastulum hieß. Jener hartnäckige Sklavenkrieg in Sicilien zur Zeit des numantischen Krieges war bloß daher entstanden, daß ein einziges Rudel Sklaven sich aus einem

solchen Ergästulum losgerissen, die andern benachbarten Sklavenbehälter geöffnet, und auf diese gewaltsame Art 70,000 Sklaven befreit hatte.

Von einer so grausamen Einkerkerung wußten die Sklaven in der Stadt nichts, am wenigsten die, welche in den Häusern ihrer Herren geboren, und oft mit den Letztern zugleich aufgewachsen waren. Diese Menschen hatten nur zu gute Tage, wenn nicht etwa ein besonders tyrannischer Herr sie zum Spiele seiner Willkühr machte. Ein solcher Unmensch war Vedius Pollio, ein Freund des Augustus. Um geringer Versehen willen ließ er Sklaven in Stücke hauen, und mit ihrem Fleische die großen Seefische in seinen Teichen füttern. Denn ein freier Römer hatte das Recht über Leben und Tod seiner Sklaven.

76.

Zustand der Juden in Palästina.

Das kleine Land, in welchem ein von allen andern so streng sich absonderndes Volk mit beispiellosem Nationaldünkel an der Gesetzgebung des Moses verharrte, war seit der Perserherrschaft, in der wir es verlassen haben, in alle die

großen Revolutionen Asiens mit verflochten worden, und hatte mehr als einen Eroberer in seiner Hauptstadt gesehen. In den Kriegen nach Alexanders des Großen Tode hatte Ptolemäus Lagi es eine Zeitlang besessen, und seine neue Hauptstadt Alexandria unter andern mit einer gewaltsam weggeführten jüdischen Kolonie bevölkert. Wahrscheinlich hat auch der große Städteerbauer Seleukus das mit Menschen überfüllte Judäa auf gleiche Weise benutzt. Da nun dies seltsame Volk seine Religiosität auch im Auslande nicht verlor, und jede auch noch so entfernte jüdische Familie doch wenigstens ein Mitglied jährlich auf das große Osterfest (Passah) nach Jerusalem sandte, so kann es wohl seyn, daß sich durch diese periodischen Wanderungen der unruhige Handelsgeist in ihnen erzeugt hat, durch den sich dies Volk schon zu der Römer Zeiten auszeichnete.

Von ägyptischer Zinsbarkeit kamen sie bald in syrische, und in dieser blieben sie, bis der syrische König Antiochus Epiphanes, erbittert durch ihre hartnäckige Absonderung, einen Versuch machte, sie mit Hohn und Martern zur Annahme des damals allgemein herrschenden griechischen Götterdienstes zu bekehren. Allein die Verfolgung erhöhte nur, wie gewöhnlich, die Hartnäckigkeit im Glauben, und erzeugte Märtyrer und Helden. Zu den letztern gehört be-

sonders die sogenannte Familie der Makkabäer *), die sich in dem allgemeinen Aufruhr an die Spitze der empörten Juden stellte, und rühmliche Siege gegen die Unterdrücker erfocht. Einer derselben, Judas Makkabäus, sandte sogar nach Rom, und empfahl sein Volk dem Schutze der großmüthigen Nation, die sich aus der Unterstützung der Schwachen gegen die Starken ein Geschäft mache. Und seitdem war Judäa unter römischer Bürgschaft frey, ward von Königen aus seiner eigenen Mitte, nicht ohne römische Einmischung, regiert, oft auch, nach römischer Weise, unter mehrere kleine Häupter vertheilt.

Zu Cäsar Augustus Zeiten zählte die große jüdische Regentenfamilie einen Herrscherkopf in ihrer Mitte, der in der That als ein anderer Sulla erscheint. Er hieß Herodes, und erwarb sich den Beinamen des Großen (40 — 3

*) Der erste derselben war der Priester Mattathias, der aber schon im ersten Jahre seiner Heerführerschaft (166 v. Chr.) starb. Nachdrücklich und glücklich setzte sein tapfrer Sohn Judas Maccabäus den Krieg gegen die syrischen Feldherren fort, bis er 161 in einer Schlacht gegen Bachides (?), den Feldherrn Demetrius des Ersten, blieb. Drey seiner Brüder behaupteten nach ihm noch eine Zeitlang mit gleichem Glück den Ruhm ihres Namens und die Religionsfreiheit ihres Volks.

v. Chr.). Nachdem er sich durch lange, blutige Kämpfe endlich mit Hülfe der Römer auf dem Throne befestigt hatte, machte er den Anfang seiner Regierung damit, daß er alle Mitglieder des Synedriums (jüdischen Raths) hinrichten ließ. Sein Schwager, der Hoheprieſter Aristobulus ward auf seinen Befehl ersäuft und dann prächtig begraben. Seine Schwiegermutter, seine Gemahlin und drey seiner Söhne ließ er öffentlich hinrichten. Nun erst glaubte er etwas Ruhe vor Thronräubern zu haben, und um nun auch das Volk zu gewinnen, stellte er nach Art der römischen Machthaber glänzende Spiele an, erließ Auflagen, war einmal freigebig bey einer Theurung, und beschäftigte eine Menge Müßiger und Armer auf lange Zeit durch einen prächtigen Tempelbau. So erreichte er ein hohes Alter, und regierte beinahe vierzig Jahre.

Seine Nachfolger besaßen wohl seine Grausamkeit, nicht aber seine Klugheit zugleich. Sie erregten solche Unruhen im Lande, daß das Volk eine förmliche Anklage in Rom eingab, worauf Augustus ohne Umstände die königliche Familie ins Elend verwies, und Judäa in eine römische Provinz verwandelte. Aber als ein kleines Land ward es zu Syrien geschlagen, und stand nun unter dem jedesmaligen Proconsul von Syrien, der es von einem Unterstatthalter, Procurator genannt, regieren ließ.

77.

Jesus Christus Geburt.

(v. Chr. 4.)

Und dieser kleine, so beschaffene Judenstaat war bestimmt, den einflußreichsten Umbildner der Menschheit, den göttlichen Jesus, hervorzubringen. Seine Geburt fällt noch in die letzten Regierungsjahre des Herodes. Seine Mutter ist die berühmte Jungfrau Maria, ein jüdisches Mädchen aus dem Flecken Nazareth, damals verlobt mit einem Zimmermann, Namens Joseph, von welchem sie in der Folge unserm Jesus mehrere Brüder gebar. Mit ihrem Erstgebornen aber kam sie in Bethlehem nieder, einem Flecken unweit Jerusalem, wohin sie eine Reise zu machen hatte. Arm wie sie war, und unbekannt an dem fremden Orte, fand sie keine andere Herberge, als eine Hirtenhöhle, in der sich in regnichten Nächten etwa die Hirten aufhielten, während das Vieh sich unter freiem Himmel lagerte. Hier bereiteten ihr mitleidige Menschen zum Wochenbette ein ärmliches Lager, und als das Knäblein geboren war, legten sie es in einen Futterkorb. Nach ihrer Genesung trug die zärtliche Mutter ihren Säugling heim nach Nazareth, und zu ihrer Freude wuchs er auf

als ein hochgesinnter und wunderbar verständiger Knabe.

Maria hatte eine Base, mit Namen Elisabeth, Gattin eines edlen Priesters Zacharias, in einem Gebirgsstädtchen, nicht weit von Nazareth, und wenige Monate vor ihr gleichfalls von einem Söhnlein entbunden, den sie Johannes nannte *). Beider Mütter zärtliche Freundschaft scheint früh auf die Söhne übergegangen zu seyn. Der junge Johannes ward von seinem Vater wieder zum Priesterthume bestimmt, und sein von Natur erhabener, etwas rauher Charakter machte ihm die Entsagungen und die strengen Uebungen leicht, die er als Nasiräer oder Gottgeweihter zu beobachten hatte. Vielleicht gab der Umgang mit diesem Knaben, und der öftere Aufenthalt in dem Hause des alten Priesters, Maria's kleinem Sohne die erste Richtung zu seinem künftigen Streben. Eine Nachricht sagt uns auch, daß schon auf den 12jährigen Knaben das Gepränge des feierlichen Gottesdienstes zu Jerusalem, wohin ihn seine Eltern einmal mitnahmen, der Glanz der Opfer, der Anblick der zahlreichen anbetenden Gemeine, und die Vorträge der Schriftausleger einen tiefen Eindruck gemacht haben. Auf dem Rückwege

*) Jesus und Johannes waren damals ein Paar sehr gewöhnliche jüdische Namen.

vermißt und überall gesucht ward er endlich im Tempel mitten unter den Lehrern des Gesetzes gefunden, von wo er sich nur mit Sträuben wegholen ließ.

In Nazareth kann er nun wohl nicht lange geblieben seyn. Vielleicht hat er sich mit dem jungen Johannes frühe ins Ausland begeben, vielleicht auch den Unterricht großer Meister gesucht. Aber welcher? und wo? Das sind leider vergebliche Fragen. Aegypten war damals der Aufenthalt vieler reichen Juden, und zugleich der Sammelplatz griechischer Philosophen und Gelehrten. In Alexandria war eine treffliche Bibliothek, und der bessere Theil der Griechen hielt sich hier, der Studien wegen, auf. Auch die Juden nahmen hier Theil an der allgemeinen Aufklärung, sie studirten die griechischen Schriftsteller, sprachen selbst griechisch, und übersetzten für die königliche Bibliothek das alte Testament aus dem Hebräischen ins Griechische. Eine Gesellschaft dieser ägyptischen Juden war auch in einen Orden zusammengetreten, dessen Mitglieder sich theils in der Stadt, theils auf dem Lande oder in der Einsamkeit aufhielten. Sie nannten sich Essäer. Man sagt diesen Leuten viel Gutes nach. Sie legten sich sehr auf die Heilkunde, führten ein musterhaftes Leben und predigten eine strenge Sittenlehre. Weil sich dieser Orden sehr zurückzog, und bald nachher ent-

weder ausartete oder sich ganz verlor, so hat man auch nichts näheres von seinen Geheimnissen erfahren. Ob nun die beiden Jünglinge, Jesus und Johannes, in Aegypten ihre Schule gemacht haben, oder eben von diesen Essäern erzogen worden sind, ob sie vielleicht gar nach überstandenen Lehrjahren nach einem gemeinschaftlichen Plane und mit geheimer Unterstützung als Gesandte dieses Ordens nach Palästina gegangen sind, um dort öffentlich ein großes Werk zu vollführen — das wird nie ausgemittelt werden können. Es ist unendlich zu bedauern, daß eine der wichtigsten Begebenheiten in der Weltgeschichte so tief im Dunkeln liegt. Erst als Männer, nach dem dreißigsten Jahre, sehen wir die beiden Blutsfreunde öffentlich in ihrem Vaterlande auftreten. Hier werden die Nachrichten ausführlicher, wiewohl sie aus einer Zeit herrühren, wo der allgemeine Enthusiasmus für den Herrlichen schon den Götterschein um sein Haupt geworfen, und sein Leben, um es recht hervorzuheben, mit den wunderlichsten Abentheuerlichkeiten durchflochten hatte. — Die Geschichte des öffentlichen Auftritts beider Männer fällt übrigens erst in die Regierungszeit des zweiten römischen Imperators. Bis dahin wollen wir sie also versparen.

Hier nur noch eine Anmerkung. Die Ueberschrift dieses Abschnitts, Christi Geburt vier Jahre vor Chr., scheint widersprechend. Die Sa-

che verhält sich so: Von Jesu Lehre ward außer Palästina lange keine Kenntniß genommen. Erst nach Jahrhunderten ward sie allgemeiner und erst 500 Jahre nach ihres Stifters Tode bekümmerte man sich genauer um dessen Geburtsjahr. Die Römer hatten bis dahin ihre Jahre nach der Erbauung Roms gezählt; als aber um diese Zeit das römische Reich unterging, schaffte man diese Zeitrechnung ab, und führte eine neue Jahrszahl ein, die ein römischer Abt Dionysius Exiguus um das J. 530 von Christi Geburt an ausgerechnet hatte. Der erste Schriftsteller, der dieselbe zum Grunde legt, und das Jahr vom 1. Jan. anfängt (da es die Kirchen bald vom 25. Dec. bald vom 25. März an rechneten) ist der englische Mönch Beda, † 735. Nach dieser Zeitrechnung zählen wir noch jetzt unsere Jahre. Wir glauben aber nun durch bessere Berechnungen zu wissen, daß Dionysius vier Jahre zu wenig gerechnet hat, und daß Christus folglich vier Jahre früher geboren ist, als unsre Jahrszahl aussagt.

Fünfter Zeitraum.

Von Christi Geburt bis auf den Untergang des Kaiserthums in Rom.

— bis 476 nach Chr.

I.

Chineser und Indier.

Ehe wir in die großen Begebenheiten dieses neuen Zeitraums eingehen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf ein Paar asiatische Nationen werfen, die wegen ihrer gar zu großen Entlegenheit den Römern nie genauer bekannt geworden sind, deren Geschichte aber vielleicht sehr interessant seyn würde, wenn man sie aufgezeichnet hätte. Beide Völker, Chineser und Indier, haben ihren ganz eigenen Gang zur Cultur genommen, und scheinen den Gipfel derselben schon vor Christi Geburt erreicht zu haben. Jetzt

sehen wir sie im Zustande der Abgelebtheit und der Erschlaffung, etwa wie einen Greis, der eine thätige Jugend verlebt hat, nun aber ausruht. Die Chineser haben schon vor mehrern tausend Jahren eine eigene Schreibkunst erfunden, sie haben Papier, Schießpulver, Porcellan und viele andere Dinge weit früher als wir gehabt, sie haben berühmte Weise, Religionslehrer und Geschichtschreiber, weit vor Christus hinauf, und ihre Bibliotheken könnten uns vielleicht höchst wichtige Belehrungen geben, wenn ihre Schrift nicht so unglaublich schwer, und die Chineser selber gegen Europäer nicht so mißtrauisch und verschlossen wären. Auch sollen ihre besten Jahrbücher und Archive 247 v. Chr. von einem neu emporgekommenen chinesischen Herrscher Schihoangti mit Fleiß verbrannt worden seyn, damit das Andenken an die freiere Vorzeit und die Ansprüche verdrängter Fürstenhäuser nicht durch sie verewigt würden. Was wir jetzt noch von chinesischer Geschichte wissen, verdanken wir den französischen Missionarien, meist Jesuiten, aus dem 17ten Jahrhundert, deren freilich nicht sehr zuverlässige Berichte in des Franzosen de Guignes Geschichte der Hunnen zusammenhängend verarbeitet sind.

Hindostan, dieses schöne, paradiesische Land, scheint hundert Jahre vor Christus in seiner schönsten Blüte gestanden zu haben. Wenigstens

rühren aus dieser Periode eine Menge herrlicher Gedichte her, die die dortigen Braminen noch jetzt in ihrer heiligen Sprache, Sanscrit genannt, aufbewahren, und von denen eins der trefflichsten, Sakontala, ein Schauspiel von einem Dichter Kalidas, auch in unsere Sprache übersetzt ist. Es weht ein so reiner, sanfter Geist in dieser Dichtung, daß wir es sehr bedauern müssen, von einem so liebenswürdigen Volke nicht mehrere Züge gerettet zu haben. Doch vielleicht ist durch die Bemühungen der Engländer hier noch etwas zu hoffen.

2.

Augusts häusliche Leiden.

Bey allem Glück, das die kurze Regierung Augusts der neuen Monarchie zu verheißen schien, lag doch ein eigener Fluch des Schicksals auf seinem Hause, und erstreckte sich auf eine lange Reihe von Nachkommen hin. Ein Weib war die Wurzel des Unglücks. Er hatte aus seiner ersten Ehe eine schöne Tochter, Julia, die an einen sehr edlen jungen Römer, Marcellus, einen Sohn jener trefflichen Octavia, vermählt war. Beide liebte er wie sein Leben, und da er

von seiner dritten Gemahlin, Livia, keine Kinder hatte, so betrachtete das römische Volk den Marcellus schon als seinen künftigen Beherrscher, und erwies ihm tausend Zeichen der Achtung und der Liebe, die er so sehr verdiente, und worüber der alte Augustus seine herzliche Freude hatte.

Nicht aber Livia, Juliens herrschsüchtige Stiefmutter, die dem Augustus ein Paar fremde Söhne aus ihrer vorigen Ehe hinzugebracht hatte, Tiberius und Drusus. Eifersüchtig auf Juliens Schönheit, und heimlich erbittert, daß dieser Marcellus ihren Söhnen überall vorgezogen wurde, spann sie in ihrer galligten Brust eine Reihe von Anschlägen an, deren nur eine Italiänerin fähig seyn kann. Marcellus starb schon im zweiten Jahre seiner glücklichen Ehe, und niemand muthmaßte damals schon auf Liviens Giftmischerkünste, die erst viel später bekannt wurden. Die schöne Julia war untröstlich, Augustus selber wußte sich nicht zu fassen, und das ganze Volk nahm Theil an seinem Schmerze. Augustus hielt ihm die Leichenrede vor dem versammelten Volke am Scheiterhaufen auf dem Marsfelde, und beschenkte den Dichter Virgil für 27 Verse zum Andenken Marcell's (Aen. VI, 861—887) mit etwa 10,000 Thalern. Livia suchte ihn durch Schmeicheleien zu trösten, und hoffte nun ihren Liebling Tiberius, einen kühnen, aber

heimtückischen Menschen, seinem Herzen allmälig näher zu bringen. Aber August konnte diesen widerlichen Heuchler, den nur mütterliche Affenliebe so erheben konnte, durchaus nicht leiden; der jüngere Stiefsohn, Drusus, war ihm bey weitem lieber. Beide junge Männer versuchten sich unterdessen gegen die Deutschen, und legten durch ihre Tapferkeit Ehre ein.

Aber über alles ging doch dem alten Vater die liebenswürdige Julia, die bald nach Marcells Tode wider ihre Neigung, aber auf Liviens heftigsten Betrieb, an den alten General Agrippa vermählt worden war, und zu ihres Vaters unaussprechlicher Freude zwey äußerst liebenswürdige Söhne, Cajus und Lucius Cäsar bekommen hatte. Jetzt war Livia und ihr Tiberius wieder ganz vergessen, nur Drusus blieb noch des Stiefvaters Liebling. Und als die beiden Enkel kaum das zwanzigste Jahr erreicht hatten, erklärte der alte Augustus sie feierlich im Senate für seine Nachfolger.

Drey brave Jünglinge, Cajus, Lucius und Drusus, mußten also aus dem Wege geräumt werden, wenn Tiberius und seine Mutter ihre Plane durchsetzen wollten. So lange Mäcenas und Agrippa wachten, war nur dem Drusus erst beizukommen, und dieser starb denn auch so plötzlich im Felde bey Mainz, daß alle Soldaten Böses vermutheten. An seiner Stelle setzte Tibe-

rius den Feldzug am Rheine fort, und vertrieb die Markomannen, daß sie nach Böhmen auswanderten.

Als Mäcenas und Agrippa todt waren, bemächtigte sich Livia des alten Augustus ganz, der aber noch immer nichts von der Adoption des Tiberius hören wollte. Dieser verließ darüber trotzig Rom, und verbannte sich selbst auf die Insel Rhodus, wo er ein ausschweifendes Leben führte, und über Racheplanen brütete. Während der 8 Jahre, die er hier zubrachte, starb Lucius und Cajus, der eine in Gallien, der andre in Asien durch bestellte Aerzte, und der nun ganz niedergeschlagene Augustus empfing untröstlich die geliebten Leichen in Rom.

Jetzt endlich näherten sich Livia und Tiberius dem Ziele ihrer vielfältigen Arbeiten, nachdem auch Julia noch ein Opfer ihres Neides und ihrer Rachsucht geworden war. Diese dreifach unglückliche Frau, die nach dem kurzen Besitze eines jungen liebenswürdigen Gemahls und nach dem längeren eines alten, für sie nicht passenden, noch zu einer Ehe mit dem scheußlichen Tiberius gezwungen worden war, hatte zuletzt ihren Trost und ihre Entschädigung in einem freien, zerstreuungsvollen Leben gesucht, und dieses mußte nun ihren Feinden zum Anklagegrunde dienen. Der alte Augustus, der auf der Welt nichts liebers als diese Tochter hatte, ward von den Verläum-

dern gezwungen, gegen alle Regungen seines Vaterherzens die arme Julia, die gegen ihren Mann ein Engel an Unschuld war, auf eine entlegene Insel zu verbannen, wo es ihr sehr traurig ging. In der Folge bat einmal das ganze Volk öffentlich für sie um Gnade, und das machte wenigstens ihr Exil erträglicher. Aber zurückberufen ward sie nie wieder.

Mutter und Sohn, wie gesagt, näherten sich nun ihrem Ziele, aber ganz erreichten sie es doch noch nicht. Denn August sahe sich nun zwar freilich endlich genöthigt, da alle Guten weggeräumt waren, den Tiberius zu adoptiren, und mit ihm die Geschäfte zu theilen (4 n. Chr.), allein er nahm auch zugleich noch Juliens dritten Sohn, Agrippa Posthumus, dazu, und nöthigte den Tiberius, des edlen Drusus hofnungsvollen Sohn, Drusus Germanicus, zu adoptiren, obgleich Tiberius selbst einen Sohn hatte. Allein die unermüdete Verläumderin Livia brachte dem alten Augustus soviel Böses von dem jungen Agrippa bey, daß dieser unschuldige Mensch auch verbannt wurde. Und kaum war Augustus todt, so schaffte sich Tiberius ihn, so wie späterhin auch den jungen Germanicus, durch einen gedungenen Mörder vom Halse. Welch eine Kette von Abscheulichkeiten! Und vieles ist hier noch verschwiegen worden.

3.

Hermann (Arminius).

(† 19 n. Chr.)

Seit den Siegen des Marius und Catulus über die Teutonen und Cimbern und Cäsars über die Gallier waren die kriegerischen Völkerschaften im Norden des römischen Reichs noch immer in unruhiger Bewegung, so daß es nicht rathsam schien, die Waffen gegen sie aus der Hand zu legen. Auch betrachtete August den Krieg gegen sie als eine Schule und als eine Ernährungsquelle seiner neu errichteten stehenden Heeresmacht, die jetzt im Innern des Reichs, wo alles beruhigt war, nur müßig gestanden hätte. Auch den Prinzen seines Hauses gaben diese Feldzüge eine bequeme Gelegenheit, sich im Kriegsdienste abzuhärten, sich Kenntnisse zu verschaffen, und sich den Truppen werth zu machen. Tiberius selber eignete sich durch seinen großen knochenfesten Bau sehr für das kriegerische Leben, und er hat in der That viele glückliche Feldzüge gegen die Deutschen und gegen die Dalmatier und Pannonier im heutigen Ungarn geführt. Drusus, sein Bruder, drang zuerst in Norddeutschland bis an die Weser und Elbe vor, schlug in Westphalen die Cherusker, und verband in Belgien den Rhein und die Yssel durch einen Ka-

nal. Der jüngere Drusus, des vorigen würdiger Sohn, setzte diese Feldzüge mit Ruhm und Glück fort, bändigte die wildesten deutschen Völkerschaften, sicherte, wie sein Vater, die römische Herrschaft in diesen unfreundlichen Gegenden *) durch eine Kette von Festungen und Kunststraßen, war der Abgott seines Heeres, und erwarb sich von seinen Thaten in Deutschland den Beinamen Germanicus. Auch in Juliens Söhnen, Cajus und Lucius Cäsar, begannen dem Vaterlande ein Paar trefliche Feldherren aufzublühen, aber wir wissen ja ihr Schicksal schon.

Augustus suchte die Deutschen durch Milde an die römische Oberherrschaft zu gewöhnen, und ließ viele Söhne besiegter Stammhäupter in Rom erziehen. Unter diesen war auch der junge Hermann oder Armin, Sohn eines Cheruskerfürsten aus Westphalen. Auf diese störrische Heldenseele konnten alle römische Wollüste nichts wirken; er sah in den Römern nur die Tyrannen der Deutschen, und nährte still im Herzen die Begierde, einst sein Vaterland von ihnen zu befreien. Er hatte selbst in einem römischen Heere gedient, August hatte ihn sogar mit der Ritterwürde und dem römischen Bürgerrechte beschenkt; dennoch blieb er bey seinem Hasse. Zurückgekehrt

*) Nam (rarum illi caelo) siccitate, sagt schon Tacitus, Ann. I, 56.

zu den Seinen machte er alle Anstalten zur Empörung. Aber durch List nur konnte er zu siegen hoffen. Varus, damals römischer Statthalter am Rhein, ein habsüchtiger, ungerechter Mann, hatte die besten Legionen unter sich. Diese zu Grunde zu richten, war Hermanns versteckter Plan. Er schmeichelte sich selbst bey dem Varus ein, und machte ihn sicher. Jetzt mußte ein Volk an der Weser einen Aufstand erregen. Varus bricht auf mit seinem ganzen Heere. Hermann erbietet sich zum Wegweiser, und führt die Römer tief in den Teutoburger Wald, in der heutigen Grafschaft Lippe, in eine rauhe Gegend voller Sümpfe und Moräste und ohne Nahrungsmittel. Hier auf einmal verläßt er sie, holt seine verborgenen Cherusker aus dem Hinterhalte hervor, und überfällt unter einem fürchterlichen Kriegsgeschrey die abgematteten, zerstreuten, nichts besorgenden Römer mit aller Wuth der lange verhaltenen Rache. Der schlüpfrige Boden und die Schnelligkeit des Angriffs verhindern die Römer, sich in Schlachtordnung zu stellen. Fast das ganze Heer wird in Stücke zerhauen, und Varus nimmt sich vor Verzweiflung selbst das Leben. Augustus verlor alle Fassung bey der Nachricht, und rief unaufhörlich: „Varus, gib mir die Legionen wieder!“ (9 n. Chr.)

In den folgenden Jahren unternahm der

tapfere Germanicus einige Feldzüge gegen Hermann, bekam dessen Gemahlin Thusnelda gefangen (15), und führte sie im Triumphe zu Rom mit auf. Auch die Cherusker schlug er (16) unter Hermann, auf einem Felde an der Weser, das Tacitus Idistavisum nennt, vermuthlich zwischen Minden und Blotho. Hermann selbst fiel durch eigene Unenthaltsamkeit. Kühn gemacht durch die ersten Erfolge seiner Klugheit und seines Muths strebte er nach unumschränkter Herrschaft über seine Landsleute, die, solcher Anmaßungen nicht gewohnt, ihn in einem Aufstande selbst ums Leben brachten. Er war im 37sten Jahre. „Noch, fügt Tacitus hinzu, wird er bey den Barbaren besungen. Den Jahrbüchern der Griechen, die nur ihre Thaten bewundern, ist er unbekannt; auch wir Römer ehren ihn nicht genug, denn wir erheben nur Altes, um das Neue unbekümmert."

4.

Augusts Tod.

(n. Chr. 14, 17. Aug.)

Es machte der Livia und dem Tiberius viel Sorge, daß der alte Augustus den verbannten Sohn

Sohn seiner geliebten Julia noch immer nicht vergessen konnte. Ja sie erfuhren sogar, daß er heimlich mit einem Vertrauten einen Besuch bey demselben, auf der Insel Planasia, gemacht, und recht herzlich mit dem unglücklichen Agrippa geweint habe. Bald darnach starb jener Vertraute schnell, und niemand wußte wie. Tiberius ging darauf nach Campanien ab, um sich zu einem Feldzuge nach Illyrien einzuschiffen. Der 76jährige August, und Livia, sein böser Engel, begleiteten ihn bis Neapolis. Hier fühlte sich der alte Mann zum letzten Male noch recht heiter. Er beschenkte die Landleute und Schiffer, die seine Ankunft feierten, ergötzte sich an den zu Neapel angestellten Kampfspielen, und entließ den Stiefsohn völlig gesund. Aber auf der Rückkehr mußte er in Nola liegen bleiben. Ein starker Durchfall, vielleicht durch die Künste der Livia bewirkt, endigte in wenig Tagen sein sonst so frisches Leben. Livia, die nicht von seiner Seite ging, ließ geschwind ihren Tiberius zurückrufen, und verbreitete erst nach dessen Ankunft die Nachricht von des Imperators Verscheiden. Hierauf ward ein Tribun nach Planasia geschickt, den Agrippa schnell zu ermorden, angeblich auf einen nachgelassenen Befehl des sterbenden August. Sodann ward nach Rom gezogen. Der Senat stand in furchtsamer Erwartung. Tiberius versammelte ihn zuerst nur wegen der Bestattungsanstalten,

die mit der Leiche des Augustus getroffen werden sollten. Des Heeres bemächtigte er sich stillschweigend durch fortgesetzte gute Bezahlung. Die Bürger und viele Vornehme gewann er durch Eröfnung des Testaments, in welchem, wie in dem des Cäsar, ansehnliche Spenden an alle Klassen ausgesetzt waren. Es mußte ferner dem Verstorbenen ein Tempel erbaut werden, in welchem Tiberius und Livia die Priesterschaft übernahmen. Im Senat ging er schleichend zu Werke, ließ sich von den mißtrauenden Senatoren lange bitten, die Führung der Geschäfte zu übernehmen, und schoß doch grimmige Blicke auf einen, welcher ihn zu fragen wagte, welchen Theil derselben er nur wünsche; bis endlich die knechtische Furcht und der Mangel an Einheit im Senate seine Herrschaft zur vollendeten Despotie erweiterte.

5.

Tiberius Cäsar.

(14 — 37.)

Schon in Augusts letzten Lebensjahren hatte die römische Staatsverfassung den Schein der Republik fast ganz verloren. Es war nun schon

ein Gesetz vorhanden, daß jeder Bürger, der gegen die Regierung und den Imperator etwas sprechen oder schreiben würde, des Hochverraths schuldig gehalten seyn solle. Und ferner hatte sichs August, wegen vorgeschützter Altersschwäche ausgebeten, daß er nicht mehr selbst in den Senat kommen dürfe, sondern daß es ihm erlaubt seyn möchte, mit einem Ausschusse von zwanzig Senatoren in seinem Zimmer das Nöthige zu berathschlagen. Dadurch war denn freylich die Senatsversammlung bloß zu einer leeren Förmlichkeit zurückgeführt.

Tiberius that noch einen Schritt weiter. Er schaffte die Volksversammlungen ab, und nun hatte der Bürger bey den Wahlen seiner Magistrate gar nichts mehr zu sagen. Späterhin (26) entfernte er sich ganz von Rom, theils um seinen gränzenlosen Ausschweifungen ungestörter nachhangen zu können, theils um den Senat an schriftliche Befehle zu gewöhnen. So war nun die völlige Despotie eingerichtet, und Tiberius selber verwunderte sich über die Schmiegsamkeit der entarteten Römer, die sich selbst die größten Grausamkeiten zitternd gefallen ließen.

Hatte die Furcht den August zum guten Regenten gemacht, so machte sie den Tiberius zum Ungeheuer. Jeder alte Haß ward jetzt hervorgesucht, und entfernte Männer, die ihn vor zwanzig Jahren einmal beleidigt hatten, wurden

jetzt dafür hingerichtet. Ankläger, welche heimlich berichteten, dieser oder jener habe schlecht vom Kaiser gesprochen, oder nur dessen Bildsäule bespöttelt, wurden mit Geld und Ehrenstellen belohnt, und die Angegebenen wurden gefoltert, unter langsamen Qualen hingerichtet, und dann mit eisernen Haken durch die Straßen in die Tiber geschleppt. Er eilte recht, die vornehmsten Römer auf dergleichen Anklagen aus dem Wege zu räumen, damit die edeln Familien bald ganz ausgerottet würden; und da man nur ein unzufriedenes Wort gesprochen haben durfte, um des Todes schuldig zu seyn, so ging die Sache so rasch, daß Tiberius oft an einem Tage dreißig bis vierzig Todesurtheile an den Senat sandte, der sie denn aus Furcht vor den zehntausend Prätorianern (der kaiserlichen Leibwache) sogleich vollziehen ließ. Viele vornehme Römer und Römerinnen kamen dem kaiserlichen Befehle durch Selbstmord zuvor, um durch einen kurzen Schmerz den langen Henkersqualen auf der Folter zu entgehen.

Indem das unglückliche Rom auf diese Art in beständigen Aengsten schwebte, vertrieb sich der finstre Tyrann die Schreckbilder seiner Einbildungskraft durch raffinirte sinnliche Lüste, denen er bis in sein hohes Alter ergeben blieb. Den Gedanken, sich um dieser Vergnügungen willen lieber an entlegenen Oertern aufzuhalten, hatte

ihm sein Günstling Sejanus eingegeben, der einzige, dem er traute, und den er zum Obersten der Leibwache und zum Vollzieher aller seiner Befehle in Rom gemacht hatte. Nachdem Tiberius überall herumgezogen war, und sich bald in Nola, bald in Capua aufgehalten hatte, zog er sich endlich auf die Insel Capreä (~) zurück, wohin keinem Menschen ohne seine besondere Erlaubniß der Zutritt verstattet wurde. Von hier kam er seitdem nie wieder nach Rom, sondern regierte alles durch Kabinetsschreiben. Wohl aber ließ er zu seinem Vergnügen oft verurtheilte Schlachtopfer nach Capreä kommen, um sich an ihren Martern und ihrer Hinrichtung zu weiden.

War er schon von Kindheit an furchtsam und argwöhnisch gegen alles was Mensch hieß gewesen, so ward ers nun noch mehr, als er in seiner Einsamkeit erfuhr, sein Liebling, sein einziger Freund Sejanus, trachte in Rom selbst nach der höchsten Würde, handle durchaus eigenmächtig und tyrannisch, habe selbst Tibers Sohn heimlich vergiftet, allen Verwandten des Germanicus durch falsche Anklage zum Tode verholfen, und werde nun so gefürchtet, daß ihm das Volk auf Altären opfre und seine Bildsäulen anbete, um nur seinen Zorn zu versöhnen. Jetzt rasete Tiberius vor Wuth und Rachgier, aber eingedenk seiner alten Verstellungskünste, ging er auch hier ganz behutsam zu Werke. Sejanus ward uner-

wartet eingezogen, und mit ihm eine zahllose Menge Vornehmer und Geringer, die als dessen Freunde angezeigt wurden. Alle Gefängnisse der Stadt waren voll, und sämmtliche Eingezogene, die schuldigen mit den unschuldigen, wurden ohne Verhör hingerichtet (31.).

Livia, die Mutter des Tyrannen, freute sich nicht der gehofften Früchte ihrer Giftmischereien. Tiberius ließ sie als Kaiser gar nicht mehr vor sich kommen, entfernte sie von allem Antheile an der Regierung, ermordete ihre Verwandten so gut wie seine eigenen, und so starb sie verachtet und gehaßt im 68sten Jahre ihres Alters.

Tiberius, obgleich von Ausschweifungen erschöpft und von Gewissensqualen abgeängstigt, erreichte dennoch ein Alter von 78 Jahren. Alles wartete sehnlich auf seinen Tod. Als daher seinen unverwüstlichen Körper endlich eine Krankheit befiel — ein ekelhafter Aussatz — so erwies ein Oberster seiner Leibwache der Menschheit den Liebesdienst, ihn mit aufgedrückten Kissen zu ersticken (16. März, 37).

6.

Jesu Lehramt und Schicksale.

(26 — 29.)

Die Regierungszeit des Tiberius Cäsar ist vorzüglich um deswillen ein höchstwichtiger Zeitraum der Menschheitsgeschichte, weil in dieselbe die drey unvergeßlichen Jahre fallen, während welcher der Stifter des Christenthums seinen Landsleuten, den Juden, seine unsterblichen Lehren vortrug und mit seinem Tode besiegelte. Ueber diese folgenreichste aller historischen Erscheinungen wollen wir die Geschichten der Römer auf einige Zeit bey Seite legen.

Die heiligen Schriften der Juden vertrösteten dies sehr gesunkene und hart bedrückte Volk in vielen Stellen auf einen Messias oder Christus, d. i. Gesalbten, der endlich einmal zur Zeit der höchsten Noth aus Davids Stamme aufstehen, und das Volk Jehovens wieder in seine alte Würde einsetzen werde. Dieser Volksglaube ward allgemeiner, als Judäa unter die Gewalt römischer Procuratoren kam, und jedermann sehnte sich nach dem verheißenen Könige, der, ein zweiter Moses, seine Nation aus fremder Dienstbarkeit befreien sollte. Man dachte sich ihn als einen tapfern Helden, und zugleich ausgerüstet von Jehoven mit Wunderkräften, mehr

als alle Propheten der Vorwelt. Die näheren Kennzeichen in den alten Weissagungen waren, daß dieser Messias einer Jungfrau Sohn aus Davids Nachkommenschaft seyn, und in dem Flecken Bethlehem geboren werden würde.

Diese Andeutungen scheinen auf die beiden Freunde Johannes und Jesus wunderbar gewirkt zu haben. Beide gehörten zu den Feuerköpfen, die das Schicksal zu Vollziehern außerordentlicher Beschlüsse auszurüsten pflegt, und in deren Inneres herabzusteigen die Phantasie des gewöhnlichen Menschen billig ganz aufgeben sollte. Denn immer laufen wir Gefahr, ein ungerechtes Urtheil über sie zu fällen, da gerade in ihnen das Hohe mit dem Niedrigen und das Helle mit dem Dunkeln am allerseltsamsten verschlungen ist. Weit entfernt also, uns anmaßen zu wollen, den wahren Charakter Jesu ergründet zu haben, stellen wir hier nur aus den vielen unzusammenhängenden Bruchstücken seiner vier dürftigen Lebensbeschreiber diejenigen Züge in ein Bild zusammen, die uns die ächtesten und zusammenstimmendsten zu seyn geschienen haben.

Beide Freunde hatten gegen einander die tiefste Hochachtung, doch erkannte Johannes in dem jüngern Jesus den höhern Geist willig an, und beschied sich, nach seinem eigenen Ausdruck, nicht werth zu seyn, ihm die Schuhriemen zu lösen. Beide hatten mit größtem Fleiß die Stel-

len in den alten hebräischen Propheten studirt, die gewöhnlich auf den Messias gedeutet wurden. In beiden brannte ein lebhafter Unwille über die gegenwärtige Verfassung des jüdischen Volks, besonders über die Priesterkaste und deren Stolz, Heucheley und Verkehrtheit. Aber selbst das mosaische Gesetz schien ihnen jetzt nicht mehr an der Zeit zu seyn, und in den beschränkten Begriffen eines Nationalgottes, der einzig in Jerusalem angebetet werden könne, sahen sie die Quelle alles Unheils für die Juden, und ein ewiges Hinderniß wahrer weltbürgerlicher Aufklärung.

Da erwachte in ihnen ein Geist der Unruhe, der sie wahrscheinlich auf lange Zeit in tiefe Betrachtungen versenkte, deren Ergebniß die Gewißheit war, daß kein anderer als Jesus der von den Propheten verheißene Messias seyn könne. Wirklich war er ja einer Jungfrau Sohn und zu Bethlehem geboren. Johannes fand in eben denselben alten Weissagungen die Rolle des Vorläufers für sich bestimmt. Und so machte er den Anfang, und trat als herumziehender Sittenprediger in der Gegend am Jordan auf. Er erschien in seltsamem Aufzuge, den Propheten der Vorwelt ähnlich. Sein Wesen war strenge, sein Kleid ein Kittel von Kameelshaaren, zugebunden mit einem ledernen Gürtel; seine Nahrung Heuschrecken und wilder Honig.

Seine rauhen Strafpredigten erschütterten das Volk; sie glaubten Elias oder Jeremias sey wieder auferstanden. Viele ließen sich von ihm taufen, d. h. sinnbildlich zu einem neuen reineren Leben einweihen, und hörten seinen Lehren zu, die sich hauptsächlich um die Versicherung drehten, daß ein neues Gottesreich den Juden nahe sey, und der erwartete Messias in Kurzem erscheinen werde.

Endlich fand sich Jesus selbst bey ihm ein, und begehrte von ihm getauft zu seyn. Johannes that es nach einem ehrerbietigen Zaudern. Hierauf gingen sogleich zwey Schüler des letztern zu jenem über. Unter diesen war Andreas, eines Fischers Sohn aus Bethsaida. Der erzählte seinem Bruder Simon, der Messias sey gefunden, und beide verließen Vater und Gewerbe, um dem neuen Propheten nachzufolgen, der zu ihnen sprach: „ich will euch zu Menschenfischern machen."

In kurzem hatte er schon 12 Jünger in seinem Gefolge, die theils durch seine wunderbar anziehende Kraft, theils durch die Hofnung künftiger Hoheit und Herrlichkeit gefesselt, blindlings an ihm hingen. Er unterschied die tauglichsten Werkzeuge schnell, und munterte sie durch kleine Auszeichnungen auf. So nannte er den Simon Fels (griechisch Petrus), und zwey Söhne des Zebedäus Donnerskinder. Doch duldete

er durchaus keine Rangsucht unter ihnen, sondern verwies sie stets zur Demuth und Unterwürfigkeit.

Die äußerst schwierige Arbeit, den alten mosaischen Cultus und das ganze jüdische Priesterwesen zu stürzen, durfte nicht anders als sehr versteckt und behutsam unternommen werden. Die jüdischen Lehrer theilten sich in Secten; nichts also war natürlicher, als daß der künftige Reformator sich auch zuerst durch eine Secte zu verstärken suchte. Nur dadurch unterschied er sich, daß er seine Anhänger aus der niedrigsten Volksklasse zusammenlas, sich in der entferntesten Gegend des Landes, in der verachteten Provinz Galiläa an der phönicischen Gränze aufhielt, und eine Zeitlang die Verborgenheit suchte, damit es nicht der Priesterkaste gelänge, sein mühsam angelegtes Werk im Keim zu zerstören.

Alle alte Propheten hatten nach den Volkssagen Wunder gethan; Wunder erwartete man daher von dem Messias vorzüglich, und größere als alle vorher geschehene. Dieser Erwartung mußte Jesus entsprechen, oder sich seines Werkes auf immer begeben. Und wirklich hat er Wunder gethan, die er aber alle der Kraft des Glaubens zuschrieb, und da darf man denn wohl die Wahrheit aller der Erzählungen von den Gemüths- und Nervenkranken, die er durch ein bloßes Wort geheilt, in keinen Zweifel ziehen; denn

wer kennt die ungeheure Kraft des Gemüths über den Körper nicht? Die Heilungen der Taubstummen und Blindgebornen, so wie die Speisungs und Todtenbelebungsgeschichten mögen auf die Rechnung der Ueberlieferer kommen, denen nach so handgreiflichen Erdichtungen als z. B. Matth. XVII, 27. XIV, 25. XXI, 19. Luc. VIII, 32 und 46 erzählt werden, alles in dieser Art zuzutrauen ist. Bey der Erweckungsgeschichte Joh. XI. kann man sich fast nicht erwehren, auf eine geheime Verabredung zu muthmaßen.

Außer diesen vielbestrittenen Wundern wirkte er jedoch andere, unbestrittene, durch die ihm inwohnende Herrscherkraft. Seine Rede war gewaltig, wie es Lukas ausdruckt, und ganz gewiß lag in seinem Aeußeren jenes Unnennbare, das alle große Männer so unwiderstehlich macht. Selbst da ihm schon nachgestellt wurde, wagten die Ausgeschickten nicht, Hand an ihn zu legen, weil seine Worte, wie sie sagten, so wunderbar, wie keines andern Menschen klängen [1]). Er sprach von einem Himmelreiche, zu welchem man nur durch den Glauben an ihn gelangen könne, und das mystische Dunkel, das er über diese Vorstellung breitete, die unerschöpfliche Fülle von Gleichnissen, durch die er derselben Klarheit zu geben suchte, und die Sicherheit, mit der er von

[1]) Joh. VII, 46.

göttlichen Dingen und von der Zukunft sprach, spannte die Neugier und die Ehrfurcht der Hörer zugleich. In seinen Urtheilssprüchen mußte man die Klugheit bewundern, in seinen Lehrvorträgen die Sittlichkeit der Grundsätze ehren. Sein Leben hielt auch die strengste Prüfung aus; sein ganzes Betragen war der Würde angemessen, die er behaupten wollte. Trotz seiner Langmuth konnte er auch sehr strenge seyn. Er fuhrte z. B. einen, der ihn nicht anständig genug anredete [2]), einen andern, der ihn in seinem Vortrage störte [3]), und wieder einen, der ihn mit Schlichtung seiner häuslichen Händel behelligen wollte [4]), derb ab, ja sein Liebling Petrus bekam einmal eine äußerst harte Antwort, als er es wagte, ihm vorzustellen, daß er doch sein Leben mehr schonen möchte [5]). Auch kommt mehrmals in den Erzählungen der Evangelisten der Ausdruck vor: „und sie durften ihn nichts mehr fragen [6])."

Jeder auch unberufene Verbreiter seiner Lehre war ihm willkommen [7]). kalte Bedächtler wies er dagegen selbst ab [8]). Die äußere Ceremonie der Aufnahme in seine Gemeinschaft war das Taufen, doch verrichtete er dies niemals selbst,

[2]) Marc. X, 18. [3]) Luc. VIII, 21. [4]) Luc. XII, 14.
[5]) Marc. VIII, 33. [6]) Marc. IX, 32. XII, 34.
[7]) Luc. IX, 50. [8]) Luc. IX, 62. XIV, 26. XVIII, 22.

sondern ließ es durch seine Jünger thun. Zuweilen sah man ihn von mehreren tausend Menschen umgeben, denen er Feld- oder Bergpredigten hielt, und wenn er, wie er am liebsten that, am Sabbath in den Schulen lehrte, so konnte niemand vor dem Gedränge zum Hause hinein. Selbst sein gewöhnliches Gefolge war nicht schwach, und auch Weiber waren darunter. Sehr oft entzog er sich dem Getümmel durch schnelle Entfernung in die Wüste, um sich in der Einsamkeit wieder zu sammeln.

Schön und kräftig sind die vielen kurzen Sittensprüche, die uns aus seinen Vorträgen aufbehalten sind. Aber die herrlichste Probe der hohen Reinheit seiner Ideen von den wahren Bedürfnissen der Menschheit sind die sieben Bitten, die er seinen Schülern vorsagte auf ihre Frage, was man denn eigentlich von Gott erbitten müsse. Der größte neuere Weise kann kein erhabneres Menschheitsideal fassen, als diesem Gebete zum Grunde liegt [9]).

Seinen Hauptzweck, Abschaffung der alten Gebräuche, verfolgte er nur allmälig. Zuerst duldete er an seinen Schülern die Nichtachtung des Sabbaths [10]), dann vertheidigte er sie wegen Unterlassung des Fastens [11]) und der vielen

[9]) Luc. XI, 2. [10]) Mark. II, 23. III, 2. Matth. XII, 7. [11]) Mark. II, 18.

im Gesetz verordneten Reinigungen [12]), und endlich begann er, wo es die Gelegenheit gab, offenen Kampf mit der Priesterkaste, auf die er alle Donner einer ciceronianischen Beredsamkeit schleuderte [13]). Auch lehrte er geradezu, daß in der neuen Ordnung der Dinge, die er herbeizuführen gedenke, die Anbetung des höchsten Wesens an keinen bestimmten Ort noch an äußere Formen gebunden seyn werde [14]), ja daß der Tempel in Jerusalem, dies von den Juden so hochgehaltene Heiligthum, von Grund aus zerstört werden müsse, um der würdigern Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit Platz zu machen [15]). Doch fügte er auch, um jede Mißdeutung zu verhüten, ausdrücklich hinzu, er sey nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erweitern [16]).

Man darf nicht glauben, daß so revolutionäre Ideen und ein so frey geäußertes Selbstgefühl raschen Beifall unter den Juden gefunden haben werde. Vielmehr war er oft der Steinigung nahe [17]), ja bey aller Popularität begegnete es ihm doch zuweilen, daß sein Mysticismus ihm die Zuhörer verscheuchte [18]), und seine Bildersprache dem Volke ganz unverständlich blieb [19]).

[12]) Matth. XV, 2. [13]) Matth. XXIII. [14]) Joh. IV, 21. [15]) Matth. XXIV. [16]) Matth. V, 17. [17]) Joh. X, 32. [18]) Joh. VI, 66. [19]) Joh. VI, 42. 52. 60. VII, 35.

Indem er sich als die Quelle alles Heils, als den Erretter vom Tode, als den einzigen Gesandten Gottes darstellte, verglich er sich bald mit einem Licht, bald mit einem Brunnen, mit einem Brodte, einem Weinstock ꝛc. und ward darüber von vielen für unsinnig gehalten [20]). Aber weit entfernt, sich dadurch irre machen zu lassen, sah er nur in diesem schlechten Erfolg die Bestätigung der alten Weissagungen, die wirklich dem Messias eine kalte Aufnahme, ja eine gänzliche Verkennung [21]) und ein schmähliches Ende [22]), nach dem Tode aber einen herrlichen Aufgang seiner Saaten [23]) prophezeiht hatten. Mit dieser Zuversicht richtete er sich und seine Jünger auf, und kein Zweifel an der Göttlichkeit seiner Sendung kam in seine Seele. Ueberzeugt, daß man die Begeisterung, gleichwie des Windes Wehen, nur fühlen, nicht erklären könne [24]), folgte er ohne Grübeln und Schwanken diesem Gefühl, welches ihm sagte, daß er nicht seinen Willen suche, sondern einen höheren [25]), und sein merkwürdiges Wort zur Magdalene [26]) zeigt ganz offenbar, daß ihm bey seinem Thun und Dulden die sichere Ahnung eines unvergänglichen Lebens im Munde der Nachwelt

[20]) Joh. X, 20. [21]) Joh. XII, 38. [22]) Luc. IX, 22. [23]) Marc. XII, 10. [24]) Joh. III, 8. [25]) Joh. V, 30. XII, 49. [26]) Matth. XXVI, 13.

welt vorgeschwebt habe. Er hielt sich für einen Strahl aus der Gottheit ausgegangen, und wieder dahin zurückzukehren bestimmt [27]), und in dieser Hinsicht konnte er sich sogar eine Ewigkeit des Daseyns [28]) und völlige Einerleiheit mit dem göttlichen Wesen beilegen; eine Idee, die in dieser Größe und Abstraction in neuern Zeiten erst wieder vom Spinoza und dessen Nachfolgern aufgefaßt worden ist.

Es ist nicht ganz erkennbar aus den biblischen Nachrichten, wie lange eigentlich die Laufbahn Jesu als Lehrer gedauert. Gewöhnlich nimmt man drey Jahre an. Der Verlauf seiner Schicksale ist kürzlich dieser: Sein erster Auftritt geschah, wie schon gesagt ist, in den kleinen galiläischen Städten Kapernaum (-), Chorazim, Bethsaida, Cäsarea Philippi, Tiberias, und seiner Vaterstadt Nazareth. Die letztere gab ihm Anlaß zu seinem bekannten Ausspruche, daß ein Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gelte. Nachdem er sich daselbst in der öffentlichen Schule den Propheten Jesaias aufschlagen lassen, und eine Erläuterung der Stelle Cap. LXI, 1. die er auf sich zog, angefangen hatte, erhob sich ein gewaltiges Geschrey wider den neuen Messias, den jedermann als des Zimmermanns Sohn im Städtchen kann-

[27]) Joh. VII, 62. [28]) Joh. VIII, 58.

te, und nur mit Mühe entging er der Steinigung. Sehr merkwürdig sagt Marcus bey dieser Gelegenheit (VI, 5.), „er konnte daselbst nicht eine einzige Wundercur thun wegen des Unglaubens.“

Auch in den benachbarten Städten begegnete ihm Aehnliches. Er rief Wehe über sie [29]), und verhieß dagegen allen, die ihm folgten, überschwenglichen Lohn. Welchen? das ließ die Vieldeutigkeit seiner dunkeln Ausdrücke nicht immer errathen. Oft mußten wohl irdische Hoffnungen in seinen Anhängern rege werden [30]), ja einigen schien er gar eine Unsterblichkeit auf Erden zu versprechen [31]). Auch der Vermuthung widersprach er nie bestimmt, ob er nicht einst noch ein irdisches Reich errichten, und sie darin zu seinen ersten Dienern machen werde. Vielmehr mußte manche seiner dunkeln Reden sie darin bestärken [32]), wie denn auch wirklich die Söhne Zebedäi schon allen Ernstes einmal um die beiden Stellen zur Rechten und Linken des Throns anhielten [33]). Die bestimmtesten seiner Verheißungen gingen indessen auf ein künftiges Leben, in welchem er der Weltrichter seyn, und alle seine Anhänger mit ewigen Gütern belohnen, die

[29]) Matth. XI. 20. [30]) Luc. XVIII, 30. XXII, 29. [31]) Matth. XVI, 28. Joh. VIII, 51. XXI, 23. [32]) Matth. XIX, 28. [33]) Matth. XX, 21.

andern dagegen mit ewigen Höllenqualen bestrafen werde [34]). Außerdem schmeichelte er oft seinen Jüngern durch die Vorstellung, daß sie, als arme, niedrige Leute, vor vielen andern durch freie göttliche Gnade dazu berufen seyen, die Werkzeuge zu einer so großen Begebenheit zu werden, und bey geringem Verdienst mit den Weisesten und Größten einerley Lohn zu erhalten [35]).

Dennoch mag es lange gedauert haben, ehe er volles Vertrauen gewann. Denn wir finden, daß Johannes der Täufer, der unterdessen für seine Freimüthigkeit von dem jüdischen Fürsten Herodes Antipas (-) eingezogen worden war, aus seinem Gefängnisse Boten mit der Frage an ihn sandte, ob er der sey, der da kommen solle, oder ob man eines andern zu warten habe. Allein eben des Johannes Schicksal hatte Jesum scheu gemacht, und als dieser wackere Mann gar enthauptet wurde, zog sein Freund sich eine Zeitlang ganz in die Wüste zurück, und verbot seinen Jüngern, ihn öffentlich den Messias zu nennen [36]).

In der Folge hingegen, da sein Anhang wuchs, wagte er schon kühnere Schritte. Er lehrte nun nicht mehr allein, sondern sandte auch

[34]) Matth. XXV, 31. [35]) Matth. XX, 1 — 16.
[36]) Luc. IX, 21.

seine Schüler aus, die Proselyten in Menge machten, und sogar auch Wunder thaten. Sie kamen von allen Seiten mit froher Botschaft und mit ganzen Schaaren Neubekehrter zu ihm zurück. Jetzt sah er schon die Schrecken der Revolution, die seine Lehre hervorbringen würde, deutlich vorher. „Meint ihr, sagte er einmal zu seinen Jüngern [37]), daß ich gekommen bin, Frieden auf Erden zu bringen? Nein, sage ich euch; Zwietracht vielmehr. Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!" [38])

Mit dieser bangen Gewißheit, daß sein Werk seinen Tod fordere, trat er hierauf die Reise nach Jerusalem an. Er lehrte im Tempel, fand aber wenig Glauben [39]), und kehrte unmuthig nach Galiläa zurück. Er wiederholte die Reise am nächsten großen Feste, aber mit nicht besserm Erfolg. Da verließ er die Hauptstadt mit der Drohung, sie solle ihn nicht wiedersehen, als bis sie selbst ihn im Triumph einholen werde [40]).

Zu seiner dritten Reise nach Jerusalem mach-

[37]) Luc. XII, 49. [38]) Vgl. Luc. XXI, 9. [39]) Joh. V, 46. [40]) Luc. XIII, 35.

te er demnach Zurüstungen, dergleichen man bisher noch nicht gesehen hatte. Er kam mit einem solchen Trosse von Menschen, daß die Neugierigen, die ihn sehen wollten, auf Bäume klettern mußten. Auch findet sich im Lukas eine seltsame Erzählung, in der er sich mit einem Herrn vergleicht, der alle die, die für ihn gewirkt, mit Statthalterschaften belohnt habe, seine Feinde aber, die seiner Herrschaft widerstrebt, vor seinen Augen erwürgen lassen [41]). Er unterdrückte die Begrüßungen Messias und König nicht mehr wie sonst, und erregte geflissentlich ein Aufsehen, das er bisher so ängstlich vermieden hatte. In Bethania, dem nächsten Flecken vor Jerusalem, that er im Hause seiner Freundinnen Martha und Maria ein Wunder, davon das Gerücht in wenig Stunden die ganze Hauptstadt erfüllte [42]). Alles, um sich dadurch im Volke eine Brustwehr gegen die Verfolgungen der Priesterschaft zu errichten, die bereits einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Noch mehr: in den alten jüdischen Weissagungen ward der Messias auf einer Eselin einziehend vorgestellt. Auch diese Prophezeihung wahr zu machen, ließ Jesus sich ein solches Thier nach Bethania bringen, um seinen Einzug darauf zu halten. Seine Anhänger liefen schaaren-

41) Luc. XIX, 27. 42) Joh. XI.

weise vor ihm her; andere Schaaren aus Jerusalem zogen ihm entgegen, durch seine letzte Wunderthat aufgereizt; sie bestreuten seinen Weg mit grünen Zweigen, ja mit ihren Kleidern, und alle schrien: „Gelobt sey der König, der da kommt im Namen des Herrn!" Die staunenden Priester verlangten, daß er dem Getümmel wehrete, er aber antwortete ihnen: „Wenn diese schweigen, so werden die Steine schreien." Darauf betrat er den Tempel, und mit nie gewohnter Eigenmacht stieß er in den Vorhallen die Tische der Wechsler, Taubenhändler und Krämer um, wobey er ausrief: „Es steht geschrieben, mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht."

Umsonst versuchten die Priester sich seiner zu bemächtigen. Am Tage schützte ihn offenbar der große Anhang des Volks, und gegen Abend zog er sich weislich aus der Stadt zurück. Täglich lehrte er im Tempel, und heilte Kranke. Die Pharisäer boten allen Scharfsinn auf, ihn durch listige Fragen zu fangen, allein seine Klugheit und Geistesgegenwart machte alle ihre Anschläge zu nichte. In diese drey Tage fallen die mancherley trefflichen Antworten, die man noch jetzt bewundert, z. B. über die Ehebrecherin (Joh. 8, 3.), desgleichen auf die Fragen, aus welcher Macht er seinen Beruf treibe, ob man den Römern Tribut geben dürfe, ob eine Auferstehung

der Todten sey, und wie es dann den Weibern gehen werde, die hier mehrere Männer gehabt (Luk. 20.), wobey er sich sogar das Vergnügen machte, ihnen zum Schlusse zu zeigen, daß er doch noch kitzlicher fragen könne, als sie [43]).

Bey dem allen hatte er die völlige Ueberzeugung, daß seine Laufbahn dem Ende nahe sey [44]). Er traf sogar mit seiner Muthmaßung den Mann ganz richtig, durch dessen Verrätherey er seinen Feinden in die Hände fallen sollte. Es war Judas Ischarioth, einer der Zwölfe, dem er immer nicht getrauet hatte. Er war merklich unruhig darüber, doch nicht so sehr, daß er nicht seine Jünger mit dem gewohnten Ernste noch hätte unterrichten können. Nie war er ihnen so interessant gewesen, als in dieser durch die Wehmuth gedämpften Stimmung. Es war am Donnerstage vor dem großen jüdischen Osterfeste *), als er nach seinen gewöhnlichen Vorträgen im Tempel gegen Abend mit seinen zwölf vertrauten Schülern in das abgelegene Haus eines verschwiegenen Freundes entwich, um mit ihnen das an diesem Tage übliche Osterlamm zu essen. Sie setzten sich um den Tisch, den Meister in ihrer Mitte. Und er sprach zu ihnen:

43) Luc. XX, 41. 44) Luc. XXII, 37.

*) Wir feiern diesen Tag unter dem Namen des grünen Donnerstags.

„Mich hat herzlich verlanget, dies Osterlamm mit euch zu essen ehe ich leide. Denn ich sage euch, daß ich hinfort nicht mehr mit euch essen werde, bis alles erfüllet werde im Reiche Gottes.“ Und er nahm den Kelch, dankte, und sprach: „Nehmet diesen Kelch, und trinket alle daraus. Auch dies Brodt, (er dankte und brachs) es ist mein Leib, der für euch gegeben wird, und der Kelch mein Blut, für euch vergossen. Thut künftig so zu meinem Gedächtnisse.“

Nach einer Weile stand er auf, legte seinen Mantel ab, schlug ein Tuch um seinen Leib, goß Wasser in ein Gefäß, und schickte sich an, seinen Jüngern die Füße zu waschen. Sie staunten, und weigerten sich, den Sklavendienst von ihm anzunehmen. Aber er bestand darauf, und so ließen sie es ehrfurchtsvoll geschehen. Er zog darauf sein Oberkleid wieder an, setzte sich zu ihnen und sprach: „Wisset ihr, was ich euch gethan habe? Ihr heißet mich Meister und Herr, und mit Recht, denn ich bin es. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet ihr auch euch unter einander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Denn der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Gesandte größer, denn der Sender. So ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr es thut.“

In einem traurigen Tone fuhr er fort: „Ihr seyd alle rein, aber einer unter euch wird mich verrathen. Wehe ihm! Es wäre ihm besser, er wäre nie geboren.“ Alle wurden bestürzt bey diesen Worten, und Johannes, der an des Lehrers Busen lag, fragte ihn ängstlich, wen er meine. „Der ists, antwortete er, dem ich jetzt den Bissen eintauche und gebe.“ Und er gabs dem Judas. Dieser war verwirrt, denn er hatte wirklich versprochen, dem Hohenpriester in dieser Nacht Jesu nächtlichen Aufenthalt anzuzeigen. „Was du thun willst, thue bald,“ sagte Jesus mit sanfter Stimme. Auf dies Wort verließ Judas die Gesellschaft, ohne daß die Andern, welche glaubten, er habe einen Auftrag von dem Meister, die wahre Ursach seines Weggehens errieten. Er ging aber zu den Priestern, und versprach ihnen, sie für 30 Silberlinge (etwa 15 Thlr.) noch in der nächsten Nacht an den geheimen Ort zu führen, wo Jesus zu fangen sey.

„Liebe Kinder, fuhr Jesus zu den übrigen fort, ich bin noch eine kleine Weile bey euch. Ihr werdet mich suchen, aber wo ich hingehe, da könnet ihr nicht hinkommen. Ein Gebot gebe ich euch noch, liebet euch unter einander, wie ich euch geliebet habe. Daran laßt jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd.“

Da sprach Petrus zu ihm: „Herr, warum

kann ich dir diesmal nicht folgen? Ich will mein Leben für dich lassen."

„Du dein Leben für mich lassen? antwortete er. Ich sage dir, ehe noch der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verläugnen."

Die ferneren Gespräche, wie sie uns eben jener Johannes, sein Liebling, aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet hat (Joh. 14 — 17) wird niemand ohne Rührung lesen können. Sie sind der Abdruck des edelsten Gemüths, schön verklärt durch den Schmerz des Abschieds. Nach diesen Gesprächen brachen sie auf, um im Dunkel der Nacht die gewohnte nächtliche Herberge außerhalb der Stadt zu suchen. Sie kamen unter großen Beängstigungen nach einem Meierhofe, Gethsemane (⌣) genannt. Hier überwältigte ihn auf einen Augenblick der lange bezwungene Lebenstrieb. „Setzet euch hier, sagte er; ich will dort hingehen und beten." Und zu seinen drey Lieblingen sagte er besonders: „Meine Seele ist betrübt bis an den Tod. Bleibet hier und wachet mit mir." Dann ging er von ihnen auf eines Steinwurfs Weite, fiel nieder auf sein Angesicht, und betete: „Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Zurückgekehrt fand er die Jünger schlafend, und sagte zu Petrus: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in An-

fechtung fallet.. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Zum andern Male ging er hin und betete: „Mein Vater, ists nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille." Wieder kam er zurück, und fand sie abermals schlafend. Und er ließ sie, und ging zum dritten Mal und betete dieselben Worte. Jetzt beklemmt vom äußersten Kampfe rief er zurückkehrend aus: „Ach wollt ihr nun schlafen und ruhen! Seht, die Stunde ist da, daß des Menschen Sohn überantwortet wird in der Bösen Hände. Stehet auf, lasset uns gehen! Siehe, er ist da, der mich verräth!"

Und als er noch redete, kam Judas, und mit ihm eine große Schaar mit Schwerdtern, Stangen und Fackeln. Damit sie den rechten griffen, war verabredet, daß Judas ihn küssen sollte. Das geschah, und sogleich umringten ihn die Häscher. Petrus wollte seinen Lehrer mit dem Schwerdt vertheidigen, aber dieser verbot es, und ging ohne Murren mit. Die Jünger entflohen.

Es war jetzt etwa Mitternacht. Dennoch war im Hause des Hohenpriesters der ganze jüdische Rath versammelt, und wartete auf die Rückkehr der Häscher. Die Erbitterung gegen Jesum war so groß, daß man gleich zum Verhör schritt, sobald er ankam. Man wünschte

aus Furcht vor dem Volke, daß er schon, ehe der Morgen anbräche, in den Händen der römischen Obrigkeit seyn möchte. Er ward gebunden vor den Hohenpriester geführt, und um seine Lehren befragt. „Ich habe täglich bey euch gelehret im Tempel, sagte Jesus, erkundigt euch bey denen, die mich gehört haben.“ Bey diesen Worten schlug ihn einer der Häscher ins Gesicht, und rief: Antwortest du dem Hohenpriester so? — Jesus versetzte mit Würde: „Habe ich unrecht geredet, so beweise mirs; habe ich aber recht, warum schlägst du mich?“ Zu manchen Fragen schwieg er gänzlich. Wie Sokrates verachtete er seine Richter, und als er endlich aufgefordert ward, klar und deutlich zu sagen, ob er sich wirklich für den Messias und Sohn Gottes halte, antwortete er nach seiner reinsten, bescheidensten Ueberzeugung, aber freilich nicht im Sinne jüdischer Priester, frey und heiter: „Ja, ich bin's.“ Mehr wollte man nicht hören. Er hat Gott gelästert, hieß es, und ist des Todes schuldig.

Die Richter gingen auseinander, und überließen ihn den übrigen Theil der Nacht dem Muthwillen pöbelhafter Gerichtsdiener, die ihm im Finstern ins Gesicht spien, ihn von allen Seiten schlugen und stießen, und dann höhnisch riefen: „Sprich, Prophet, wer wars, der dich schlug?“

Von allen Jüngern hatten nur Johannes und Petrus es gewagt, sich in das Haus zu drängen, der erstere gar bis in den Gerichtssaal. Petrus war vorn im Vorsaale bey den Wachen geblieben. Hier bemerkte ihn eine Magd, und sagte: Du bist auch einer von seinen Jüngern. „Behüte," antwortete Petrus erschrokken. Man fragte ihn zum zweiten, zum dritten Mal; immer betheuerte er mit stärkern Schwüren, den Gefangnen nicht zu kennen. Da wandte sich Jesus, und sah ihn an. Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.

Bey Tagesanbruch versammelte sich der Rath zum zweiten Male, und führte dann den Beklagten zum Richterstuhle des römischen Procurators Pontius Pilatus, ohne dessen Einwilligung kein Jude zum Tode verurtheilt werden konnte. Hier stellten sie ihn als einen Staatsverbrecher vor, der sich zum Könige habe machen wollen. „Du ein König?" fragte Pilatus. „Ja, antwortete Jesus, jedoch mein Reich ist nicht von dieser Welt." — Von welchem Reiche sprichst du denn? — „Ich bin in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit lehren soll. Wer aus der Wahrheit ist; der höret meine Stimme."

Pilatus fand nichts Strafwürdiges an dem Manne, doch sandte er ihn zum Herodes, der Galiläa besser kannte, und sich jetzt gerade zum

Feste in Jerusalem aufhielt. Herodes freute sich sehr, den Propheten kennen zu lernen, und hoffte viele Wunder von ihm zu sehen. Aber Jesus antwortete ihm gar nicht. Dies, und sein einfaches Aeußere machte, daß Herodes ihn mit seinen Hofleuten verspottete, und ihm einen königlichen Purpurmantel anlegen ließ. Dieser Spott genügte ihm. Nicht aber den Juden. Sie führten ihn nochmals zum Pilatus zurück, und drangen auf seinen Tod.

Pilatus fand Jesum bey einem zweiten Verhör eben so unschuldig, als bey dem ersten. Um indessen die stürmenden Priester doch etwas zu befriedigen, erbot er sich, ihn geißeln zu lassen. Das geschieht, der Edle wird entkleidet, an eine Säule gebunden, und mit der Geißel zerfleischt, dann den Soldaten Preis gegeben, die ihm eine Krone von Dornenreisern ins Haar drücken, ihm den rothen Mantel wieder umhängen, statt des Scepters ihm einen Stock in die Hand geben, und nun spöttisch rufen: Heil dir, König von Juda! So gemißhandelt läßt ihn Pilatus wieder hinaus zu den Juden führen, ob ihre Rachsucht nun gesättigt sey. Aber nein, alle schreien: „Kreuzige, kreuzige ihn!"

Der Römer geht noch einmal mit dem Beklagten hinein, und spricht mit ihm. Jesus antwortet nicht mehr. „Wie? ruft jener, weißt du nicht, daß ich Macht habe über Leben und Tod?"

— „Die hast du nur durch höhere Zulassung, antwortet Jesus. Aber wehe denen, die mich in deine Hände geliefert haben.“

Noch immer geneigt, ihn los zu lassen, führt der Procurator Jesum abermals hinaus, wird aber mit neuem Geschrey empfangen. „Wenn du ihn frey lässest, bist du des Kaisers Freund nicht,“ riefen sie ihm jetzt drohend entgegen. Das entschied. Der Gedanke an den grausamen Tiberius und die Furcht vor einer Rebellion macht ihn nachgebend. „So nehmet ihn hin, sagt er endlich, aber (indem er sich Wasser bringen läßt, und vor allen Zuschauern sich die Hände wäscht) ich bin unschuldig an dem Tode dieses Gerechten. „Ja, ja, riefen sie alle, wir nehmen es auf uns, sein Blut komme über uns und über unsre Kinder!“

Diese Wendung der Sache stimmte einen großen Theil der Anhänger Jesu um, denn jeder meinte, wenn er wirklich ein göttlicher Gesandter wäre, so hätte er durch ein einziges Wunderwerk allen diesen Schicksalen entgehen können. Und das Kreuzigen, eine Sklavenstrafe, konnte wohl unmöglich einen Messias treffen.

In den ersten Morgenstunden des Freitags *)

*) Wir feiern diesen Trauertag unter dem Namen Charfreitag.

war dieser Proceß vor dem Pilatus beendigt worden, und von da eilten die Juden sogleich zur Vollstreckung. Römische Soldaten führten ihn und zwey andere Verbrecher sogleich hinaus nach dem Richtplatze, wo sie ungefähr um neun Uhr Vormittags ankamen. Eine Menge Volks begleitete diesen Zug, selbst Priester und Pharisäer gingen mit, und hatten ihren Spott über den trefflichen Sohn Gottes, der so eben ans Kreuz genagelt werden sollte.

Es war ein jüdischer Gebrauch, daß die Missethäter ihr Kreuz selber hinausschleppen mußten. Der römische Officier, der die Wache anführte, hatte Mitleid mit dem unglücklichen Jesus, der ermattet von dem langen Wachen auf seinem zerfleischten Rücken kaum noch die Last des starken Balkens zu tragen vermochte, und unter den Schmerzen fast erlag. Er rief einem starken Manne, daß er Jesu das Kreuz trüge. Als man nun auf dem Platze, Golgatha genannt, angekommen war, und die Soldaten die drey Kreuze eingruben, boten andere den Gerichteten ein betäubendes Getränk an, aber Jesus schlug es aus. Er wollte nicht als ein Berauschter sterben. Jetzt ward er ausgezogen, hinaufgehoben und mit den Händen angenagelt. Keinen Laut des Schmerzes preßte ihm die Marter aus. Das einzige hörte man ihn am Kreuze hangend sagen: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht

was

was sie thun." Auch jetzt fehlte es nicht an Beschimpfungen des rohen Pöbels: „Bist du Gottes Sohn, riefen sie, so steige herab vom Kreuze! — Andern hat er geholfen und kann sich selbst nicht helfen!" u. s. w.

Maria, seine Mutter, hatte noch den Schmerz, Zeugin von dem traurigen Schicksal ihres Sohnes zu seyn. Sie stand nebst dem jungen Johannes zunächst am Kreuze. Zu dem Letztern sprach der Leidende: „Johannes, siehe hier deine Mutter." Und zu ihr: „Mutter, siehe nun hier deinen Sohn." Der edle Jüngling nahm das Vermächtniß an, und ernährte die Mutter seines Lehrers in seinem Hause bis an ihren Tod. Wir haben von diesem Johannes noch eine Lebensbeschreibung Jesu und drey Briefe übrig, welche in unserer Bibel enthalten sind.

Es war ein trüber Tag. Die ganze Natur schien in Empörung zu seyn. Asien ward um diese Zeit unaufhörlich von Erdbeben erschüttert, und jetzt eben, da Jesus am Kreuze hing, erbebte die Gegend um Jerusalem von gewaltigen Stößen. Nachmittags um drey Uhr hörte man den Leidenden den Anfang eines hebräischen Psalms ausrufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Jetzt war er ganz entkräftet von dem sechsstündigen Schmerze. „Mich dürstet!" sprach er mit matter Stimme. Ein Soldat reichte ihm auf Befehl des Of-

ficiers an einem Stabe einen in Essig getauchten Schwamm hinauf zum Munde, ein schlechtes Labsal für einen so abgemarterten Körper. Hierauf rief er plötzlich: „es ist vollbracht!“ und senkte dann sterbend das Haupt.

So bald pflegten sonst Gekreuzigte nicht zu sterben, auch waren die beiden andern Missethäter noch sehr lebendig. Die Priester aber baten den Pilatus, weil der morgende Tag ein Sabbath war, um die Erlaubniß, ihnen das Leben abkürzen zu dürfen, damit die Körper noch heut bey Seite kämen. Man schlug ihnen die Knochen gewaltsam entzwey, und nahm sie dann herunter. An Jesu ward zum Glücke dies barbarische Verfahren nicht versucht, weil man ihn schon für todt hielt. Ein Soldat ritzte ihm bloß mit der Lanze die Seite auf, es erfolgte aber kein Zucken des Lebens, und so zog man denn die blutigen Nägel aus den Händen, und nahm ihn herab.

Dies Geschäft übernahm mit der zärtlichsten Sorgfalt ein Mann, von dem man es nicht erwartet hätte, ein reicher angesehener Jude, und Mitglied des Raths in Jerusalem, Joseph von Arimathia(-), der längst schon Jesum heimlich geliebt hatte. Die Marter hatte er ihm nicht ersparen können, aber jetzt, da der allgemeine Haß gesättigt war, wollte er öffentlich zeigen, wie werth ihm der Todte gewesen sey. Er

bewirkte sich vom Pilatus die Erlaubniß, den Leichnam begraben zu dürfen, und begab sich gegen Abend mit seinen Leuten selbst nach Golgatha. Hier legten Jesu Freunde und Freundinnen emsig Hand an, daß der Körper sanft herabgenommen, gewaschen, gesalbet, und in weiche Tücher eingeschlagen würde. Für das alles hatte der brave Joseph gesorgt, und Nikodemus(-), ein anderes Rathsglied, auch sonst schon ein heimlicher Verehrer des göttlichen Lehrers, gab einen Reichthum von balsamischen Kräutern und Gewürzen her, dergleichen damals bey Beerdigungen angesehener Leute erfordert wurden. So zärtlich gepflegt trugen sie dann behutsam den Leib nach Josephs Garten, legten ihn in dessen neu gebaute Familiengruft, und wälzten einen Stein vor den Eingang der Höhle.

Der Sabbath (Sonnabend) verfloß darauf unter religiösen Uebungen. Am Sonntage aber, ganz frühe, machten sich die Freundinnen Jesu auf den Weg nach seinem Grabe, um ihn innerlich noch zu balsamiren. Indem sie noch sorgen, wie sie den Stein wegbringen möchten, sehen sie ihn schon von ferne abgewälzt, und das Grab geöffnet. Sie erschrecken, und eilen nach der Stadt zurück zu Petrus und Johannes. Beide gehen mit ihnen hinaus, steigen selber in die Gruft, finden die Stelle leer, und die Tücher, mit denen der Leichnam umhüllet gewesen, bey

Seite gelegt, ja eins davon sorgfältig zusammengewickelt. Jetzt erinnern sich die Jünger seiner dunkeln Reden von Auferstehung und Wiedersehen, und durchdrungen von freudigen Schauern kehren sie zur Stadt zurück, den übrigen Freunden das hohe Wunder zu verkündigen *).

Kurze Zeit nach ihrer Entfernung schleicht Maria Magdalena einsam trauernd zu dem Grabe. Laut weinend über den Verlust des theuern Leichnams sieht sie einen Mann von ferne stehen, den sie für den Gärtner hält. Es war ihr Freund, tief entstellt von der schrecklichen Marter. Sie redet ihn an: „Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast." — Und die bekannte Stimme spricht: „Maria!"

Sie sieht ihn näher an, erkennt ihn, und — „mein Lehrer!" — ruft sie zu seinen Füßen stürzend. „Rühre mich nicht an, entgegnet er. Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott."

Sie geht. Bald nach ihr besuchen zwey andere Freundinnen den Garten. Auch ihnen tritt Jesus in den Weg und spricht liebreich: „Seyd

*) Zum Gedächtniß dieser Auferstehung feiern wir unser Osterfest.

gegrüßt!" Sie staunen und zittern. „Fürchtet euch nicht, fährt er fort, geht und sagt meinen Brüdern, in Galiläa werden sie mich wiedersehen." Und wieder entfernte er sich.

Die Gerüchte von diesen Erscheinungen verbreiteten sich schnell unter die Jünger in Jerusalem, und erregten in ihnen Staunen und hohe Erwartung. Zwey derselben gingen am Nachmittage hinaus nach dem nahen Flecken Emmaus. Auf dem Wege unterhielten sie sich von ihres Lehrers traurigem Ende. Indem naht sich ihnen ein Mann von besonderer Gestalt und Sprache, und geht mit ihnen. Sie merken nicht, daß es Jesus ist. „Wovon sprechet ihr, fragt er verstellt, und warum seyd ihr so traurig?" Sie theilen ihm die seltsamen Gerüchte von der Auferstehung und ihre Zweifel mit. — „O ihr Ungläubigen, schilt sie der Fremde, erkennt ihr denn noch immer nicht die Erfüllung der alten Prophezeihungen? Mußte nicht Christus solches leiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen?" Er hält ihnen darauf die Stellen der alten Propheten vor, die auf den Messias gingen, und die nun alle pünctlich eingetroffen wären. Sie bewundern den gelehrten Rabbi, und bitten ihn, mit ihnen in Emmaus einzukehren. Er thuts, und setzt sich mit ihnen zu Tische. An seinen Händen erkennen sie ihn plötzlich. Aber in dem Augenblick geht er zur Thür hinaus.

Sie kehren hierauf schnell nach der Stadt zurück, und suchen den Versammlungsort der Jünger auf. Die Elfe waren hier nicht lange beisammen, als — Jesus selbst hereintrat. Es war schon spät. Sie erschraken alle, und hielten ihn für ein Gespenst. Erst da er ihnen seine Wundenmale zeigte, und sie freundlich zurechtwies, faßten sie sich. Er aß mit ihnen, zeigte ihnen nochmals die Uebereinstimmung der alten Weissagungen mit seinen Schicksalen, und verließ sie wieder mit gewohnter Schnelligkeit. Niemand wagte es jetzt, ihn etwas zu fragen, noch weniger ihm nachzugehen. Sie betrachteten ihn als einen Gott, und er selbst zeigte sich ihnen auch seit seiner Auferstehung immer nur in kurzen und unerwarteten Erscheinungen.

Am glänzendsten that er dies auf einem Berge in Galiläa, wo sich auf seinen Befehl die Elfe versammelt hatten. „Ja, rief er hier mit Würde aus: mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker; weihet sie taufend ein zum Glauben an den Vater, den Sohn, und den heiligen Geist, und lehret sie halten alles was ich euch befohlen habe. Geht! Unsichtbar werde ich bey euch seyn alle Tage bis an der Welt Ende.“

Seitdem erschien er seinen Jüngern noch zuweilen; zum letzten Male in Bethania, vierzig

Tage nach der Auferstehung. Hier segnete er sie feierlich zu seinen Nachfolgern ein, verschwand dann schnell, und ließ sich seitdem nicht wieder sehen.

7.

Ausbreitung der neuen Religion.

Dies lykurgische Ende erwarb ihm unglaublich viele neue Anhänger. Die Elfe, Petrus an ihrer Spitze, hielten ihre letzte Zusammenkunft zu Jerusalem am Pfingstfeste, und begeisterten sich hier gemeinschaftlich zu dem feurigsten Entschlusse, mit Gefahr des Lebens die neue Lehre von dem gekreuzigten und wieder auferstandenen Messias überall zu verbreiten. Die Hoffnung auf ein irdisches Königreich war nun freilich in ihnen erloschen, aber dafür hielten sie sich nun an ein himmlisches Freudenreich nach dem Tode, und dieser Glaube, der, fest ergriffen, dem Gemüth allerdings die höchste und edelste Richtung zu geben fähig ist, hatte, aus dem Munde begeisterter Lehrer gepredigt, keinen geringen Reiz für die mannigfaltig bedrängten und unglücklichen Menschenkinder.

Die Apostel (Gesandte) zerstreuten sich hier-

auf in die Städte des In- und Auslands, und stifteten überall kleine Gemeinen. Die Juden haßten und verfolgten die neue Secte, die sie spottweise Christianer oder Christen nannten, und suchten sie besonders durch den Umstand lächerlich zu machen, daß ihr Oberhaupt, Gottes Sohn, am Kreuze gestorben sey. Diesen allerdings wichtigen Anstoß räumten aber die Apostel durch die sinnreiche Wendung aus dem Wege: Gott habe eben dadurch seine Liebe zu dem Menschengeschlechte an den Tag gelegt, daß er alle Sünden der Menschen auf seinen eigenen Sohn gewälzt habe, der uns nun durch seine freiwillige Aufopferung mit Gott versöhnet habe. Den Juden, die zu einem ähnlichen Zwecke alle Jahre einen Lammsbock zu opfern pflegten, leuchtete dies ein: sie dachten sich nun statt des Bockes Gottes Sohn, waren gerührt von der göttlichen Gnade, und ließen sich zu Hunderten taufen. Daher wird Christus auch noch zuweilen in alten Liedern das Lamm Gottes genannt. Man muß aber auch gestehen, daß außer dieser Lehre von der Versöhnung und jener von der himmlischen Vergeltung auch der fromme Wandel der ersten Christen viel zur Ausbreitung dieser Religion beigetragen hat. Außer Petrus und Johannes stiftete besonders ein späterer Apostel, Paulus, aus Tarsus in Cilicien, in Asien und Griechenland, selbst in Athen und Rom christli-

che Gemeinen. Er und Petrus sollen auch in Rom auf Befehl eines grausamen Kaisers martervoll hingerichtet worden seyn. Ueberhaupt verfolgte man die ersten Christen überall als Neuerer und Verächter der herrschenden Religion, so wenig auch diese Religion noch geachtet wurde.

Und nun wieder zurück zu den römischen Imperatoren!

8.

Cajus Cäsar Caligula.

(37. — 41.)

Nach dem Tode des unmenschlichen Tiberius folgte unter den größten Erwartungen der 25jährige Sohn des allgeliebten Germanicus, Cajus Cäsar, ein schwacher Mensch, den aber die Soldaten liebten, weil er unter ihnen im Felde aufgewachsen war. Die kleinen Soldatenstiefeln (caligae) mit denen er schon als Knabe im Felde herumgesprungen war, hatten ihm früh den Scherznamen Caligula, Stiefelchen, zugezogen. Das Glück, Herr der Erde geworden zu seyn, machte ihn, so lange es ihm neu war, bescheiden, später, als er sich daran gewöhnt hatte, zum sinn- und gewissenlosesten Schwelger,

so daß man ihn mit einer Hirnkrankheit hat entschuldigen wollen. Unsinniger hat nie ein Prasser seine Güter verschwendet. Im ersten Jahre war schon der Schatz des Tiberius, nach unserm Gelde etwa neunzig Millionen Thaler *), durchgebracht. Alles mußte bey ihm von Golde seyn. Selbst seine Pferde fraßen aus goldenen Gefäßen, oft an seiner Tafel. Zuweilen wälzte er sich nackt auf Goldstücken. Was er that, war entweder eine Tollheit oder eine Grausamkeit. Schaaren von Menschen um leichter Vergehungen willen auf den Richtplatz führen, manche lebendig mitten von einander sägen, viele mit ausgesuchten Martern quälen, ja Thiere mit Menschenfleisch füttern zu lassen, war sein Vergnügen. Um immer neues Geld zu seinen Raserein aufzutreiben, führte er unerhörte Abgaben ein, ließ reiche Männer hinrichten, sich von seinen Hofleuten zum Erben einsetzen und mit selbstbestimmten Neujahrsgeschenken beehren, alte Sachen zu selbstbestimmten Preisen versteigern, u. s. w. Selbst einen Gott ließ er sich nennen, obwohl er so feig war, daß er bey Donnerwettern unters Bett kroch. Wie schlecht das Reich dabey regiert wurde, und daß bey solchem Ober-

*) Vicies ac septies millies HS. sagt Sueton, c. 37; d. h. nach röm. Sprachgebrauch 27000 mal 100000 Sestertios. Ein Sestertius ist aber etwa $\frac{1}{30}$ eines Thalers.

herrn die Statthalter und Präfecten nach Willkühr schalteten, versteht sich von selbst. Nach einem lächerlichen Feldzuge, der viele Millionen kostete, und von dem er nichts mitbrachte, als Muscheln von dem brittischen Gestade, (einen Tribut des Meeres, wie er sagte) erbarmte sich endlich ein Gardeoberster, Chärea, der verspotteten Menschheit, und durchbohrte mit Hülfe mehrerer Mitverschwornen diesen Rasenden im 29sten Jahre seines Alters (24. Jan. 41).

9.

Tib. Claudius Cäsar.

(41 — 54.)

Der Senat war Willens, die alte Republik nun wieder herzustellen, allein die mächtigern Prätorianer (Soldaten der Leibwache) wünschten sich wieder einen Kaiser, der sie kaiserlich bezahlte, und wählten in der Geschwindigkeit einen alten Oheim des Caligula, Namens Claudius, den sie erst unterm Bette hervorziehen mußten, wohin er sich aus Furcht vor dem großen Lärmen, den die Verschwornen im Schlosse machten, verborgen hatte. Verwundert, sich Imperator begrüßen zu hören, versprach der alte

Mann in der ersten Freude jedem Prätorianer ein Geschenk von etwa sechshundert Thalern, und so trugen sie ihn triumphirend durch ihre Kasernen und auf den Markt.

Claudius, ein schwacher Mann, war das unwürdige Spiel seiner Weiber und Freigelassenen. Der Name seiner ersten Gemahlin, Messalina, ist als Bezeichnung der höchsten weiblichen Frechheit und Ausartung sprichwörtlich geworden. Aber ihre Nachfolgerin Agrippina, that durch ihre Herrschsucht dem Ganzen noch weit größern Schaden. Sie zwang den alten Mann, ihren Sohn erster Ehe, Domitius Nero, zu adoptiren (50), und ihn mit seiner Tochter Octavia zu verheirathen. Weil aber Claudius seinen eigenen Sohn, Brittannicus *), immer mehr vorzuziehen strebte, so setzte ihm die zärtliche Gemahlin ein Gericht vergifteter Pilze vor, und verschaffte ihrem geliebten Nero durch Erkaufung der Garden die Nachfolge (13. Oct. 54).

*) Unter Claudius Regierung machten die römischen Heere die ersten Eroberungen in Britannien.

10.

Nero Claudius Cäsar.

(54—68.)

Es muß eine schwere Versuchung für eine schwache Seele seyn, sich Herr der Welt und über alle Gesetze und Beschränkungen erhaben zu wissen. Das zeigen uns vorzüglich diejenigen römischen Kaiser, die entweder gegen alle Erwartung oder in dem Alter der aufkeimenden Begierden den Thron bestiegen haben. Nero stand eben in diesem gefährlichen Alter; ein siebzehnjähriger Jüngling ward er zum Beherrscher des ungeheuren römischen Reichs ausgerufen. In den ersten Jahren hatte er noch mit der jugendlichen Schüchternheit zu kämpfen, die sich an soviel Größe nicht so schnell gewöhnen konnte; auch lenkten zwey würdige Erzieher (unter ihnen der berühmte Seneca) damals noch alle seine Handlungen und Ausprüche. Daher erhob das wieder auflebende Volk den edlen, menschlich fühlenden, wohlthätigen Jüngling bis in den Himmel; Anekdoten von seiner Milde und Bescheidenheit wurden in den ersten Tagen freudig umhergetragen; gesuchte Sentenzen, die er wie verloren hinwarf, wurden mit Bewunderung zu Papier gebracht. Aber bald fand er dies studirte Betragen lästig und endlich überflüßig.

Schmeichler bemächtigten sich seiner, und verführten ihn zu allen ersinnlichen Ausschweifungen. An Regierungsgeschäfte dachte er bald nicht mehr, und doch war es ihm verhaßt, seine herrschsüchtige Mutter sich darein mischen zu sehen. Ueberall stand diese Mutter ihm im Wege; alle Würden wollte sie vertheilen, tausendmal hielt sie es ihm vor, daß sie ihn zu der seinigen erhoben habe, und täglich mußte er von ihr Vorwürfe über seine Lebensart hören. Oft sogar drohte sie ihm in ihrer Hitze mit dem Britannicus, der in der That der Liebling des Volks und ein Jüngling von herrlichen Talenten war. Nero, furchtsam von Natur, und von seinen frechen Günstlingen in jeder aufkeimenden lasterhaften Neigung bestärkt, reichte seinem braven Stiefbruder selbst bey der Tafel einen so stark vergifteten Becher Weins, daß derselbe gleich nach dem Trunke zu Boden sank (54). Nun ganz von Freigelassenen und andern niedrigen Geschöpfen regiert, entfernte er seine weiseren Erzieher ganz von sich, und als er gar die Bekanntschaft der Poppäa Sabina, einer schönen aber herrschsüchtigen Frau machte, die ihn ganz umstrickte, ließ er sich zu allen Schandthaten leicht bewegen. Poppäa konnte die Anmaßungen der Mutter Nero's nicht ertragen, und beredete ihren Liebhaber, diese seine eigene Mutter umbringen zu lassen. Ein boshafter Günst-

ling gab den Rath, sie bey einer Lustfahrt zu ersäufen, und so, daß es ein Zufall scheinen müßte. Der Anschlag mißglückte, und um der Rache zuvorzukommen, mußte ein Trupp wilder Ruderknechte die unglückliche Frau mit Knitteln todtschlagen (59). — Aber Poppäa wollte auch Kaiserin seyn, und Nero hatte schon eine Gemahlin, die tugendhafte, an allen seinen Lastern unschuldige Octavia. Doch ein Muttermörder mußte ja wohl zu allem zu bewegen seyn. Octavia ward verstoßen, verwiesen, ermordet, und Poppäa ward Kaiserin.

Die Rache des Gewissens blieb nach so ungeheuren Verbrechen nicht aus. Den Mörder zu zerstreuen war jetzt das Studium aller seiner Günstlinge. Ein Taumel von Ausschweifungen sollte die Furien von seinem Lager verscheuchen. Man faßte ihn bey seiner Eitelkeit, sich für einen guten Sänger und Schauspieler zu halten, hieß ihn tragische Rollen einstudiren, und sich Tage lang im Singen und Declamiren üben. Anfangs schämte er sich dieser Beschäftigung noch vor ehrbaren Leuten; zuletzt aber bewegten ihn sogar seine Schmeichler, auf öffentlichen Theatern vor seinem Volke singend und tanzend aufzutreten. Diese Leidenschaft ward bey ihm so heftig, daß er sogar einmal seiner geliebten Poppäa, weil sie ihm darüber Vorwürfe machte, einen Fußtritt vor den Leib gab, woran sie starb.

Mit zunehmender Gewissensangst vermehrte sich seine Raserey. Er wollte etwas außerordentliches thun, und ganz Rom umschaffen. Plötzlich standen alle Quartiere dieser ungeheuren Stadt in Flammen, und brannten sieben Tage lang (18 — 24. Jul. 65). Das Volk lief verstört zu den Thoren hinaus. Niemand durfte löschen. Nero selber stand mit seinen Freigelassenen auf der Zinne eines entlegenen Pallastes, fand Wohlgefallen an „der Flammen Pracht," wie er sich poetisch ausdruckte, und declamirte eine dichterische Stelle, die den Untergang Troja's schilderte. Aber heimlich zitternd vor der Wuth des Volks wollte er doch nicht das Ansehen haben, Urheber dieses fürchterlichen Brandes gewesen zu seyn, und ein Haufe bezahlter Angeber mußte die Schuld auf eine arme Christengemeine schieben, die unlängst in Rom gestiftet worden war, und allgemein gehasset wurde, weil man sie für eine Secte unruhiger Juden hielt. Ein neues Verbrechen folgte daher dem vorigen; alle Christen wurden eingezogen, und fürchterlich hingerichtet. Die Grausamkeit des Unmenschen erfand für sie eine ganz neue Todesart. Man nähete die Unschuldigen in härene Säcke ein, die man mit Werg ausstopfte, begoß sie von außen mit Pech, grub diese lebendigen Mumien gleich Pfählen in die Erde, zündete sie oben an, und ließ sie, wie Fackeln,

in

in langen Reihen zu nächtlichen Rennspielen leuchten (64).

Hierauf beschäftigte ihn ein ungeheurer Bau der ganzen Stadt, der alle seine Kassen erschöpfte. Ein eigenes Quartier nahmen allein die Gebäude, Gärten, Wildbahnen, Bäder und Seen ein, die den kaiserlichen Pallast ausmachten, und sein Wohnsitz, das goldene Haus genannt, übertraf an Pracht alles, was vor ihm in Gold, Marmor, Perlen, Edelgesteinen, und köstlichen Holzarten vergeudet worden war. Italien und Griechenland wurden ausgeplündert zu diesen unerhörten Verschwendungen, die reichsten Familien wurden ermordet um ihres Geldes willen, und seine Agenten sandte er gewöhnlich mit den Worten zur Eintreibung der neuen Steuern aus: „ihr wißt, was ich brauche; sorgt, daß niemand etwas übrig behalte!" Während dessen wurde das hungrige Volk durch monatliche Kornspenden und durch Spiele ruhig erhalten, und Nero, der immer neue Zerstreuungen suchte, und alle Wollüste schon erschöpft hatte, machte eine Reise nach Griechenland, um in Olympia als Sänger und Kutscher in den Wettspielen aufzutreten. Die muthwilligen Griechen beklatschten ihn mit verbissenem Lachen, und erkannten ihm alle Preise zu, ungeachtet er im Wagenrennen umgeworfen hatte. Dafür wurden sie denn mit Gelde und vielen Freiheiten beschenkt.

Bey seiner Rückkehr nach Rom wurden die alten Schwelgereien, Thorheiten und Grausamkeiten wieder fortgesetzt. — Vierzehn Jahre lang ertrugen die Römer diesen Oberherrn, aber länger hielt sich die Geduld des Volks nicht mehr. Die Heere in Gallien und Spanien empörten sich zuerst, riefen ihre Feldherren zu Imperatoren aus, und marschirten auf Rom zu. Der größte Haufe entschied sich für den Galba, den Anführer der spanischen Legionen. Das Schrekken ging vor ihm her. Ein Aufruhr in der Stadt zwingt den Nero zu fliehen; da huldigt der Senat dem Galba, und erklärt den Nero für einen Feind des Vaterlandes, der, wenn man ihn fände, nach Sitte der Vorfahren hingerichtet werden sollte. Von allen seinen Freunden verlassen fand Nero jetzt nur noch einen einzigen Getreuen, den Freigelassenen Phaon, der ihm sein Landgut anbot. Dahin ritten sie in einer fürchterlichen Nacht; der Beherrscher der Erde hatte sich in einen schlechten Mantel vermummt, und hielt sich ein Tuch vor das Gesicht. Häufige Blitze machten sein abgejagtes Pferd scheu. Unterweges begegneten ihnen verschiedene Reisende, die fragten: „Was neues vom Nero?" oder „Ihr setzet gewiß auch dem Nero nach?" So geängstigt erreichte er halbtodt das Landgut, aber die Nachsetzer waren ihm schon auf der Spur. Er verbarg sich zitternd

hinter altes Gemäuer, ein wenig trocknes Brodt und faules Wasser war sein Labsal diesen Tag. Mehr als einmal versuchte er unter unsäglichem Heulen und Schluchzen sich selbst zu ermorden, aber er hatte den Muth nicht dazu. Da auf einmal sprengten Reiter heran. Laut schreiend ergriff er den Dolch, ein Freigelassener half ihm denselben in die Kehle stoßen. Die Reiter, die ihn gern lebendig greifen wollten, traten ein, als er sich fast verblutet hatte. Er war erst im zwey und dreißigsten Jahre, als er starb (11. Jun. 68).

Unter seiner Regierung war Britannien von dem Proconsul Suetonius Paulinus größtentheils besiegt, und zur römischen Provinz gemacht worden.

11.

Galba, Otho, Vitellius.

(68 und 69.)

Cäsars Geschlecht war nun ausgestorben, und da durchaus kein Gesetz die Thronfolgeordnung bestimmte, so wurden von jetzt an größtentheils die Kaiser von den Soldaten gewählt. Schreckliche Folgen dieser Soldatenwahlen wa-

ren, daß oft zwey Imperatoren mit ihren Heeren gegen einander zogen, selten einer eines natürlichen Todes starb, und daß immer einer den andern mit Waffengewalt überwältigte. So ging es schon dem Galba. Nach einer halbjährigen Regierung ward er von dem lusitanischen Legaten Otho verdrängt, bald darauf auch von den Soldaten ermordet (15. Jan. 69), und Otho besaß das Kaiserthum kaum drey Monate, als schon ein anderes Heer aus Niederdeutschland gegen ihn zog, seinen Feldherrn Vitellius zum Kaiser ausrief, und den Otho bey Bedriacum (·) zu einer blutigen Schlacht zwang, nach deren Verlust der letztere sich selbst erstach (16. Apr. 69). Er war ein edler Mann, und wollte, da das Glück sich ihm einmal widerwärtig gezeigt, nicht zum zweitenmal seine Getreuen an die Schlachtbank führen. „Gut, sagte er zu denen, die ihm ihr Leben anboten, diese Ueberzeugung, daß ihr für mich habt sterben wollen, soll mit mir gehen, ihr aber sollt zurückbleiben und gerettet seyn.“ Die Soldaten drängten sich zu seiner Leiche, um ihm noch die Hände zu küssen, und mehrere erstachen sich selbst an seinem Scheiterhaufen, gleichsam ihm zu Ehren.

Es gab zu dieser Zeit noch mehrere Feldherren, des römischen Namens würdig, und die in Deutschland, England, Ungarn und Pohlen beträchtliche Eroberungen machten. Manche der-

selben recrutirten ihre Heere mit dem Kerne der deutschen Jugend, die schon früh für fremden Sold zu dienen angefangen hatte, und die furchtbare kaiserliche Leibwache bestand größtentheils aus Deutschen. Durch diese kräftigen Stützen gestärkt blieben die sonst entnervten römischen Schwächlinge den auswärtigen Nationen im Felde noch immer furchtbar genug.

Auch Vitellius erlebte das Ende des Jahres nicht, in welchem ihn seine Truppen zum Kaiser ausgerufen hatten. Er ist merkwürdig als der größte Vielfraß, der je auf einem Throne gesessen hat, denn er verzehrte in vier Monaten nicht weniger als zwey und vierzig Millionen Thaler nach unserm Gelde. Er aß für sechs Mann, und hielt täglich drey, auch vier große Mahlzeiten, zu denen er sich durch wiederholtes Speien immer frische Luft machte. Er pflegte sich gern bey guten Freunden zu Gaste zu bitten, zuweilen bey mehreren an einem Tage, und keinem durfte eine Mahlzeit weniger als dreißigtausend Thaler kosten. Er wurde endlich von einem tapfern Feldherrn, Vespasianus, der eben siegreich aus Judäa zurückkam, und den seine syrischen Legionen wider seinen Willen zum Imperator ausriefen, verdrängt, und da seine viehische Schwelgerey und die Zügellosigkeit seiner Truppen ihn allgemein verhaßt gemacht hatten, so verfolgte der ausgelassene Pöbel in seiner wilden

Raserey den Fliehenden so wüthend, daß er noch in der Stadt eingeholt, in Stücke zerhauen, und an eisernen Haken in die Tiber geschleppt wurde (20. Dec. 69). Fürchterliches Ende eines Weltbeherrschers!

12.

Flavius Vespasianus.

(69 — 79.)

Endlich war das Ruder nun einmal in Hände gekommen, die stark genug waren, es zu fassen und zu lenken. Vespasian, schon ein 59jähriger Mann, hatte sich bisher als einen klugen und tapfern Feldherrn in Britannien und Asien bewährt, und jetzt als Kaiser war er ernstlich darauf bedacht, die Verfassung des Reiches wieder zu befestigen. Um den ganz erschöpften Schatz wieder zu füllen, entzog er sich selbst manche häusliche Bequemlichkeit, zog die vom Nero freigegebenen Provinzen wieder ein, und stellte die alten Zölle wieder her. Unter andern legte er auch auf die Urinfässer der Walker eine Steuer. Einem seiner Freunde, der dies ekelhaft fand, hielt er ein Geldstück an die Nase, und fragte ihn, ob das übel rieche.

Er baute übrigens das Capitolium und einen großen Theil der seit Nero noch in Asche liegenden Bürgerhäuser wieder auf, und fügte noch einen schönen Friedenstempel und das berühmte Colosseum (jetzt il Coliseo) hinzu, ein ungeheures Amphitheater, das über 60,000 Menschen fassen konnte, und wovon noch jetzt in Rom große Ruinen zu sehen sind. Von den abgebrochenen Werkstücken dieser gewaltigen Steinmasse sind in neuern Zeiten mehrere prächtige Gebäude erbauet worden. Ferner stellte er die Kriegszucht wieder her, stiftete eine öffentliche Bibliothek, und setzte zuerst anständige Besoldungen für Lehrer und für arme Senatoren aus. So strenge er war, so sehr enthielt er sich doch der Härte und Grausamkeit, ja um auch nicht einen Schein von Despotismus zu behalten, schaffte er sogar die sogenannten Majestätsgerichte ab, die unter seinen grausamen Vorgängern so manchem wackern Manne wegen eines nicht leise genug gesprochenen Worts das Leben gekostet hatten.

Seine Feldherren bekämpften mit Glück die empörten Bataver, unterjochten ganz England, und umschifften auch Schottland. Sein eigner Sohn Titus zerstörte Jerusalem (70). Vespasian starb, ein siebzigjähriger Greis, und hinterließ das Reich eben diesem Titus, der damals im vierzigsten Jahre stand (27. Jun. 79).

13.

Titus Flavius Vespasianus.

(79 — 81.)

Das jüdische Reich war seit Christus Tode bald von römischen Statthaltern, bald von eigenen Fürsten, am meisten aber durch innere Unruhen zerrüttet worden. Schon zu oft hatten die Römer mit diesem immer zänkischen Volke Nachsicht gehabt, und als daher unter Nero eine neue Rebellion ausbrach, ward Vespasian als Feldherr gegen sie gesandt (66), um mit der größten Strenge gegen sie zu verfahren. Die Juden wehrten sich als Verzweifelnde, und sechs Wochen lang lag das römische Heer vor Jotapa, ehe es diese Festung erobern konnte. Vierzigtausend Juden verloren dabey ihr Leben. Von 40 Entwischten, welche sich in eine Höhle geflüchtet hatten, tödteten sich 38 lieber unter einander selbst, als daß sie die angebotene Verzeihung angenommen hätten. Viele der Verfolgten stürzten sich von den Stadtmauern oder von Felsenhöhen herab, und in Galiläa allein rechnete man die Zahl der Erschlagenen auf siebzigtausend. Jerusalem ward vom Vespasian bloß eingeschlossen; er wollte, daß die zweierley feindlichen Parteien in der Stadt einander selbst aufreiben sollten. Indessen riefen die Angelegenheiten in Rom ihn

ab (69), und sein Sohn Titus übernahm das Commando. Die Stadt war so stark befestigt, daß sie kaum mit Waffengewalt zu erobern schien. Titus wollte ihrer schonen, und bot den Eingeschlossenen Verzeihung an, aber sie wollten sich durchaus nicht ergeben. Die Hungersnoth stieg so hoch, daß eine Mutter ihr Kind schlachtete und aß. Titus bot nochmals Verzeihung an, und nochmals vergebens. Nach einer fünfmonatlichen Belagerung erstürmten die Römer endlich die dreifachen Mauern, und ein entsetzliches Blutbad begann. Dennoch wollte sich der Haufe, der sich in dem Tempel verschanzt hatte, noch immer nicht ergeben. Titus wünschte sehnlich, dies Prachtgebäude zu erhalten, aber umsonst. Die Juden glaubten, ihr Tempel könne gar nicht erobert werden, Jehovah selber müsse ihn beschützen. Da warfen endlich die römischen Soldaten Feuer hinein, und so versank (70, 10. Aug.) Tempel und Stadt in einem ungeheuren Brande zum Aschenhaufen. Mehr als eine Million Juden sollen in diesem Vernichtungskriege ums Leben gekommen seyn. Die Gefangenen wurden als Rebellen behandelt, zum Theil ans Kreuz genagelt, zum Theil den wilden Thieren vorgeworfen, und die Kinder wurden in die Sklaverey verkauft. Seitdem ist der vereinigte Judenstaat auf immer vernichtet, und die zahlreichen Nachkommen jener Flüchtlinge haben, weil sich seit der lebhafteren

Ausbreitung des Christenthums kein europäisches Volk mit ihnen vermischen mochte, ihre widerlichen Nationalgesichter über die ganze Erde verbreitet *).

Wegen dieses Erfolgs hielt Titus in Rom einen glänzenden Triumph, in welchem die reichen Tempelgefäße zur Schau getragen wurden. Auch ward ihm, wie seinem Vater, ein prächtiger Triumphbogen von Marmor, in der Gestalt eines Thores oder hohen Portals erbauet, von welchem noch jetzt große Ueberreste zu sehen sind. Man erkennt daran noch schöne Basreliefs, welche jüdische Religionsgebräuche, Opfergefäße u. dergl. vorstellen. Auch Vespasians Triumphbogen steht noch zum Theil. Beide sind häufig in Kupferwerken abgebildet, und von Reisenden beschrieben.

Titus blieb darauf in Rom, ward seinem

*) Horaz erwähnt der Juden nur verächtlich und spöttisch; Tacitus mit Unwillen. Der letztere nennt sie hist. V. hartnäckig in ihrem Glauben und voll des feindseligsten Hasses gegen alle Fremde. Und Ann. II. 85. erzählt er, unter Tiberius (J. Chr. 19.) habe der Senat zu Rom den Befehl gegeben, daß alle Juden auf einen bestimmten Tag Italien verlassen, 4000 Freigelassene dieses Glaubens aber nach Sardinien gegen die dortigen Räuberbanden geschickt werden sollten, weil „si ob gravitatem coeli interissent, vile damnum.“

Vater als Cäsar zugesellt, und als jener starb, zum Imperator ausgerufen. Unendlich mehr, als man erwartet hatte, offenbarte sich jetzt in seiner neuen Würde sein edles Gemüth. Soviel Güte hatte man noch nie auf einem Throne gesehen. Er pflegte die Tage verloren zu nennen, an denen er keinem eine Wohlthat erwiesen hatte, und oft hörte man ihn sagen, von eines Kaisers Throne müsse niemand traurig weggehen. Nicht nur, daß er die Angeber freier Meinungen nicht anhörte: er bestrafte sie sogar, und Begnadigen war sein Vergnügen. Das Volk erkannte das so dankbar, daß es ihn die Liebe und die Wonne des menschlichen Geschlechts nannte.

Wirklich schien sich aber auch alles Unglück in die kurze Periode seiner Regierung zusammenzudrängen. Eine schreckliche Feuersbrunst wüthete drey Tage lang in Rom. Eine nicht minder verheerende Pest richtete ganze Familien zu Grunde. Und das Furchtbarste unter allem — ein ungeheures Erdbeben, verbunden mit fürchterlich anhaltenden Ausbrüchen des Vesuv, von dessen Dampfe Tage lang die Luft verfinstert wurde, versenkte zwey ganze Städte, Herculanum und Pompeji, in die Tiefen der Erde, und verwüstete ganz Campanien (79). Der menschenfreundliche Kaiser half den Geflüchteten mit seinem ganzen Vermögen, ja er wollte lieber

noch etwas von seinen Kostbarkeiten verkaufen, als dem Lande deshalb eine neue Steuer aufzulegen. Sechszehnhundert Jahre lang haben diese Städte im Schooße der Erde verborgen gelegen *), bis man vor hundert Jahren zufällig beim Brunnengraben die erste derselben entdeckte. Man hat seitdem einige Straßen ganz ausgegraben, dann aber die Arbeit wegen ihrer Beschwerlichkeit liegen lassen, ja in Herculanum sogar das Aufgegrabene wieder zugeschüttet. Die Häuser und das Hausgeräth darin hat man noch unbeschädigt gefunden, und in dem alten Straßenpflaster, welches aus Lava besteht, sieht man noch Wagenspuren. Die Gemälde und andere merkwürdige Alterthümer aus diesen unterirdischen Städten verwahrt man jetzt theils im Schlosse des Königs von Neapel zu Portici, theils in Palermo. Auch Menschengebeine hat man gefunden, unter diesen einen Mann, der mit einem Geldbeutelchen in der Hand unter der hohen Eingangstreppe eines Theaters zusammengekrümmt lag, wohin er sich vermuthlich in der Angst verkrochen hatte, um sich vor dem Aschen- und Steinregen zu schützen, den der wüthende Vulkan über die Stadt gesprüht hat. Als man

*) Ein Franzose du Theil hat es wahrscheinlich gemacht, daß beide Städte eigentlich erst in dem großen Erdbeben von 471 ganz untergegangen, und die Einwohner nach Nola und Neapel ausgewandert seyen.

beim Ausgraben den Leichnam berührte, zerfiel er in Asche. In einem Keller lagen über 20 Leichname langsam erstickter und verhungerter Menschen. Auf der Straße fand man sieben Männer, noch stehend, und den vordersten mit einer Laterne in der Hand. So hatte sich plötzlich der ungeheure Aschenberg über sie gestürzt. Wie viele tausend ähnliche Gerippe würde man sehen, wenn die ganze Gegend umher, oder auch nur der noch verschüttete Theil der beiden Städte von seiner Aschendecke entblößt werden könnte.

Schauerlich anziehend ist die Erzählung von jenem Ereigniß, wie sie uns der jüngere Plinius in zwey Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus als Augenzeuge aufbewahrt hat (6 epp. 16 und 20). Er befand sich damals mit seiner Mutter und seinem Oheim zu Misenum, an der entgegengesetzten Seite des neapolitanischen Meerbusens (man sehe doch ja die Karte an) und hatte also die gerade Aussicht über das Meer hin nach dem Vesuv und den beiden unglücklichen Städten Herkulanum und Pompeji. Es war am 23. Aug. Nachmittags gegen 2 Uhr, als sich ein Geschrey erhob, es steige eine ganz ungewöhnliche, fürchterliche Wolke auf. Auch schoß es aus dem entsetzlichen Schlunde bald weiß, bald schmutzig grau, zuerst wie ein Baumstamm, dann in der Höhe sich wie Zweige ausbreitend. Der Oheim, ein Freund großer Naturerscheinungen,

sprang in ein Fahrzeug und ließ sich queer über den Busen nach Stabiä fahren, um dem Berge näher zu seyn, lud auch den Neffen ein, aber dieser, ein zieriger Schwächling *), sagte, er wolle lieber im Livius studiren. Noch auf dem Meere erreichten jenen die fallende Asche und die Bimssteine. Viele entgegenfliehende riefen ihm zu, er solle zurückbleiben; selbst seine zitternden Ruderer flehten. Umsonst. „Mit den Tapfern ist das Glück," rief er, ließ sich in dem fürchterlichsten Aschenregen nach Stabiä bringen, und schlief, während alles was fliehen konnte floh, ganz ruhig bey einem Freunde. Aber die draußen ängstlich wachenden Sklaven weckten ihn früh, besorgend, daß die noch immer strömende Asche zuletzt den Ausgang versperren, oder die von dem fürchterlichen Erdbeben schwankenden Mauern einstürzen möchten. So ward denn herausgezogen. Ueber den Kopf gebundene Kissen sollten vor den herabfallenden Steinen schirmen. Die Sklaven erleuchteten mit Fackeln die schauerliche Dunkelheit. Da plötzlich fiel der sehr korpulente Mann todt nieder. Die Begleiter entflohen, und erst am dritten Tage (denn so lange dauerte die Finsterniß) fand man den Leichnam.

Der Neffe (damals 18 Jahre alt) war unterdessen noch bis zum folgenden Morgen in Mi-

*) S. 2 epp. 11, 15, und durchgängig.

senum geblieben, wo das entsetzliche Erdbeben ihm endlich die Gebäude zu verlassen rieth. Eine Menge Volks zog aus, Menschen, Thiere und Wagen waren mit Sachen, die man retten wollte, beladen, aber die Wagen wurden hin und her geworfen. Jetzt fiel die ungeheure Wolke auf die Erde und das Meer herab, der Tag wurde zur Nacht, man konnte das nahe Misenum nicht mehr sehen, und schon stäubte auch etwas Asche dahin, wo der junge Plinius stand. Jetzt bat ihn seine Mutter, allein voraus zu fliehen, und sie, die alte, schwerfällige, zurückzulassen, aber dazu konnte er sich nicht entschließen. So gingen sie denn zusammen, die gute Mutter immer über sich selber klagend, daß sie ihn durch ihre Langsamkeit aufhalte. Zuletzt setzten sie sich ein wenig nieder. Nun war es ganz schwarz um sie her, wie in einem Zimmer, wo das Licht plötzlich ausgelöscht ist. Das Rufen, das Geschrey und Gejammer der auf dem Felde herumtappenden Menschen war fürchterlich. Es fehlte auch nicht an Leuten, die die Angst zu Propheten machte. Und kann man diejenigen wohl belächeln, die eine solche Nacht für die letzte der Welt erklärten? Jetzt ward es ein wenig hell, aber das schien nicht der Tag, sondern ein aufsteigendes Feuer zu seyn. Wieder kam Finsterniß und ein langer und schwerer Aschenregen, daß man sich unaufhörlich schütteln mußte. Ends

lich lösete sich die dichte Nacht wie ein Rauch und Nebel auf, selbst die Sonne trat wieder hervor, aber ihr Schein war bleich, wie bey einer Sonnenfinsterniß. Alles sah jetzt verändert aus, der Boden war hoch mit Asche, wie mit Schnee, bedeckt. Die Flüchtlinge gingen nun nach Misenum zurück, noch lange nicht beruhigt, denn die Erdstöße währten noch immer heftig fort. Aus dem, was diese Leute betroffen, die durch die ganze Breite des Meerbusens von dem Quell der Zerstörung geschieden waren, mag man auf das Schicksal der kaum eine Stunde davon entfernten Herkulanenser schließen.

Gleich unterhaltend sind in den Berichten neuerer Reisenden über Italien *) die Beschreibungen der ausgegrabenen Häuser, Tempel, Theater und Grabmäler, wie auch der vielerley Geschirre, Lampen, Flaschen, Krüge, Töpfe und anderer geringfügiger Dinge aus dem Alterthume, die sich so wunderbar bis auf unsere Zeiten erhalten, und mithin ein Alter erreicht haben, welches ihnen gewiß keiner ihrer Verfertiger zugetraut hat. Unter andern ist auch ein Zwirnknäulchen darunter, dessen Besitzerin beim Aufwickeln

*) Vorzüglich in Denons voyage pittoresque und dem deutschen, in Gotha erschienenen, Auszuge daraus. Auch in des Herrn von Kotzebue neuester Reisebeschreibung.

wickeln wohl nicht ahnte, daß er in achtzehnhundert Jahren nicht vernäht, und am Ende noch in eines Königs Schlosse aufgehoben werden würde.

Auch Titus stiftete sich durch ein herrliches Werk der Baukunst ein zum Theil noch vorhandenes Denkmal. Es war eine Reihe von trefflichen Gebäuden, die Bäder des Titus genannt. Bey der Einweihung zog er sich ein hitziges Fieber zu, wenn man nicht einer andern Nachricht folgen will, welche dies Fieber einem Gifttranke von seinem ihm sehr unähnlichen Bruder Domitian zuschreibt. Genug er starb zur Trauer des ganzen menschlichen Geschlechts, doch vielleicht zum Glück für seinen Ruhm, nach einer kurzen Regierung von zwey Jahren (13. Sept. 81.), und Domitian bestieg den Thron. Von diesem mag lieber nichts gesagt seyn. Er war ein vollendeter Despot, und grausam wie Nero. Er stützte seine Herrschaft auf das Kriegsvolk, das er um ein Viertel höher besoldete, welche Ausgabe durch Herstellung der tyrannischen Majestätsgerichte wieder gedeckt wurde. Unter seiner Regierung erlitt das römische Reich von außen den ersten heftigen Stoß, die Einfälle der slavischen Völker aus dem heutigen Ungarn und Böhmen liefen nämlich so unglücklich ab, daß Domitian (90) den Frieden mit den Daciern durch einen Tribut schimpflich erkaufen mußte. Er er-

lag dem gerechten Hasse, und fiel unter wohlverdienten Dolchstichen (18. Sept. 96.). Sein Nachfolger Nerva († 27. Jan. 98.) regierte zwey Jahre lang mit Lob.

14.

Die Kaiser des zweiten Jahrhunderts.

Eine Reihe guter und kluger Regenten hielt im zweiten Jahrhundert nach Christus noch auf eine Zeitlang den Fall des Reichs auf, der durch die rasenden Tyrannen des ersten Jahrhunderts schon so nahe herbeigeführt worden war. Nur wenige Claudier und Neronen unterbrechen die schöne Folge ruhmwürdiger Kaiser. An der Spitze steht

M. Ulpius Trajanus, gebürtig aus Spanien, ein lebhafter, unternehmender Mann, empfindlich für Ruhm, Liebe und Wein, doch besonnen genug, keine dieser Leidenschaften zum Schaden seiner Unterthanen zu befriedigen. Eine Menge rühmlicher Verordnungen schmücken seine zwanzigjährige Regierung (98 — 117), die ihm die allgemeine Liebe des Volks und den Beinamen des Besten erwarb. In einigen glücklichen Feldzügen erweiterte er das ungeheure Gebiet

des römischen Reichs noch mehr, indem er die Dacier in Ungarn und die Parther in Asien bezwang, das Land der erstern (etwa die heutige Moldau und Wallachey, Siebenbürgen und den Temeswarer Bannat) zur römischen Provinz machte (106), und in Asien weiter vordrang, als je ein römisches Heer vor ihm gekommen war. Er setzte über den Euphrat, durchzog Assyrien und Babylonien, eroberte Ktesiphon, die Hauptstadt des parthischen Reichs, und machte zuletzt einen alexandrischen Paradezug auf dem Tigris in den persischen Meerbusen (114 — 116). Alle dortige Völkerschaften huldigten dem fernherkommenden Sieger, und Armenien, Assyrien und Mesopotamien wurden zu römischen Provinzen gemacht. In Rom verewigte er seinen Namen durch herrliche Werke der Baukunst, von denen uns jedoch nur noch eine einzige, 118 Fuß hohe, inwendig mit 192 marmornen Stufen versehene Säule übrig ist, die ehemals Trajans Standbild trug. Wenige Herrscher haben so bis ins Kleinste selbst regiert, wie Trajan, und doch schaffte er die Majestätsgerichte ab, und gab den Comitien die Wahlen, dem Senat die völligste Stimmfreiheit, und den Magistraten ihr Ansehen wieder. Die noch halb wilden nördlichen Provinzen machte er durch Heerstraßen und Brükken zugänglicher, auch legte er Erziehungsanstalten für arme Kinder an. Seine noch übrigen

Geschäftsbriefe an den jüngern Plinius, seinen Statthalter in Bithynien (seit 110) kann man nicht ohne Achtung lesen *). Er starb, 62 Jahre alt, den 11. Aug. 117.

Ihm folgte, von den asiatischen Legionen

*) Auf des Statthalters Anfrage, wie er gegen die neue, in Bithynien überhand nehmende Christensecte verfahren solle, antwortete der Kaiser folgendes: „In Sachen der dir als Christen angezeigten hast du ganz richtig verfahren, mein Secundus. Etwas allgemeines kann man in diesen Dingen nicht festsetzen. Ausgespäht müssen sie nicht werden, werden sie aber angezeigt und überführt, so sind sie zu bestrafen, doch so, daß wer sagt, er sey kein Christ, und es auch durch die That beweiset, indem er nämlich unsern Göttern opfert, Verzeihung erhalte, auch wenn er sich vormals verdächtig gemacht. Auf namenlose Anzeigen darf durchaus keine Rücksicht genommen werden, denn das giebt böses Beispiel und ist auch nicht im Geiste unserer Zeit." — Zum Geburtstage des Kaisers schreibt der Statthalter folgendermaßen: „C. Plinius dem Trajan, seinem Kaiser. Ich wünsche, o Herr, daß du diesen, und noch viele andere Geburtstage recht glücklich verlebest, und den ewig blühenden Ruhm deiner Tugend gesund und stark durch immer neue Werke vermehrest." — Darauf lautet die Antwort: „Trajan seinem Plinius. Ich erkenne die gute Gesinnung, mein lieber Secundus, mit der du mir mehrere so glückliche Tage im blühenden Zustande unseres Staats zu erleben wünschest."

zuerst ausgerufen, sein Vetter P. Aelius Hadrianus (117 — 138). Er war bey weitem nicht so frey von kleinlichen Eigenheiten, wie Trajan, aber doch sehr eifersüchtig auf den Ruhm, ein selbstthätiger und allsehender Regent zu heißen. Zehn Jahre hindurch bereisete er seine sämmtlichen Staaten in allen drey Welttheilen, und zwar meist zu Fuße und mit bloßem Kopfe. Auch er verschönerte Rom, und von seinen majestätischen Gebäuden ist noch der Pallast, den er zu seinem Grabmal weihte, ganz auf unsere Zeiten gekommen. Er heißt jetzt die Engelsburg. † 10 Jul. 138, alt 63 Jahre.

Antoninus Pius, vom Hadrian adoptirt, beglückte die folgenden 23 Jahre hindurch (138 — 161) mit eines Titus Menschenfreundlichkeit seine Unterthanen. Höchst liebenswürdig erscheint er wegen der dankbaren Achtung, die er für den guten Ruf seines bey dem Volke verhaßten Vorfahren trug. Noch als Hadrian lebte, und besonders in dem letzten Jahre, wo er, gefoltert von finstrer Melancholie, seinen lange verhaltnen Hang zur Grausamkeit oft wie ein Tiberius ausbrechen ließ, unterdrückte der gute Sohn so manchen Blutbefehl, und warnte manchen Freund vor der Rache des Kaisers. Auch die Schande seiner schlechten Gemahlin verbarg dieser edle Mann so sehr er konnte vor dem Volke. Seine geräuschlose Thätigkeit und seine strenge Ordnung

sicherte den Völkern ihren Wohlstand und ihre Ruhe. Eine schöne Säule, die diesem guten Kaiser in Rom errichtet ward, liegt jetzt noch in Stücken auf dem Boden. Er starb, 70 Jahre alt, den 7. März 161.

Marcus Aurelius, adoptirt von dem vorigen, und, wie er, durch stoische Philosophie gebildet, zierte hiernächst die folgenden 19 Jahre (161—180) den Thron. Seine männliche Besonnenheit allein konnte die vielen Unglücksfälle unschädlich machen, die in diesen neunzehn Jahren das Reich bestürmten. Seuchen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Empörungen der Provinzen, Einbrüche deutscher Völkerschaften, drohten dem Staate den Untergang. Er stillte die Empörungen, besiegte die wilden Feinde, und den Verunglückten aufzuhelfen erließ er ihnen nicht nur die Abgaben, sondern verkaufte sogar die Geräthschaften seines Pallastes. Wir haben von ihm noch Betrachtungen über sich selbst, in griechischer Sprache, die die reinsten sittlichen Grundsätze im Geiste der stoischen Schule enthalten, und ihm einen Platz unter den sogenannten Weisen auf dem Throne erworben haben. Er starb den 17. März 180, alt 59 Jahre. — Ganz anderer Natur war sein, ihm wahrscheinlich untergeschobener, Sohn

Commodus, ein Unmensch, der zwölf Jahre lang den Nero spielte, seines Vaters weise Räthe

entfernte, alle Geschäfte den niedrigsten Creaturen überließ, und sich öffentlich ohne alle Scham den unnatürlichsten Ausschweifungen ergab. Grausamkeiten folgten auf Grausamkeiten, Geld ward mit Gewalt erpreßt, Menschen wurden zum Vergnügen verstümmelt, Schwester, Gemahlin, Günstlinge verwiesen und hingerichtet. Er wollte der römische Herkules genannt seyn, und kleidete sich auch als Herkules, erschoß von seinem Balkon zuweilen an einem Tage hundert eingesperrte Löwen, und nahm es im Vertrauen auf seine Körperstärke mit den größten Fechtern auf. Sollte man es glauben? er trat 735 Mal öffentlich im Circus als Gladiator auf, und ließ sich für jedes Mal eine Million Sestertien (über 30,000 Rthlr.) aus der Staatskasse bezahlen. Und dieser starke Held schämte sich nicht, nach Domitians Vorgang, den einbrechenden Deutschen Tribut zu zahlen, damit sie seine Gränzen nur in Ruhe ließen. Zuletzt ward er durch ein Complott an seinem Hofe ermordet, 31. Dec. 192.

Ihm folgte der 67jährige Stadtpräfect Pertinax, ein alter braver General, am 1. Jan. 193, aber am 28. März ward er schon von den mit seinen Finanzreformen unzufriedenen Prätorianern erschlagen, und sein Kopf auf einer Pike durch die Stadt getragen.

Und nun — man denke! — stiegen die 16,000 Prätorianer auf die Wälle ihrer zur Fe-

stung gemachten Casernen, und riefen laut: wer ihnen das Meiste biete, solle ihr Kaiser seyn! Didius Julianus, damals der reichste Schwelger in Rom, überbot alle andern, und versprach jedem Soldaten 1300 Rthl. Sie riefen ihn zum Kaiser aus, aber zu gleicher Zeit thaten zwey entfernte Heere ihren Feldherren dieselbe Ehre an, und marschirten auf Rom los. Einer dieser Feldherren, Septimius Severus, behielt nach einem förmlichen Bürgerkriege die Oberhand, und Didius ward hingerichtet. Empörungen entstanden jetzt in allen Theilen des Reichs, nirgends genossen die Unterthanen einer glücklichen Ruhe, und Severus schlug sich in Gallien, Arabien und Aegypten herum. Welche erstaunliche Heereszüge binnen vier Jahren für einen einzigen Feldherrn! Als er sich Ruhe verschafft hatte, stellte er in Rom Zucht und gute Ordnung her. Aber bald riefen ihn die Feinde wieder weit fort nach Schottland. Der Gram über einen ungerathenen Sohn tödtete ihn vor der Zeit. (4. Febr. 211, 66 Jahre alt.)

15.

Umfang des Reichs.

Hier, am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus, wollen wir wieder einen Augenblick ausruhen, und unterdessen das ungeheure Weltreich übersehen, das seit Augustus noch durch die Eroberungen der spätern Kaiser beträchtlich erweitert worden war. Als Marcus Aurelius starb, faßte das römische Reich in sich nach den jetzigen Benennungen der Länder: Italien mit seinen Inseln, Spanien und Portugall, England, Wallis und Südschottland, Frankreich und die Schweiz, die ehemaligen Kurfürstenthümer Mainz, Trier, Cölln, Pfalz; Belgien und die batavische Republik, die Hälfte des baierschen und den ganzen österreichischen Kreis; Slavonien, Dalmatien, Kroatien, Bosnien, Servien, Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau, die Wallachey, Bulgarien, die europäische Türkey, alle Inseln im mittelländischen Meere und im Archipelagus, Kleinasien bis an die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres, selbst die Krim, Tschirkassien und Mingrelien; weiter herunter Syrien, Phönicien und Palästina, und in Afrika endlich Aegypten, Algier, Tunis, Tripoli, Fez und Marokko.

Und alle die Millionen Bewohner dieser

sämmtlichen Länder standen unter der Willkühr eines einzigen Gebieters. Ueberall hin verpflanzten sich römische Sitten und römische Sprache. Römische Festungen deckten den Rhein, römische Brücken wölbten sich über die Donau, römische Theater stiegen in Spanien und Frankreich empor, und römische Kanäle und Mauern wurden in Holland und England gezogen. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich manche von diesen Denkmälern erhalten, und die jetzige spanische, französische und englische Sprache sind fast zur Hälfte mit römischen Bestandtheilen vermischt.

16.

Sitten der damaligen Römer.

Es scheint die Ordnung der Natur zu seyn, daß ein Volk in seiner Kindheit durch die Religion, in seiner Jugend durch die Ehre erzogen werde, um sich im Mannsalter durch die Vernunft weiter zu helfen. Denn die religiösen Bande lassen nach mit der größeren Entwickelung des Verstandes, und auch das Heldenalter einer Nation dauert nur eine Weile. Wohl dem Volke, das unterdessen eine Gesetzgebung erhalten hat, die das Rechte und Beste gebietet, und sich

eine bürgerliche Verfassung erfunden hat, in welcher alle einzelne Verhältnisse eine zwingende Kraft zur Beobachtung jener Gesetzgebung in sich enthalten.

Die Römer hatten nicht nur die sämmtlichen Schätze der platonischen, epikurischen und stoischen Lebensweisheit von den Griechen überkommen, sondern auch allmälig ein System von bürgerlichen Gesetzen zusammengebracht, das noch jetzt die Grundlage unserer Rechtswissenschaft ausmacht. An der Gesetzgebung fehlte es ihnen also nicht, wohl aber an der Verfassung, die die Beherrschten durch eine innere Nothwendigkeit an die Gesetze gefesselt hätte. Von allen den Millionen, die die römischen Staaten bewohnten, bestand kaum ein Drittel aus freien Bürgern: mehr als zwey Drittel waren Sklaven, d. h. Menschen, denen man bey aller Gelindigkeit der Behandlung doch keine öffentliche Ehre, kein Eigenthum und keine häusliche und eheliche Verfassung zugestand, die also durchaus keinen Gemeingeist und kein Interesse an dem Wohl des Ganzen haben konnten. Und diese Menschen waren die ersten Erzieher und Gesellschafter der römischen Jugend, ja freigelassen traten sie schaarenweise selbst in die Tribus der Bürger ein. Die Sklavinnen waren durch keine Scheu an ein sittsames Leben gebunden. Welche Verworfenheit mußte also auch unter ihnen herr-

schen, und von ihnen ausgehen! Ferner: Hunderttausende in der Hauptstadt lebten ganz ohne Amt und ohne Gewerbe (denn die Handwerke wurden von Sklaven betrieben), also als privilegirte Müßiggänger, die wöchentlich aus den kaiserlichen Magazinen mit Brodt gefüttert, und wenigstens monatlich mit Thierhetzen und Fechterspielen unterhalten werden mußten. Dazu rechne man noch die ungeheure Menge zurückkehrender Soldaten, durch ein herumziehendes, räubermäßiges Leben bis zur Thierheit verwildert, und man wird es begreiflich finden, wie die Schriftsteller jener Zeiten uns diese ganze ungeheure Masse des römischen Volks als einen Abschaum von Sittenlosigkeit schildern können, die keiner besseren Beherrscher, als eines Nero und Caligula werth gewesen seyen.

Würden sich nicht auch sonst die Kaiser geschämt haben, als Tänzer und Fechter aufzutreten, wenn das Publikum noch einige Achtung verdient hätte? Würden sie sich solche Grausamkeiten erlaubt haben, wenn sich nicht so viel bereitwillige Vollstrecker ihrer Blutbefehle gefunden hätten? Welches Volk würde jetzt einen solchen Oberherrn nur acht Tage dulden? Und die Geschichtschreiber versichern uns, daß der rasende Caligula der Abgott des Pöbels gewesen sey, und daß alle die Bluthunde, die ihm glichen, nicht durch einen allgemeinen Unwillen des Volks, son-

dern nur als Opfer der Privatrache einzelner Mißvergnügten gefallen seyen. Man hielt alle ihre Tollheiten für unschuldige kaiserliche Launen, und alle ihre Grausamkeiten für ganz natürliche kaiserliche Vorrechte, deren sich jeder auch bedienen würde, wenn er Kaiser wäre.

Der tigerartige Tiberius erstaunte selbst zuweilen über die Kriecherey des Senats, ja er nahm viele Vorschläge zu despotischen Handlungen nicht an, die ihm von seinen Schmeichlern gemacht wurden. Ihm wurden zu seinen Grausamkeiten schon die Hände geboten, noch ehe er sie verlangte, und er konnte kaum so viel Angeber anhören, als sich täglich zu ihm drängten. Als Tiberius seinen letzten Nebenbuhler, den edlen Germanicus, hatte aus dem Wege räumen lassen, verließ alles aus Furcht dessen Haus, bis auf einen einzigen römischen Ritter, Sabinus, der sich der Wittwe und ihrer Kinder als wahrer Freund annahm. Auf diesen würdigen Mann bauen alsobald vier Senatoren ihre Hofnung, Consuln zu werden. Wie? denken sie, wenn wir das anzeigten, und dem Tiberius bange machten? gewiß, er belohnte uns! Und siehe, einer dieser Elenden, der schon Prätor gewesen war, geht freundlich zum Sabinus, schleicht sich in sein Vertrauen ein, bedauert den unglücklichen Germanicus, flucht dem Tyrannen, und entlockt dadurch dem Sabinus ähnliche Verwünschungen.

Die wollte er nur hören. Die übrigen Drey schreiben, hinter einer Tapete versteckt, des unglücklichen Sabinus Worte treulich auf, und bringen sie auf der Stelle dem Tiberius, der sogleich den Todesbefehl unterzeichnet. Auch Nero würde der Mörder nicht geworden seyn, wenn nicht Senat und Volk ihm öffentlich für die Ermordung seiner Mutter, als einer bösen Frau, gedankt hätten, und der Sänger nicht, wenn nicht Bürger und Soldaten seinen Pallast bestürmt hätten, um ihn laut zu bitten, seine himmlische Stimme hören zu lassen. Ja die Feigheit ging so weit, daß Väter dem Kaiser für die Hinrichtung ihrer Söhne dankten, um nicht durch Traurigkeit den Verdacht des Tyrannen gegen sich selber zu reizen. Welche Verworfenheit! Nie hat auch ein Menschenleben weniger Werth gehabt, als damals, wo man so ruchlos damit spielte. Jetzt traten Ritter und Senatoren mit unter den Gladiatoren auf, und wurden hundertweise zum Vergnügen der Zuschauer hingerichtet. Commodus schlug oft, wenn er über die Straße ging, dem ersten, der ihm begegnete, die Beine entzwey, oder ein Auge aus, und warf ihm dann ein Stück Geld hin. Einmal ließ er zum Spaße bey der Tafel ein Paar Bucklichte nackt auf eine große Schüssel legen, mit einer Senfbrühe begießen, und sie als ein neues Ge-

richt aufsetzen, zur Erschütterung sämmtlicher Zwergfelle an der kaiserlichen Tafel.

Die ganze Menschheit war erschlafft; Geisteswerke gediehen nicht mehr, schon um deswillen nicht, weil der Despotismus der Kaiser die Freiheit der Zunge und der Feder auf das grausamste beschränkte. Der freimüthige Seneca, Nero's Lehrer, mußte an selbstgewählter Verblutung sterben. Mehrere Lobredner unschuldig hingerichteter Senatoren wurden gleichfalls hingerichtet, und ihre Schriften vom Henker verbrannt. Ja unter Domitian wurden wieder einmal alle Philosophen verbannt. „Wir haben wahrlich, fügt Tacitus, der dies erzählt, hinzu, ein großes Beispiel von Geduld gegeben, und wie das Alterthum gesehen hat, was in der Freiheit das Aeußerste ist, so haben wir, was in der Sklaverey. Aller Tausch des Redens und des Hörens war durch die Späher gehemmt, und wir würden das Gedächtniß mit der Sprache verloren haben, wenn Vergessen eben so wie Schweigen in unserer Gewalt stände." Nur unter einem Trajan durfte wieder ein Tacitus die Sprache eines alten Römers reden. Aber er ist auch der letzte seiner Art. Das Zeitalter war schon zu kraftlos für solche Geburten; selbst der gleichzeitige Plinius (der jüngere) konnte seinen Collegen im Senat nur bewundern, nicht erreichen *).

*) „Nie, erzählt Plinius, habe ich eine innigere Freude

Nur die gröbsten sinnlichen Genüsse hatten noch Reiz für dies ausgemergelte Geschlecht. Darum ging auch das höchste Streben der vornehmen Römer nur nach Reichthümern, die man dann auf viehische Schwelgereien verwandte. Apicius, ein berühmter Schlemmer zu Augusts Zeiten, hatte schon drittehalb Millionen verpraßt, als er durch Rechnung herausbrachte, daß ihm nach Bezahlung aller Schulden kaum noch 250,000 Thaler übrig bleiben würden. Mit dieser Kleinigkeit getraute er sich nichts rechts mehr anzufangen, er endigte also lieber sein Leben durch Gift. — Einer seiner Collegen bezahlte einen Fisch von fünftehalb Pfunden mit 250 Thalern. Zu Nero's Zeiten konnte kein vornehmer Römer, er mochte noch so sparsam seyn, bey dem Antritte eines wichtigen Amts ein Ehrenmahl unter 75000 Thalern unsers Geldes geben. Caligula gab sich einmal alle ersinnliche Mühe, den Tribut

empfunden, als neulich in einem Gespräch mit Cornelius Tacitus. Er erzählte mir, es habe bey den letzten Rennspielen ein römischer Ritter neben ihm gesessen, dieser habe ihn nach mehreren gelehrten Gesprächen gefragt, ob er ein Italiäner sey, oder ein Provinziale. Er habe geantwortet: Du kennst mich, und zwar aus meinen Studien. Darauf jener: Nun so bist du entweder Tacitus oder Plinius." Plin. 9. epp. 23.

Tribut von drey Provinzen in einer einzigen Mahlzeit zu verprassen, und brachte endlich mit aufgelöseten Perlen und ähnlichen Zuthaten ein Mahl zu Stande, das drittehalb Tonnen Goldes kostete. An einem Gastmahle, zu dem er sich bey einem Andern geladen hatte, kosteten bloß die Kränze von Rosen, die man zur Winterszeit aus Aegypten hatte kommen lassen, mehr als zehntausend Thaler. Vitellius ließ eine Schüssel von ungeheurem Umfange verfertigen, die er den Schild Minervens nannte, und die als ein Wunder der Kunst angestaunt ward. Doch war ihr Inhalt noch köstlicher, denn sie wurde mit Leckereien angefüllt, die wenigstens 25,000 Rthlr. kosteten. Darunter waren Zungen von Flamingoen, Gehirne von Pfauen und Fasanen, Milch von Muränen und noch seltnern Fischen ꝛc. Einer der folgenden Kaiser setzte seinen Gästen einmal sechshundert Köpfe von Straußen vor. Zur Herbeischaffung solcher Leckereien aus den entferntesten Weltgegenden wurden Flotten und Karavanen in Bewegung gesetzt, und alle Wege, die von beiden Meeren nach Rom führten, waren mit Fuhrwerken bedeckt, die für die Küchen des Hofes und der Vornehmen beladen waren.

In den Häusern der Großen dienten ganze Schaaren von Köchen, und rings um die Tafeln standen Sklaven von allen Farben und Altern, in Gold und Silber prangend, die oft ganze

Nächte aufmerksam auf einem Flecke stehen mußten, und für ein einziges Husten oder Niesen, wodurch die Gemüthsruhe der Schlemmer gestört ward, mit Geißelhieben bestraft wurden. Schamlosere Wollüstlinge ließen sich von ganz entkleideten Mädchen bey der Tafel bedienen.

Aus dem Trinken ward seit dem Triumvir Antonius eine ordentliche Kunst gemacht. Der Sohn des Cicero konnte zwey Congien, oder nach unserm Maaße zehn Flaschen Wein in einem Zuge austrinken. Ihn übertraf aber noch ein andrer Säufer aus späterer Zeit, der im Stande war, funfzehn Flaschen in einem Athem herunter zu gießen, welcher Heldenthat selbst der alte, damals schon sehr mürrische Tiberius Wunders halben beizuwohnen sich entschloß. Stellte man Wettstreite im Trinken an, so kam man sich dabey durch alle Arten von Ausleerungen zu Hülfe, und — pfuy! — befriedigte selbst bey Tische, auf dem Polster liegend, ohne Scham alle noch so ekelhaften Bedürfnisse der überladenen Natur.

Bedenkt man nun, daß dergleichen Mahlzeiten, die oft aus zwanzig Gängen bestanden, und ganze Tage und Nächte hinter einander dauerten, bey reichen Schlemmern, und besonders am Hofe selbst, täglich wiederholt wurden, so ist es unbegreiflich, wie diese Menschen bey einer solchen Lebensart nur ein Jahr haben bestehen kön-

nen. Allein das war auch das einzige Studium der Aerzte, gegen unnatürliche Ausschweifungen unnatürliche Gegenmittel zu erfinden. Zuerst stärkten sich die Schwelger in den Zwischenräumen durch kalte sowohl als warme Bäder, die oft zur Hälfte aus Wein und wohlriechenden Salben bestanden. Dem Caligula kostete ein jedes dieser Bäder an viertausend Thaler. Dann diente nach jedem Gange ein Brechmittel zur schleunigen Erleichterung, und zur Nachhülfe eine von den schönen rothen Federn des Flamingo, die man zu diesem Zwecke stets, wie etwa jetzt einen Zahnstocher, bey sich trug. Vor dem Essen reizte man durch starke Bewegungen den Appetit, und nachher unterstützte man durch Ruhe die Verdauung. Aber mit allen diesen Hülfsmitteln konnte man dennoch das Heer vorher unbekannter Krankheiten nicht abhalten, die die Körper dieser Wüstlinge ekelhaft entstellten, und vor der Zeit ausmergelten. Eine blaßgelbe Gesichtsfarbe, Hautausschläge und Geschwüre, wankende Knie und ein ungewisser Gang, Zittern der Glieder, eine ekelhafte Magerkeit oder eine eben so widrige Aufgedunsenheit, Schwindel, Entzündungen und alle Arten von Fiebern — das waren die unfehlbaren Folgen jener unnatürlichen Lebensart.

An Eitelkeit übertrafen die römischen Stuzzer fast das weibliche Geschlecht. Mehr als ein-

mal des Tages rieben sie den ganzen Leib mit wohlriechenden Wassern und Salben ein; Stunden lang saßen sie unter den Händen des Friseurs, um einzelne Haare künstlich in Locken schlagen zu lassen. Sie streuten Goldstaub und andere Arten von Puder ins Haar, trugen auch falsche Locken, und schminkten sich Haut und Augenbraunen. Nero zog kein Kleid zweimal an. Andere trugen mit Perlen und Edelgesteinen besetzte Schuhe, deren Sohlen sogar von Salben dufteten. Poppäa, Nero's Geliebte, badete sich täglich in der Milch von fünfhundert Eselinnen, um ihre Haut recht zart zu erhalten. Manche Römerin trug einen Schmuck von einer halben Million Thaler an sich. Drey Gemmen an jedem Finger waren gar nichts ungewöhnliches. Um den Unsinn aufs höchste zu treiben, wechselten einige Römer wohl zehnmal an einer Mahlzeit die Kleider, und bey den Weibern war immer eins noch durchsichtiger, als das andere. Welche Pracht und Weichlichkeit in den Betten, Polstern und Sänften angebracht war, mögen wir nicht weitläuftiger beschreiben.

Der Luxus in den Gebäuden, Villen und Bädern stieg mit jedem Jahre. Die Landhäuser Luculls und Cäsars waren Kleinigkeiten gegen die raffinirte Ueppigkeit in den Wohnsitzen der spätern Kaiser. In gleichem Verhältnisse war auch der Luxus mit Kunstwerken aller Art

gestiegen. Einzelne murrhinische Gefäße, ähnlich unserm Porcellan, wurden mit neuntausend Thalern bezahlt. In den Häusern des berühmten Seneca befanden sich fünfhundert Tische von so kostbarer Arbeit, daß man jeden derselben auf 25000 Thaler schätzte. Elfenbein, Schildpatt, kostbare Steine und Gold wurden selbst an den Wagen verschwendet, ja die Poppäa ließ sogar ihren Mauleseln goldene Schuhe anlegen, und Caligula hatte Seeschiffe von Cedernholz, deren Vordertheile mit kostbaren Steinen besetzt waren. Die Segel bestanden aus reichen Stoffen, und in dem Schiffsraume selbst waren Speisesäle, Bäder, Bogengänge und Gärten mit Weinstöcken und Obstbäumen angebracht.

Erziehung, selbst bey den Vornehmen, lag ganz darnieder, kaum daß man noch die trefflichen Werke der Voreltern las. Staatsgeschäfte erforderten jetzt keine edelbürtigen, tieferfahrnen Männer mehr, denn sie wurden von Freigelassenen und Verschnittenen besorgt, und wer sein Leben lieb hatte, vermied sogar den Schein der Gelehrsamkeit und Einsicht. Die Hauptangelegenheiten aller Römer waren jetzt die mörderischen Spiele, von denen schon sonst geredet worden ist. Die Nachkommen der Scipionen zeichneten sich jetzt als Kutscher im Wagenrennen aus, und der Kaiser und seine Großen tanzten auf dem Theater vor allem Volke. Löwen, Ti-

ger und Panther wurden zu Hunderten losgelassen und erlegt. Die blutigen Menschenkämpfe wurden dabey ins Große getrieben, und man sahe im Circus zuweilen an einem Tage tausend Paare von Gladiatoren einander niedermetzeln. Die Unmenschlichkeit erreichte dahier ihren höchsten Gipfel. Wenn noch nicht geübte Kämpfer sich vor zu starken Gegnern zurückzogen, so wurden sie mit Peitschen und glühenden Eisen ihren Würgern entgegen getrieben. Die meisten Gladiatoren hatten unendlich mehr Muth und Ehrgefühl, als der feige Pöbel, vor welchem sie kämpfen mußten. Wenn sie verwundet wurden, so drückten sie so lange als möglich die Wunde zu, und blieben unerschüttert auf ihrem Platze stehen. Fielen sie endlich, so legten sie sich ohne ein Zeichen von Furcht auf die Erde, und empfingen willig von dem Sieger auf Verlangen des jauchzenden Volkes den Todesstoß in die Kehle oder ins Herz.

Ein Beweis von der Schlechtheit jenes Zeitalters ist auch der Umstand, daß zu keiner Zeit jemals so viele abscheuliche Verbrechen begangen worden sind, als damals in Rom. Die zahlreichen Gefängnisse waren oft für die Menge der Verbrecher zu enge, und die Schmiede, sagt ein Dichter jener Zeit, waren mehr mit der Verfertigung von Ketten, als von Werkzeugen des Ackerbaues beschäftigt. In den Heeren waren

Zucht und Ordnung, Tapferkeit und Gehorsam längst ausgestorben. Wenn große Feldherren ein römisches Heer gegen den Feind führen wollten, so mußten sie erst die Trägheit und Zügellosigkeit der Soldaten überwinden, ehe sie an einen Sieg über die Barbaren denken konnten; und hätte man nicht die Legionen aus der kriegerischen Jugend deutscher, ungarischer und gallischer Völkerschaften recrutirt, so würde es bald keine römischen Heere mehr gegeben haben. Waren doch manche Kaiser feig genug, den Feinden lieber den Frieden mit Gelde abzukaufen, als ihn durch die Tapferkeit der Legionen erfechten zu lassen.

Unwissenheit und Aberglaube brachen zugleich mit allen vorigen Uebeln wie eine Seuche in das Land ein. Religiöse Schwärmer verführten das Volk zu jüdischem und ägyptischem Götzendienste, und brachten unter Großen und Kleinen eine Stimmung hervor, die den Schwärmereien des damaligen Christenthums sehr günstig war. Daher fand diese kleine Secte im ganzen römischen Reiche so viele heimliche Freunde, die äußerlich zitternd in Angst und Elend, innerlich getröstet durch die Hoffnung himmlischer Güter, in stiller, wehmüthiger Andacht zum Himmel aufblickten, und der Wiederkunft des Heilands harrten, der, sitzend zur Rechten Gottes das verderbte Menschengeschlecht zum Weltgericht zie-

hen, und durch Posaunen der Engel selbst die Todten dazu erwecken lassen würde. Gemeinschaftlich sich tröstend mit diesen Hoffnungen, versammelten sie sich oft im Stillen, lobten Gott mit feierlichen Gesängen, und führten größtentheils ein unbescholtenes Leben, welches sie auch den Nachbarn ehrwürdig machte, und ihnen viele Brüder erwarb.

In Rom sahe man Menschen in den Tempeln die Bilder der Götter umfassen, und ihnen heimliche Gebete ins Ohr flüstern um reiche Erbschaften, oder um den Tod ihrer Verwandten, Eltern und Freunde. Wahrsager und Sterndeuter hatten Eingang in die vornehmsten Häuser, und Geisterbeschwörungen und Hexereien wurden von Herren und Damen angestellt.

Mit diesem allgemeinen Verfalle der Menschheit verfiel endlich auch die schöne, kraftvolle römische Sprache. Die Gecken affectirten das Griechische besser zu sprechen als das Latein, und nach dem Zeitalter des August ist außer den Geschichtbüchern des Tacitus kein eigentlich schönes Kunstwerk in römischer Sprache mehr erschienen.

17.

Die Christenverfolgungen.

Da vorhin der Christen erwähnt worden ist, so wollen wir bey dieser Gelegenheit auch der Leiden gedenken, die sie von den Kaisern der ersten Jahrhunderte erdulden mußten. Die meisten dieser Leiden hatten die armen Menschen den Juden zu verdanken, mit denen man sie immer verwechselte. Und die Juden wurden allerdings seit der Zerstörung Jerusalems von den römischen Regierungen mit unerbittlicher Strenge verfolgt; da sie durch ihre gefährlichen Empörungen sich überall furchtbar machten. Unaufhörlich standen unter ihnen Tollköpfe auf, die sich für den Messias ausgaben, und alles aufwiegelten. In den letzten Regierungsjahren des Trajan griffen zuerst die Juden der Landschaft Barkan in Afrika zu den Waffen. Sie überfielen alles, was nicht Jude war, und mordeten es aus giftiger Rachsucht. Ja sie fraßen vor Wuth das Fleisch der Getödteten, rissen ihnen die blutigen Gedärme heraus, und gürteten sie sich um den Leib. Gefangene durchsägten sie der Länge nach, oder ließen sie von wilden Thieren zerreißen, oder sich unter einander selbst zerfleischen. Ueber 200,000 Menschen sollen auf diese Weise von den rebellischen Juden getödtet worden seyn. Hierauf rück-

ten sie in geschlossenen Haufen in Aegypten ein, wurden zwar mehrmals geschlagen, aber nicht ganz unterdrückt. Auf der Insel Cypern ermordeten die Juden gegen 240,000 Einwohner, und brannten die Hauptstadt Salamis auf. In Judäa hatte Hadrian mit den Juden einen vierjährigen Krieg zu führen, in welchen er seine besten Feldherren sandte. Es wurden mehrere Schlachten geliefert, funfzig Schlösser und beinahe tausend Ortschaften zerstört, und Judäa blieb lange Zeit eine menschenleere Einöde.

Aus solchen Umständen ist der Haß der Römer gegen die Juden leicht zu erklären. Wie Nero mit den Christen verfuhr, so ist noch mancher Kaiser nach ihm mit ihnen verfahren, und die Unglücklichen mußten sich oft in Höhlen und Begräbnißplätze verbergen, wenn ein neues Edict gegen die Juden bekannt gemacht ward. Da man ferner mit gewissem Rechte alle Secten dem Staate schädlich hielt, so wurden auch die Christen oft namentlich gezwungen, ihre Schriften zu verbrennen und ihre Lehrer auszuliefern. Da fuhr der Geist der Religionsschwärmerey in sie: viele Lehrer stellten sich von selbst vor die Obrigkeit, und erlitten für ihre Standhaftigkeit Martern und Tod, den ehrenvollen Tod für Christus, wie sie glaubten, der ihnen ein hohes Verdienst im Himmel erwürbe. Das Volk staunte den Heldenmuth solcher Männer an, nannte sie

Märtyrer (d. i. Zeugen) und betete sie in der Folge als Heilige an. Tausende von Heiden wurden gläubig, und ließen sich taufen. Allenthalben bildeten sich Gemeinen, deren Vorsteher man Bischöfe (d. i. Aufseher) nannte, und die sich bald in einen gemeinschaftlichen Zusammenhang unter einander zu setzen wußten, so daß sie wie ein Orden durch viele Länder verbreitet waren. Es traten Schriftsteller unter ihnen auf, die Philosophen der Zeit vereinigten ihre Grillen mit christlichen Glaubenslehren, und so gewann das Christenthum bald einen ausgebreiteten Ruf. Nach und nach nahm die Gesellschaft eine organische Verfassung an, die Bischöfe kleiner Gemeinen fügten sich unter die Autorität eines Erzbischofs (Oberaufsehers), und in wichtigen Angelegenheiten, Berathschlagungen über Glaubenslehren ꝛc. versammelten sich sämmtliche Lehrer einer Provinz bey dem Bischofe in der Hauptstadt, Metropolitan genannt, der sich deshalb den Oberrang anmaßte. Späterhin erklärten sich die Metropolitane der vier damals berühmtesten Gemeinen in Rom, Constantinopel, Alexandrien und Antiochien, für die Oberhäupter der ganzen christlichen Kirche, und ließen sich Patriarchen nennen. So verwandelte sich früh die stille, bescheidene Gesellschaft liebender Brüder in eine Art von Staat, in welchem Herrschsucht und Eigennutz eben so gut ihren Tummelkreis fan-

den, als in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens.

18.

Die Kaiser des dritten Jahrhunderts.

Es giebt kein unterhaltenderes Schauspiel, als dem jähen Sturze des ungeheuren Weltreichs im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zuzusehen, und jeden Stoß, den es erhielt, in dem ausführlichen Gemälde wahrzunehmen, das uns ein englischer Schriftsteller, Gibbon, davon entworfen hat. Auf dieses müssen wir hier, vom Raume beschränkt, den jungen Leser verweisen, und uns begnügen, folgende kurze Uebersicht davon zu geben:

In diesen hundert Jahren haben nahe an 50 Kaiser regiert, die meisten wurden von den Soldaten erwählt, und nach wenigen Monaten von den Soldaten ermordet. Viele bekamen als Kaiser Rom gar nicht zu sehen. Selbst die besten starben keines natürlichen Todes. Rief ein Heer in Deutschland oder in Asien seinen Feldherrn zum Kaiser aus, so mußte dieser es erst gegen drey bis vier andere Heere in alle Weltgegenden führen, um seine Gegenkaiser zu über-

winden, oder sich von ihnen überwinden zu lassen. Manchmal suchten sich zwey Nebenkaiser zusammen brüderlich zu vertragen, sie nannten sich Auguste, und nahmen auch wohl jeder noch einen Cäsar oder Unterkönig an, allein diese Theilungen verursachten einen drey- bis vierfachen Hofstaat und größere Auflagen, und erhielten doch den innern Frieden nicht, denn die Eifersucht trieb unaufhörlich ihr Spiel, und endigte diese Verbrüderungen mit Brudermorden und Bürgerkriegen.

Auch dem persönlichen Charakter nach hat das dritte Jahrhundert fast keinen einzigen vorzüglichen Kaiser aufzuweisen. Gleich den Anfang macht der Bluthund Caracalla (211 — 217), der seinen leiblichen Bruder Geta im Schooße seiner Mutter ermorden ließ, und so regierte, wie etwa ein Wolf eine Schafheerde regieren würde *). Bald nach ihm folgte ein 14jähriger Knabe, dessen Schamlosigkeit seitdem von keinem menschlichen Wesen je wieder erreicht worden ist, Elagabalus (218 — 222). Sein von dem Zeitgenossen Herodian umständlich beschriebenes Leben ist merkwürdig als seltenes Bei-

*) Unter ihm sollen die römischen Heere in Nordschottland dem berühmten Fingal, dem Helden Kaledoniens, und seinem Sohne, dem Barden Ossian, erlegen seyn.

spiel, wohin ein wollüstiges Temperament bey gänzlicher Unbeschränktheit des Willens und bey schwacher Vernunft führen kann, aber welcher Jugendlehrer könnte eine kindliche Seele durch solche Erzählung beflecken!

Als ein Wohlthäter unsers Vaterlandes mag dagegen der Kaiser Probus (276 — 282) hier noch ausgehoben seyn, der seine müßigen Soldaten dazu gebrauchte, zerstörte Städte wieder herzustellen und die Rheinufer mit Weinstöcken aus Italien zu bepflanzen, der aber dafür auch von eben diesen Soldaten, die nicht länger Tagelöhner seyn wollten, ermordet ward.

Der buntscheckigste Zufall schien in diesem Jahrhunderte mit dem Kaiserpurpur sein Spiel zu treiben. Zweimal sahe man einen vierzehn- und einmal einen dreizehnjährigen Knaben auf dem Throne. Ein Kerl, der vormals eine Räuberbande commandirt hatte, und ein andrer, der einst Schweinhirt gewesen war, stolzirten jetzt in dem Purpur, an welchen der große Cäsar einst sein Leben gewagt hatte. Eines Maurers, eines Gärtners, ja eines Sklaven Sohn bestiegen abwechselnd den Thron: so wählen Soldaten ihre Oberhäupter. Ueberall in der ganzen römischen Welt erhob sich der Aufruhr, so daß sogar einmal unter der Regierung eines schlaffen Kaisers Gallienus (259 — 268) die Legaten in den meisten Provinzen sich unabhängig erklärten,

(man zählt deren 19), ja mehrere sogar ihre Söhne zu Cäsarn ernannten. Um diese Zeit errichten die Parther das neuperſiſche Reich. Auch deutſche Völker brechen von allen Seiten herein, die Gothen in Ungarn, die Franken in Gallien, die Allemannen in die ſüdlichen Provinzen Deutſchlands, die Quaden in Spanien. Hin und wieder wird noch ein Feind geſchlagen, öfter mit Gelde zum Schweigen gebracht. Das ganze römiſche Reich gleicht jetzt einem Gebäude, das jeden Augenblick den Einſturz droht.

19.

Das palmyreniſche Reich.

(262 — 274.)

Eine ſonderbare Erſcheinung in dieſem Zeitraume iſt das ſchnelle Aufſteigen und Verſchwinden eines neuen Reichs im Orient, das gewiß unter allen Reichen der Welt die kürzeſte Dauer erlebt hat, des Staates von Palmyra. Palmyra war eine anſehnliche Stadt im alten Syrien, die ein tapferer Heerführer aus ihrer Mitte, Odenatus, von der Herrſchaft der benachbarten Parther losriß, und zur Hauptſtadt einer beträchtlichen Provinz machte, von welcher

er sich selbst den Königstitel beilegte. Die Römer machten ihn zu ihrem Bundsgenossen gegen die Parther, ihre ärgsten Feinde; ja ihr damaliger Kaiser wählte ihn zu seinem Nebenkaiser. Er ward 267 ermordet, aber seine kluge Gemahlin Zenobia, die Schülerin eines achtungswerthen Philosophen, ersetzte seine Stelle auf dem Throne und im Felde vollkommen. Während die berühmtesten Baumeister sich beeiferten, ihre Residenz Palmyra mit königlichen Werken auszuschmücken, zog sie an der Spitze ihrer Unterthanen in den feindlichen Gebieten umher, und unterwarf sich dieselben. Ganz Mesopotamien und ein Theil von Syrien und Aegypten erkannten sie als Königin an. Es schien, als wollte eine zweite Semiramis ihr Weltreich in Asien gründen. Da aber kam ein Stärkerer über sie: der damalige Kaiser Aurelian schlug sie mit seinen römischen Legionen (272 und 73), und plünderte und zerstörte das schöne Palmyra. Sie selber ward gefangen, und im Triumph zu Rom in goldenen Ketten aufgeführt. Dann wies ihr der Sieger einen schönen Landsitz in Italien zum Aufenthalte an, in welchem sie ihr Leben anständig beschloß. Nur zwölf Jahre hatte das ganze Reich gestanden. Reisende haben in jenen Gegenden noch neuerlich die Trümmer jener alten Herrlichkeit gefunden und beschrieben, prächtige Mauern von Marmor, die der Einäscherung

getrotzt

getrotzt haben, und majestätische Säulen, die zum Theil noch stehen, zum Theil zerbrochen auf dem Boden liegen. Traurige Denkmäler irdischer Vergänglichkeit!

20.

C. Valerius Diocletianus.

(284 — 305.)

Mit dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung beginnt eine ganz neue Periode in der Verfassung des immer mehr verfallenden römischen Reichs. Die immer stärkern Stöße orientalischer, deutscher und gallischer Völker gegen dasselbe machen nämlich eine Theilung der Macht immer nothwendiger, und so wird denn von jetzt an die Erscheinung mehrerer Augusten und Cäsarn zu gleicher Zeit ganz gewöhnlich.

Nach der Ermordung eines Cäsar Numerian (17. Sept. 284) ward der Legat Diocletian von den syrischen Legionen zum Augustus ausgerufen. Dieser nahm seinen bisherigen Mitfeldherrn Maximianus, der am Rhein gegen die Allemannen und Burgunder focht, zum Mitregenten an, und weil er sich auch so noch nicht den von allen Seiten eindringenden Barbaren

gewachsen glaubte, so schlug er jenem vor, noch zwey Cäsarn zu Hülfe zu nehmen (292). Die Theilung ward nun so beliebt, daß Diocletian sich die Regierung und Vertheidigung der orientalischen Provinzen vorbehielt, seinem Freunde Maximian Italien, Afrika und die Inseln ließ, und dem Cäsar Galerius Thracien und die Donauländer, dem Cäsar Constantius aber die westlichen Provinzen, Brittannien, Gallien, Spanien und Mauretanien gab.

Die Vertheidigung des Reichs gegen die Barbaren ging nun allerdings trefflich von Statten, aber, was vorherzusehen war, die Vertheidiger wurden bald unter einander selbst uneins. Diocletian, ein Mann von sanfter Empfindung, zog ein ruhiges Alter einer unsichern Herrschaft vor, und legte nicht nur selbst 305 seine Würde nieder, sondern bewegte auch den Maximian dazu. In einer schönen Gegend unweit Salona in Dalmatien baute er sich eine geschmackvolle Villa, auf der er unter den angenehmen Beschäftigungen des Landlebens ein frohes Alter von 80 Jahren erreichte. Bald darauf, nachdem die beiden Cäsarn sich zu Augusten gemacht, und sich wieder andere Cäsarn zugeordnet hatten, schlugen die Flammen des Aufruhrs über dem ganzen Reiche zusammen. Maximian ergriff zum zweiten Mal den Purpur, und wollte auch seinen ländlichen Freund dazu bewegen, allein

dieser schrieb ihm zurück: „Wenn du die schönen Kohlköpfe sehen könntest, die ich mit meiner Hand gepflanzt habe, du würdest mir nicht mehr zumuthen, den Genuß einer glücklichen Ruhe gegen die Sorgen der Herrschaft zu vertauschen.“ Maximian, anderer Gesinnung, betrat das schwankende Schiff aufs neue, und sein Schicksal war ein schimpflicher Tod durch den Strang (309).

21.

Constantinus.

(306 — 337.)

In der eben erwähnten Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten begab es sich sogar einmal, daß das römische Reich zwey Auguste, zwey Cäsarn, und noch zwey Usurpatoren dazu (jenen Maximian und seinen Sohn) zu Beherrschern hatte. Unter diesen sechsen war der Beherrscher von Britannien, Gallien und Spanien, der 33jährige Constantin, des obigen Constantius Sohn, den seine Legionen nach des Vaters Tode zum Augustus ausgerufen, der schlaueste und herrschsüchtigste, und zuletzt auch der glücklichste. Es gelang ihm nach einer beharrlichen

Anstrengung von 17 Jahren durch eine Reihe von Kriegen, Treulosigkeiten und Listen, seine 5 Nebenbuhler sämmtlich aus dem Wege zu räumen, und sich die Alleinherrschaft zu sichern (323). Einen raffte eine böse Krankheit weg, der zweite warf sich ihm selbst in die Arme und ward hingerichtet, und von den vieren, welche nun noch übrig waren, verbündeten sich zwey und zwey gegen einander. Constantin hielt sich schlau zu dem stärkern, Licinius, und versicherte sich seiner noch fester durch Verschwägerung. Jetzt wendeten sich Constantin links und Licinius rechts mit ihren Heeren, jeder schlug seinen Gegner und tödtete ihn, und nun war nur übrig, daß die beiden letzten den Streit gegen einander kehrten (314). Das geschah, und durch eine glückliche List trug Constantin in diesem letzten entscheidenden Kampfe den Sieg davon. Er erklärte sich nämlich öffentlich für einen Freund der jetzt schon sehr zahlreichen Christen, gab vor, ihm sey im Traume ein Kreuz mit den Worten erschienen: „In diesem Zeichen wirst du siegen," und gewann sich damit alle die Tausende von Christen, die sich bisher verborgen gehalten hatten, nun aber für die Ehre eines solchen Kaisers Blut und Leben willig darboten. Licinius ward geschlagen, ergab sich seinem Schwager im Vertrauen auf dessen Mäßigung, und bat sogar fußfällig um sein Leben. Constantin versprach ihm die

Freiheit, aber gewohnt, mit Eiden zu spielen, hielt er auch hier nicht Wort, sondern ließ ihn hinrichten. So sah er sich denn im Jahr 324 alleinigen Beherrscher des römischen Reichs.

Die christlichen Schriftsteller, dergleichen sich aus Constantins Zeitalter mehrere erhalten haben, legen diesem Fürsten den Beinamen des Großen bey, weil er allerdings zur Erhebung ihrer Partey ein Großes gethan hat. Er verdient aber denselben auch wohl in so fern, als er große Veränderungen in dem Zustande der damaligen Welt hervorgebracht. Das Resultat seiner ganzen Regierung *) würde in wenig Worten also lauten: Er vernichtete den militärischen Despotismus und gründete dafür den Despotismus des Hofes und die Macht der Hierarchie. Jenes bewirkte er durch kluge Umformung der bisherigen Staatsämter, durch eine ganz neue Eintheilung und Verwaltung der Provinzen, und durch Verlegung der Residenz in eine ganz andere Gegend des Reichs. Die Gardepräfecten, bisher die furchtbarsten Männer im Staate, verloren ihre Militärgewalt, und wurden bloße Civilstatthalter. Auch die andern bedeutenden Aemter wurden getrennt, und die Zahl der Hofbedienten sehr vermehrt, zum Theil unter ganz

*) Nach Heeren, wie mancher andere gute Gedanke in diesem Buche.

neuen Titeln. Das ganze große Reich ward in 4 Hauptheile getheilt, in die Präfectur des Orients, Illyriens, Italiens und der Abendländer, deren jeder wieder eine Menge Diöcesen und Provinzen in sich schloß. An der Spitze jeder Präfectur stand ein bloßer Civilgouverneur, der mehrere Provinzialverwalter unter sich hatte.

Die Hauptstadt Rom hatte seit den ewigen Kriegen und Unruhen schon lange keinen Kaiser in ihren Mauern beherbergt. Constantin faßte zuerst den Entschluß, die Residenz ganz von dort wegzubringen. Er wählte (seit 330) das alte Byzantium am schwarzen Meere zu seinem Sitze, theils um dem Ansehen des alten römischen Senats den letzten Stoß zu geben, theils um den drohenden Parthern näher zu seyn, vor allem aber, um in dieser schon größtentheils mit Christen bevölkerten Stadt eine neue Ideenherrschaft zur Sicherung seines Throns zu gründen, der das noch ganz mit Göttertempeln angefüllte Rom sehr widerstrebt haben würde. Ein großer Bau erhob sich nun; aus Griechenland und Italien wurden Kunstwerke nach Constantinopel (so nannte er nach sich die neue Stadt) geschafft, und so wie andere Städte sich durch die Pracht ihrer Tempel auszeichneten, so sollte diese mit herrlichen Christenkirchen prangen.

Die Kaiser des vorigen Jahrhunderts, meist rohe Soldaten und von Soldaten bedient, hat-

ten das Kriegsvolk verwöhnt, sie als seines Gleichen zu betrachten. Constantins größtes Bestreben ging dahin, diese Vertraulichkeit auf immer zu zerreißen. Daher ersann er mit einer bewundernswürdigen, in den neuesten Zeiten nachgeahmten Klugheit ein ganz neues Hofceremoniel, das den Beherrscher der Welt durch mehr als orientalischen Pomp von aller Gemeinschaft mit den Beherrschten trennen, und ihm das Ansehen eines höhern Wesens geben sollte. Nur mit den Dienern der Gottheit wollte er näher verwandt scheinen, daher hob er die Priester der neuen Christusreligion mit ausgezeichneter Achtung zu sich empor, theilte ihren Kirchen, ihren Wohnungen, ihrer Kleidung von der Pracht seines Hofes mit, und erhöhte den Reiz ihrer kirchlichen Verrichtungen durch Musik und die glänzendsten Ceremonien aus der alten Götterverehrung, als Processionen, Besprengungen, Räuchern, Fackelschein, u. dgl.: Veränderungen, die sich die Nachfolger des fußewaschenden Jesus gern gefallen ließen, da sie ihrer Eitelkeit und Herrschsucht schmeichelten.

Am meisten fand die neue Religion bey den nordischen Barbaren Eingang, mit denen damals schon das römische Reich und besonders die Heere erfüllt waren. Für diese war sie recht eigentlich ein Leitzaum zum Gehorsam gegen die Priestergesetze, und eine Erzieherin zu künftiger Auf-

klärung. Bey den eigentlichen Römern dagegen kostete es noch lange und harte Kämpfe, ehe die alte Landesreligion ganz verdrängt werden konnte *). Constantin war klug genug, in eine so wichtige Krisis nicht mit Gewalt einzugreifen, sondern den Gang der Meinungen den Lehrern, den Schriftstellern und dem Zeitgeiste zu überlassen. Ja, um es mit den Heiden nicht ganz zu verderben, ließ er sich selbst erst kurz vor seinem Ende taufen. Der Bischof Eusebius, der diese Handlung verrichtete, ist als kirchlicher und chronologischer Schriftsteller noch für unsere Zeiten wichtig.

*) Gibbon nimmt an, daß von der Million Einwohner, die man gewöhnlich auf Rom rechnet, $\frac{1}{20}$ Christen gewesen seyn können. Zu Eusebius Zeit bestand die christliche Gemeine daselbst aus 1 Bischof, 46 Presbytern (~), 7 Diakonen, 7 Subdiakonen, 42 Akoluthen und 50 Lesern, Exorcisten und Thürstehern. 1500 Wittwen, Kranke und Arme wurden von den Almosen der Kirche erhalten.

22.

Das nicäische Concilium.

(J. Chr. 325.)

So zuversichtlich auch Jesus von der Fortdauer seiner Lehre und von der Göttlichkeit seiner Sendung gesprochen hatte, so würde er doch, drey Jahrhunderte später, verwundert gewesen seyn über die Art, wie sein Daseyn in die Entwickelung der Menschengesellschaft einzugreifen vom Schicksal bestimmt gewesen. Er hatte den Despotismus des mosaischen Gesetzes und eines drückenden Priesterthums bey einem kleinen unbedeutenden Volke in Asien vernichten wollen, und jetzt ward seine Lehre die Grundlage eines neuen, über ganz Europa sich verbreiteten Despotismus, und ihre Verkündiger weit gewaltigere Herrscher, als jemals eine Priesterschaft des Alterthums. So sinnlich ist der Mensch gemacht, daß auch die geistigste Idee, in dem reinsten Gemüthe entsprungen, nicht fortgepflanzt werden kann, ohne sich, eben wie die Pflanze, mit erdichten Theilen zu vermischen.

Tausende von Menschen glaubten nun schon an den Christ oder Messias, und sahen mitleidig auf diejenigen herab, die, wie Paulus es ausdruckt, keine Hoffnung hatten. Die Vorträge ihrer Lehrer in den Versammlungen drehten

sich natürlich alle um die große Idee des zukünftigen Lebens, allein bey mehrerer Erweiterung und öfterer Wiederholung mußten auch allmälig eine Menge anderer Dinge darin zur Sprache kommen. Zuerst eine Moral nach jener Idee, und in dieser Hinsicht enthalten die Briefe der Apostel schon einen Schatz von trefflichen Gedanken. Wer kann Stellen wie 1 Kor. XIII, oder 1 Petr. IV, 10, 11, ohne Bewunderung und Achtung für ihre Verfasser lesen? Dann aber auch eine Beantwortung der mancherley Fragen über die eigentliche Person Christi, die besonders fremde und später Bekehrte aufwarfen. Hier wirkte der Bekehrungseifer auf seine gewöhnliche Weise. Die schon dunkler gewordnen Traditionen von dem Gekreuzigten schmückten sich immer schöner und wunderbarer aus, und eine ganz neue, christliche Mythologie entstand. Engel verkündigten die Geburt des Gottessohnes, Engel verklärten ihn vor seinem Leiden, Engel erweckten ihn aus dem Grabe, und von Engeln umschwebt fuhr er zum Himmel auf. Ohne diese schönen Phantasien würden wir manches herrlichen Kunstwerks, das sie in der Folge erzeugt, entbehren müssen. Damit jedoch der poetischen und dogmatischen Willkühr endlich auch eine heilsame Gränze gesetzt würde, so dachte man im zweiten Jahrhundert darauf, eine kritische Revision alles aus den Zeiten der Stiftung schriftlich

Vorhandenen anzustellen, und das wahrscheinlich Aechte in einen Kanon zu bringen. Dieser Kanon ist unser neues Testament, das seitdem als Richtschnur alles kirchlichen Glaubens und Lehrens angenommen ist, welches auch die nachherigen Kirchenlehrer von allen Parteien wegen der Unvollständigkeit und Unbestimmtheit der darin enthaltenen Lehren sehr bequem gefunden haben.

Dennoch entstand bald Streit unter den Lehrern. Aber die Lehrmeinungen dienten nur zum Vehikel der Herrschsucht. Unter den vier Patriarchen brannte eine unauslöschliche Eifersucht, indem jeder der erste seyn wollte, und besonders lag der von Constantinopel mit dem römischen in ewigem Kriege. Jener behauptete den Vorrang deswegen, weil er in der kaiserlichen Residenz wohne; dieser gründete den seinigen auf Roms älteren Ruhm, und auf das Mährchen, daß er der Nachfolger des Apostels Petrus sey, der in Rom eine Gemeine gestiftet habe, ehe noch in Byzanz daran zu denken gewesen. Aus diesem Rangneide, der hohe und niedere Bischöfe gegen ihre Collegen in beständiger Spannung erhielt, entstand ein hämisches Auflauern auf die kleinsten Schritte des Nachbars, und eine boshafte Zank- und Anklagesucht, die sogar blutige Auftritte veranlaßte, und alle Welt beschäftigte.

Der erste erhebliche Streit über Lehrmeinungen entstand in Alexandrien. Arius (-), ein Presbyter daselbst, hörte, daß sein Bischof Alexander in der Kirche lehrte, Jesus, der Sohn Gottes, sey gerade eben so ewig, eben so mächtig, eben so unerschaffen, als Gott der Vater; und der heilige Geist desgleichen. Das empört ihn, er macht Lärm über die unerhörte Ketzerey, und bringt alle Bischöfe in Aufruhr. Er schreit laut, wenn der Vater den Sohn gezeugt habe, so müsse doch der Vater wohl eher da gewesen seyn, und da nach einer Stelle in der Schrift der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehe, so müsse doch dieser Dritte wohl auch der Jüngste seyn. Alles wird aufmerksam; die Frage, wer Recht habe, beschäftigt alles was Christ heißt. Tausende schlagen sich zu dieser, Tausende zu jener Partey, und jede Partey streitet so hitzig für ihre Meinung, daß dem Kaiser in Constantinopel selber bange wird. Er ermahnt zuerst den Alexander in einem schonenden Briefe zur Ruhe, aber umsonst. Man will die Sache entschieden sehen, und sollte man auch bey allen Bischöfen die Reihe herum Stimmen sammeln. Das letztere geschieht wirklich. Constantin schreibt eine Versammlung aller Bischöfe nach Nicäa in Bithynien aus, in der er selbst den Vorsitz führen will. Sie versammeln sich, bey dreihundert an der Zahl; die niedere Geist-

lichkeit mitgerechnet, waren an zweitausend Menschen beisammen, die dort zwey Monate lang auf Constantins Kosten lebten, und täglich über die wahre Beschaffenheit der Dreieinigkeit stritten. Nach langem Gezänk ward endlich Arius völlig geschlagen, und man setzte für ewige Zeiten fest, daß der Sohn mit dem Vater und Geiste völlig gleiches Wesens, und wer das nicht glauben werde, verflucht seyn solle.

Noch kam auf dieser Kirchenversammlung etwas zur Sprache, das uns näher angeht. Die verschiedenen Gemeinden feierten das Fest der Auferstehung Jesu verschieden. Einige beobachteten den jüdischen Ostertag, andere vermieden gerade diese verhaßte Gemeinschaft, andere wollten gern das Fest auf einen Sonntag haben, weil Christus an diesem Tage auferstanden sey. Um allen ein Genüge zu thun, ward nun festgesetzt, man wolle das Osterfest nicht auf einen bestimmten Monatstag verlegen, sondern es von dem Mondslaufe abhängig machen. Allemal an dem Sonntage solle es gefeiert werden, der zunächst auf den ersten Vollmond nach der Frühlingsgleiche folge, weil gerade am Tage der Kreuzigung Christi ein Vollmond gewesen sey. Fiele aber dieser erste Frühlingsvollmond auf einen Sonntag, so solle das Fest acht Tage später begangen werden. So ist es noch jetzt, und da-

her kommt es, daß die Ostertage bald in den März, bald in den April fallen.

23.

Die Mönche.

Eine andere ungewöhnliche Erscheinung, zu der die Lehre Jesu Anlaß gab, war die Entstehung des Mönchswesens. Jesus hatte wie Sokrates das Schicksal, daß seine oft empfohlene Gleichgültigkeit gegen äußern Glanz auf das unsinnigste übertrieben wurde. Schon ein Apostel schob ihm aus den Gedichten Davids die niederschlagende Vorstellung unter, daß wir alle von Natur untüchtig zum Guten seyen, und daß das Fleisch oder die sinnlichen Begierden nichts als Böses stifteten. Daraus entstand denn die Meinung, man könne Gott nicht anders gefallen, als wenn man das Fleisch auf alle Weise kreuzige, sich alle sinnliche Freuden, ja die nöthigsten Bequemlichkeiten versage, sich peitsche, martere, den Schlaf vertreibe, friere, schwitze, und sich durch beständiges Hinaufschauen zum Himmel und tagelanges Fasten abmatte.

Nun hat es schon lange vor Christus in Indien, Aegypten und andern heißen Ländern des

Orients, wo das drückende und erschlaffende Klima die Melancholie begünstigt, Einsiedler gegeben, die ein Verdienst darin suchten, abgesondert von allen menschlichen Wohnungen ein müßiges, beschauliches Leben zu führen, und sich die seltsamsten Qualen aufzulegen. Eine Art indischer Heiligen stellt sich nackt in die Sonnenglut, steht Jahre lang unbeweglich wie ein Baum, bis Ameisen und anderes Gewürm sie überziehen, und Vögel in ihren Haaren nisten. Ihre Nahrung erhalten sie durch andere Menschen, von denen sie für ihren Wahnsinn als Halbgötter verehrt werden. Andere verdorren sich durch Sonnenglut, Fasten und Wachen das Gehirn, wie z. B. die Santone in Aegypten, und wenn sie dann einmal, nackt und vom unflätigsten Schmutze starrend, in eine Stadt laufen, betet der Pöbel sie an, und die Weiber schätzen sich glücklich, von ihnen berührt zu werden. — Diesen Raserein kam nun jene untergeschobene Lehre des Christenthums mächtig zu Hülfe, und schon im zweiten Jahrhundert sah man schwermüthige Christen aus den Städten in die Wüsten ziehen, um dort als Einsiedler ein beschauliches Leben zu führen. Zuerst wurde wegen dieser Lebensart berühmt Paul von Theben, ein ägyptischer Einsiedler, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Zu ihm wallfahrteten die Christen aus der Nachbarschaft, um seine Predigten

zu hören, und sich von ihm segnen, ja heilen zu lassen, denn solchen Wundermännern traute der Aberglaube alles zu. Von ihm und einem andern seines Gelichters, Namens Antonius, entstanden bald eine Menge wunderbarer Sagen, die durch erbauliche Verbreitung immer abentheuerlicher wurden. In kurzer Zeit hatten diese Leute schon mehr Wunder gethan, als der Heiland selbst.

Antonius gab sich in einer rauhen Einöde der Gebirge am rothen Meere alle Mühe, sein Fleisch zu tödten, konnte es aber bey dem besten Willen nicht dahin bringen, länger als vierzig Tage und Nächte zu wachen, und mit dem Fasten brachte ers nicht über ein Paar Tage. Das Bedürfniß körperlicher Reinlichkeit hat er indessen glücklich besiegt, denn in mehr als funfzig Jahren hat er sich nicht ein einziges Mal gewaschen. Er erreichte dabey ein Alter von 105 Jahren (251 — 356). So ein verehrungswürdiger Heiliger fand bald Schüler, die ihm ähnlich zu werden suchten; fromme Christen zogen hinaus zu ihm, bauten sich ihre Hütten in der Nachbarschaft der seinigen, und lebten nach seinem Muster. Auf gleiche Weise sammelte sich ein ägyptischer Einsiedler, Pachomius, einst Soldat, Schüler in Menge. Ihn nennt man gewöhnlich als den Stifter des Mönchslebens, denn er versammelte seine Schüler zuerst in eine

gemein-

gemeinschaftliche Umzäunung auf Tabennä, einer Insel im Nil, im oberen Thebais. Daselbst wohnten 1400 Mönche mit ihm. Allmälig gründete er in der Nachbarschaft noch 9 andere Mönchsklöster und ein Nonnenkloster. Wenn seine Schüler sich am Osterfeste alle versammelten, so sah er gegen 50,000 Menschen um sich her. Er stellte mit ihnen nicht bloß Andachtsübungen an, sondern übersah auch ihre Arbeiten, die in Gartenbau und Mattenflechten bestanden. Auch entwarf er gewisse Regeln für sie, und bestrafte die Uebertreter.

Von dem dritten Jahrhundert an nahmen dergleichen Mönchsgesellschaften im Morgenlande überhand, und im vierten kam die Schwärmerey schon nach Europa und in die Abendländer. Aus den Umzäunungen (claustris) wurden Mauern und große Häuser, mit einem Worte Klöster. Das Wort Mönch ist griechischen Ursprungs, und bedeutet einen einsam lebenden. Nonne heißt im Aegyptischen Mutter, und wurde nun der Ehrenname für die Weiber, die sich um diese Zeit gleichfalls von dem heiligen Beispiele anstecken ließen. Das Wort Abt, welches eben daselbst einen Vater bedeutete, ward nun der Titel der Klostervorsteher. Bischöfe hatten damals in den Klöstern noch nichts zu thun, denn die Mönche gehörten Anfangs keinesweges zur Geistlichkeit. Erst späterhin, als sie immer mehr in

den Ruf der Heiligkeit kamen, wählte man die Diener der Kirche aus ihnen, bis zuletzt Geistlichkeit und Mönchswesen zusammenschmolzen. Im vierten Jahrhundert war die Zahl der Mönche schon unzählbar, und überall stiegen neue Klöster hervor, in denen Heucheley, Müßiggang, Faulheit, Unwissenheit, Stolz, Wollust und die unnatürlichsten Laster ihren Wohnsitz aufschlugen, indeß der rohe Haufe mit ehrerbietigem Kniebeugen vor solcher heiligen Stätte vorüberging, und reiche Geschenke an die Mönche sandte, um diese dadurch zu christlichen Fürbitten bey Gott und den Heiligen zu bewegen.

24.

Die Nachfolger Constantins im vierten Jahrhundert.

Constantin hatte das Reich seinen drey Söhnen zugedacht: allein der hartnäckigste Krieg begann, sobald die Theilung vorgenommen war. Empörungen und Ermordungen dauerten 16 Jahre fort, bis endlich einer dieser Söhne, Constantius, die Oberhand gewann (353). Aber auch er vermochte das Ruder des überall beschädigten Schiffs nicht lange zu führen. Alleman-

nen und Franken verwüsteten Gallien, im Oriente brachen die Perser ein, und das römische Hauptheer rief seinen tapfern Anführer Julian in Paris zum Kaiser aus. Constantius starb noch zur rechten Zeit in Tarsus in Kleinasien (361), und der kluge Julian stellte die zerrüttete Ordnung des Staats in etwas wieder her.

Jetzt war das Geschrey der christlichen Priester über die Gottheit und Gottähnlichkeit Christi unerträglich geworden. Ganze Gemeinden verfolgten sich deshalb, und jede Partey verfluchte die andere als ungläubige Ketzer. Julian, erbittert über diesen Unfug, und feindselig eingenommen gegen eine Religion, die von solchen Priestern gepredigt ward, wollte dem ganzen Unwesen ein Ende machen, er verbot daher den Christen alle Schulen, und führte den alten Götterdienst in die wieder geöffneten Tempel aufs neue ein. Ob er daran ganz politisch gehandelt, würde sich erst gezeigt haben, wenn er länger regiert hätte, allein er starb schon nach drey kurzen Regierungsjahren, (25. Jun. 363, 32 Jahre alt,) und seine Nachfolger stellten das Christenthum wieder her.

Diese folgenden Kaiser hatten mit ewiger Angst und Unruhe, mit Gegenkaisern an allen Ecken des Reichs, und mit immer heftigern Einfällen der deutschen Völkerschaften zu kämpfen. Ohne Gehülfen konnten sie gar nicht mehr fer-

tig werden, daher herrschten seit Julian, wie schon manchmal vorher, immer wenigstens zwey Kaiser zugleich. Am allergrößten ward die Gefahr, als die Gothen, von andern Völkern gedrängt, von der ungarischen Seite ins Reich einfielen, und sich Wohnsitze in demselben ausbaten, die ihnen der Kaiser Valens 375 auch bewilligen mußte. Ein neuer, gefährlicher, jedoch unvermeidlicher Schritt, den auch Constantin schon gethan, indem er die Vandalen in Pannonien aufgenommen hatte.

Noch einmal indessen ergriff ein Mann die Zügel, der Spanier Theodosius, der letzte große Kaiser, den das vereinigte römische Reich gehabt hat (378 — 395). Seine Regierung war ein beständiges Hin- und Herziehen von einem Aeußersten des Reichs zum andern. In Ungarn hatte er widerstrebende Gothen zu besiegen, in Gallien einen rebellirenden Nebenkaiser zu züchtigen, und im Innern des Reichs quälten ihn Bischöfe und Priester mit Glaubensstreitigkeiten. Jetzt war es schon so weit gekommen, daß man Ketzer hinrichtete, und Theodosius glaubte die Ruhe nicht besser herzustellen, als wenn er eine Partey zur allgemeinen (katholischen) erhöbe, und alle andern mit Gewalt unterdrückte. Er starb zu früh, J. Chr. 395, nachdem er das ganze Reich unter seine zwey Söhne getheilt hatte. Der 18jährige Ar-

cadius sollte nach seinem Willen von Constantinopel aus das Morgenland, und der 11jährige Honorius von Rom aus das Abendland beherrschen.

25.

Die Hunnen.

(Seit 374.)

Die Klugheit und Tapferkeit des Kaisers Theodosius hatte den Umsturz des Reichs zwar noch um einige Jahre aufgehalten, allein das Hauptunglück, das späterhin hereinbrach, zeigte seine ersten Anfänge schon einige Jahre vorher, als er den Thron bestieg. Dies war die berühmte Begebenheit, die man die große Völkerwanderung nennt. Es schien nämlich der Plan der Vorsehung zu seyn, den alten faulen Stamm des Römergeschlechts ganz auszurotten, und die geebnete Stelle mit einer ganz neuen Saat zu bepflanzen. Darum mußten durch eine Revolution im östlichen Asien Völker hervorgeschoben werden, die vorher auch nicht den Namen nach in Europa bekannt gewesen waren. Die wildesten derselben nannten sich Hunnen, ein tatarisches Nomadenvolk aus der heutigen

Mongoley. Sie verließen nach langen Zügen in Asien selbst ihren Welttheil gänzlich, und kamen 375 über die Wolga und den Don nach Europa herein. Am Don fanden sie ein anderes tatarisches Volk, die Alanen, diese griffen sie anfänglich an, verbanden sich aber nachher mit ihnen, um aus dem heutigen Rußland weiter in Polen und Ungarn hereinzubrechen.

Ein alter Schriftsteller beschreibt die Hunnen als ein Reitervolk von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Ansehen. Sie zerschneiden sich, sagt er, in der Kindheit, mit unzähligen Rissen Kinn und Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken. Bey der größten Häßlichkeit des Gesichts haben sie einen festen Knochenbau, einen fleischigen Hals, breite Schultern, und so wenig von der feinern menschlichen Gestalt, daß sie von weitem wie grob zugehauene Pfähle an Brückengeländern aussehen. Ihre Speisen erfordern kein Feuer und kein Gewürz, sie leben von wildem Wurzelwerk und rohem Fleische, welches sie wie einen Sattel aufs Pferd legen, und von einem tüchtigen Ritt durchwärmt verzehren. Städte, ja Hütten kennen sie nicht. Von Kindesbeinen an streifen sie in Bergen und Wäldern herum, und lernen Kälte und Hunger ertragen. Sie tragen leinene Kittel, auch Pelze von Waldmäusen, und die Beine umwickeln sie mit Bocksfellen. Von

ihren Pferden sind sie unzertrennlich, sie essen, trinken und schlafen darauf. Auch bey gemeinsamen Berathschlagungen sitzt alles zu Pferde. Ackerbau und Gewerbe sind ihnen fremd, von Religion und Gesetzen ist keine Spur. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führen sie in Karren mit sich, die mit Fellen überzogen sind. Krieg ist ihr Element, sie siegen durch Schnelligkeit und Tollkühnheit, und nichts kommt ihrer Raubsucht und Grausamkeit gleich.

Diese Hunnen also stießen, mit den Alanen vereint, auf die Gothen, ein ungeheures Volk, dessen Wohnsitze von der Ostsee bis an die Donau und das schwarze Meer, und von dem Don bis an die Theis reichten. Sie waren in Ost- und Westgothen getheilt. Die letztern fliehen nach der Donau, und bitten, wie schon erzählt ist, den damaligen römischen Kaiser Valens um Aufnahme. Aber gereizt durch den schändlichen Druck der römischen Statthalter, empören sie sich schon 378, und erfechten bey Adrianopel einen glänzenden Sieg über die römischen Truppen, in welchem der Kaiser selbst fällt.

Von dieser Zeit an schieben sich die großen Völkermassen immer hin und her. In England fallen Pikten und Skoten aus Schottland ein, vertriebene Britten suchen sich in Gallien neue Wohnsitze, (daher Bretagne) und die Römer können Britannien nicht mehr behaup-

ten. In Deutschland und Gallien ziehen Vandalen, Franken, Sueven, Markomannen und Sachsen herum und verwüsten alles, was sie auf ihren Zügen antreffen. Die Christen sahen in diesen außerordentlichen Begebenheiten ganz deutlich die Nähe des Weltendes und des Weltgerichts.

26.

Untergang des abendländischen Kaiserthums.

(395—476.)

Die große Gefahr, in der bey solchen Umständen das römische Reich schwebte, ward noch dadurch erhöhet, daß die beiden Vormünder des Arcadius und Honorius aus unverständiger Eifersucht die Waffen gegen einander selbst kehrten. Stilicho, der Reichsverweser im Abendlande, ein Vandale von Geburt, und tapferer Feldherr, drohte seinem Gegner Rufinus in Constantinopel, einem Gallier, die Vormundschaft über den Arcadius mit Waffengewalt zu nehmen. Rufinus ruft die Gothen zu Hülfe, sie dringen bey dieser Gelegenheit ins Innere des Reiches, aber Stilicho siegt dennoch und Rufinus wird ermordet (395). Ein Verschnittener, Eu-

tropius, tritt jetzt an seine Stelle, und will es mit Stilicho aufnehmen. Er zieht die Gothen noch fester an sich, wird aber endlich auch hingerichtet. Der Gothengeneral Gainas will jetzt im Abendlande herrschen, da ruft Arcadius auch gar noch die Hunnen ins Land, die die Gothen glücklich vertreiben. Nach Arcadius Tode (408) übernimmt seine Gemahlin Eudoxia die unsichere Herrschaft.

Eine ungeheure Verwirrung bedeckt jetzt den Erdboden. Barbarische Völker und barbarische Namen durchkreuzen sich in der jetzt folgenden Geschichte. Nomadenhorden, sonst nur in den nördlichsten Ländern Europa's und Asiens zu Hause, streiten sich um den Besitz des mildern und angebauten Römerreiches, und eine Provinz nach der andern geht verloren. Vandalen und Sueven theilen sich in Spanien, die Burgunder errichten ein großes Reich im südöstlichen Gallien (435), und Gothen und Hunnen brechen abwechselnd bald in Italien bald in Griechenland ein. Alarich, König der Westgothen, erobert Rom dreimal (408, 9, 10), und plündert und brennt die berühmte Stadt mit barbarischer Grausamkeit aus. Als die Westgothen Italien erschöpft haben, ziehen sie nach Westen, und stiften 419 in Gallien und Spanien ein großes Reich, in welchem Toulouse die Hauptstadt wird. Die Vandalen setzen nach Afrika über,

erobern 439 Karthago, jetzt eine reiche römische Kolonie, und stiften in dem Theile von Afrika, den sie den Römern weggenommen haben, das berühmte vandalische Reich, welches sich über hundert Jahre erhalten hat.

Eben so bildet sich um das Jahr 459 in Britannien, das die Römer bereits 426 freiwillig verlassen hatten, ein neues Reich, das Reich der Angeln (Anglia, England). Die Britten nämlich, unfähig, sich gegen ihre schottischen Nachbarn, die Pikten und Skoten, länger zu vertheidigen, bitten die Römer wiederholt um Hülfe, aber vergeblich. Da rufen sie denn endlich Angelsachsen und Jüten aus dem nördlichen Deutschlande in ihr Land; diese kommen, verjagen die Feinde, siedeln sich aber selbst in großen Kolonien an, und gründen in Brittannien neue Staaten. Daher die nahe Verwandtschaft der englischen Sprache mit der niederdeutschen, und die Menge der englischen Wörter, die noch immer die deutsche Farbe tragen, ungeachtet sie vor mehr als dreizehnhundert Jahren schon von unsern Voreltern nach England hinübergebracht worden sind.

Wie mitleidswürdig erscheint jetzt das weltherrschende römische Reich! Ganz verarmt an weisen Führern wird es nun bald von Weibern, bald von Kindern, bald von Verschnittenen regiert, und wie ein kranker Wollüstling muß es

die Starken und Gesunden an seinem Siechbett vorüber gehen sehen, und hülflos erwarten, was die Uebermüthigen ihm lassen, welche Schmach sie ihm anthun wollen. Einer der Furchtbarsten unter diesen Uebermüthigen war Attila, seit 444 König der Hunnen, die unter ihnen den Gipfel ihrer Macht erreichten. Nachdem er mit den Chinesern ein Bündniß geschlossen, die Perser zittern gemacht, und sich fast alle Völker längs der Donau unterworfen hatte, wandte er sich südlich mit furchtbarer Heeresmacht nach den beiden Kaiserreichen, entschlossen, beide zu stürzen. Kriechend näherten sich ihm römische Gesandte aus Rom und Konstantinopel, dem Barbaren schweren Tribut zu zahlen, und seine Gunst durch Geschenke zu erkaufen. Eine Schwester des römischen Kaisers Valentinian III., die liederliche Honoria, bietet sich dem häßlichen Hunnen zur Gemahlin an, er verlangt die Hälfte des Reichs zur Mitgift. Weiter plündert er Gallien und Deutschland, zerstört Aquileja, Mailand und Pavia, und wird nur durch Leo's I. Ansehen, der selbst an der Spitze der römischen Geistlichkeit zu ihm kam, von Rom abgehalten. Dennoch würde es den Kaiserreichen übel ergangen seyn, wenn er nicht unerwartet im schönsten Laufe seiner Siege gestorben wäre (453). Selbst die feindlichen Schriftsteller haben uns edle Züge und inhaltschwere Worte vom Attila aufbehal-

ten, ein merkwürdiges Beispiel, daß auch das rauheste Barbarenvolk seine Genien hat, würdig als vorragende Heroen ihres Zeitalters den leuchtendsten Häuptern gebildeter Völker an die Seite gestellt zu werden.

Von jetzt an erlauben sich die Barbaren alles gegen das entkräftete Rom. Aus seinem Reiche in Afrika setzt 455 der rauhe Vandalenkönig Geiserich mit seinem Schwarme nach Italien über, erobert Rom und plündert es mehrere Wochen lang mit wüthender Grausamkeit, ja, — so weit war es mit Römern gekommen — er läßt den Kaiser Maximus und dessen Sohn hinrichten, und führt die Kaiserin gefangen fort.

Noch mehr! Als er abgezogen ist, wird ein neuer Kaiser eingesetzt, und von wem? Von dem Könige der Westgothen, Theoderich. Aber dieser Kaiser wird wieder abgesetzt, und das von einem Sueven, Namens Ricimer, der zur Vertheidigung Italiens unter der vorigen Regierung mit einem Schwarme deutscher Völker ins Land gerufen worden war. So weit war es nun gekommen, daß ein Barbar über die römische Kaiserwürde entschied, ja daß er selbst diese Würde verachtete, und sie einem Freunde, dem Feldherrn Julius Majorianus überließ (457). Und was erfolgte weiter? Der Freund zerfällt mit Ricimer, und Ricimer läßt ihn gefangen nehmen und hinrichten (461), wählt einen andern

Kaiser, und als dieser stirbt, einen dritten (465), ja bald darauf einen vierten (467). Ist wohl je ein Volk verächtlicher behandelt worden, als das römische von diesem Ricimer? Er stirbt endlich 472, und nach seinem Tode bricht die Empörung von allen Seiten aus. Mehrere Kaiser treten auf und verschwinden wieder in kurzer Zeit; endlich (475) nimmt ein rebellischer Feldherr, Oreſtes, der seine Armee aus Pannonien nach Italien führt, und von ihr zum Kaiser ausgerufen wird, den Platz ein. Aber er verschmäht den Purpur, und giebt nur zu, daß die Soldaten seinen Sohn damit bekleiden, einen jungen Menschen von zarter Bildung und schöner Gestalt, weshalb ihn die Leute — er hieß Romulus — Romulus Auguſtulus oder das Kaiserlein nannten (475).

Mit diesem sonst unbedeutenden Namen schließt sich unser gegenwärtiger Zeitraum, denn von allen schrecklichen Empörungen, mit denen das römische Reich heimgesucht worden war, brach die gefährlichste und letzte unter diesem Kaiserlein aus, und er konnte sie selbst mit Hülfe seines tapfern Vaters nicht stillen. Sie kostete ihm seine Herrschaft, und machte dem Kaiserthum in Rom überhaupt ein Ende. Wie Ricimer einst, so commandirte jetzt ein Rugier, Namens Odoacher, die fremden Miethstruppen, die aus allerley deutschen Völkerschaften, besonders Heru-

lern und Rugiern bestanden. Diese Truppen verlangten für ihre langen Dienste mit Ländereien in Italien belohnt zu werden. Orestes schlägt es ab, und nun greifen sie zu den Waffen, tödten den Orestes, setzen den jungen Romulus Augustulus ab, und rufen ihren Feldherrn Odoacher zum König von Italien aus, J. Chr. 476.

So ging also endlich die römische Herrschaft im Abendlande unter, und fremde Völker schlugen ihren Sitz in Italien auf. Wo einst die größten Staatsmänner und Redner, Dichter und Weisen gethront hatten, da sah man jetzt entweder ein elendes Gesindel von Eingebornen, oder rohe Haufen wilder Barbaren hausen. Was in den vielen Eroberungen und Plünderungen Roms sich noch von Kunstwerken aus alter Zeit gerettet hatte, stand jetzt wie eine traurige Erinnerung an jene großen Vorfahren da, die nun längst ausgestorben waren. Die herrlichen Tempel und Bildsäulen wurden von Herulern und Gothen gleichgültig angeblickt, oft muthwillig verstümmelt, oft aus Aberglauben und Dummheit vernichtet. Seltsam vermischte sich jetzt die plumpe Rohheit der Barbaren mit der schlaffen Weichlichkeit der besiegten Römer, deren Sittenverderbniß bald die Fremdlinge ansteckte, welche Gutes und Böses von den Römern ohne Unterschied nachahmten. Jetzt wieder trat, wie in je-

nen ersten Zeiten der Welt, die Religion als Zähmerin der wilden Begierden und als Herstellerin bürgerlicher Ordnung ins Mittel, und zwar die durch den Reiz der Neuheit wirkende christliche, durch Priesterlist, Eitelkeit und Herrschsucht versinnlicht, die durch Processionen, Musik, Lichter und geheimnißvolle Ceremonien die Phantasie jener rohen Menschen mächtig ergriff, die Herzen mit Verheißungen und Drohungen künftiger Dinge ermunterte und schreckte, und die Gemüther durch die Vorstellung des gekreuzigten Heilandes zum Guten rührte. Wie grob auch die Begriffe von übersinnlichen Dingen in den Köpfen dieser Halbwilden gewesen seyn mögen, ein schauerliches Ahnen des Heiligen im Himmel ergriff doch mächtig den Sünder beim Eintritt in das Heiligthum und beim Anblick der Hostie, die der Priester zeigte. Eine früh erfundene Priesterlehre, daß jeder Geistliche von Gott die Kraft besitze, leichte Sünden zu vergeben, und für die schwereren durch Fürbitte bey den Heiligen Vergebung von Gott zu erflehen, gab jedem christlichen Priester ein göttliches Ansehen, kraft dessen er die Gemüther nach seinem Willen lenkte, ein Ansehen, das selbst durch den unverständigsten Mißbrauch nicht erschüttert ward, wie jetzt zum Schlusse noch einige Beispiele zeigen mögen.

27.

Priesterunfug im fünften Jahrhundert.

Der Aberglaube, daß man sich durch Zurückziehung von der Welt, und durch die peinlichsten Entsagungen eine besondere Heiligkeit in Gottes Augen erwerben könne, griff im vierten und fünften Jahrhundert immer weiter um sich. Zu Theodosius Zeiten lebte in einer Wüste Oberägyptens ein heiliger Mann, Namens Johannes, der funfzig Jahre lang die Thür seiner elenden Hütte nicht geöfnet, und in eben dieser Zeit kein weibliches Gesicht geschaut und kein Feuer zu seiner Kost gebraucht hatte. Fünf Tage in der Woche brachte er mit Beten zu, Sonnabends und Sonntags aber gab er aus einem kleinen Fenster den Pilgern, welche zahlreich zu seiner Klause wallfahrteten, Gehör. Was er da sagte, galt dem Pöbel für Orakelsprüche, und deshalb schickte der kluge Kaiser Theodosius mehr als einmal vornehme Gesandte zum heiligen Johannes, ihn an dem kleinen Fenster zu befragen, ob er Krieg führen solle oder nicht.

Die beiden Patriarchen, Cyrillus und Nestorius, jener in Alexandria, dieser in Constantinopel, stritten sich einmal mit größter Heftigkeit über die Menschwerdung Jesu, und jeder schalt den andern einen Ketzer. Endlich soll der

Streit

Streit vor einer Synode (Priesterversammlung) in Ephesus entschieden werden (431). Cyrillus reiset hin, nimmt aber eine Begleitung von ägyptischen Matrosen mit, und hetzt alle Mönche in den damals schon zahlreichen Klöstern in Constantinopel auf. Die Mönche, wohl tausend an der Zahl, gehen unter Psalmensingen vor des Kaisers Pallast. Theodosius II. wagt nicht, sie hart anzureden, aus Furcht vor dem Volke. Er ersucht sie daher höflich, sich in die Hauptkirche zu begeben. Das thun sie in feierlicher Procession und mit Gesang, und als sie sich in der Kirche versammelt haben, muß ihnen ein Herold verkündigen, der Kaiser bewillige alles, was sie gegen seinen Patriarchen Nestorius verlangten.

Nicht minder herrschsüchtig betrug sich nach Cyrillus Tode dessen Nachfolger Dioscorus. Er warf eigenmächtig kaiserliche Statthalter ins Gefängniß oder verwies sie ins Elend, beraubte reiche Bürger ihres Vermögens, ließ ihre Häuser anzünden, ihre Bäume umhauen, und damit er das alles ungestraft thun könne, hatte er immer heimlich einen Lieblingsverschnittenen am kaiserlichen Hofe zu Constantinopel in seinem Solde, der ihm jedesmal das Wort reden mußte, so oft er verklagt ward.

J. J. 449 sollte auf einem Concilium zu Ephesus die Frage entschieden werden, ob Jesus eine oder zwey Naturen gehabt habe. Der Bischof

Eusebius von Dorilläum und der Bischof Flavian von Constantinopel behaupteten das Letztere, aber jener Dioscorus verfocht mit wüthendem Eifer die erstere Meinung. Die Kirche war gefüllt mit Soldaten und anderm Pöbel, und draußen hatte er ein rüstiges Heer ägyptischer Mönche aufgepflanzt. Er trägt laut brüllend seine Meinung vor, und auf seinen Befehl hebt alles Volk die Hände auf und schreit: „Verflucht ist, wer zwey Naturen in Christo glaubt!" Darauf werden Eusebius und Flavian von der versammelten Geistlichkeit für abgesetzt erklärt. Beide wollen sich vertheidigen, und schreien laut über Ungerechtigkeit. Jetzt ist Dioscorus kein Mensch mehr. Mit glühendem Gesichte rennt er an die Thür, und läßt seine Mönche hereintreten. Sie kommen mit Prügeln, Gewehren und Ketten, und schlagen blind auf jeden zu, der sich der Abgesetzten annimmt. Dioscorus selbst prügelt den Flavian so unbarmherzig, daß er zwey Tage darauf stirbt. So bewies ein Priester Jesu, daß er Jesu Natur kenne. Und mit gleicher Wuth ward nicht lange nachher ein Streit geführt, ob Jesus einen oder zwey Willen gehabt habe.

Ein andermal wollte ein ränkesüchtiger Priester, Timotheus der Kater, gern Patriarch in Alexandrien werden. Der rechtmäßige Patriarch, Proterus, lebte aber noch. Da ließ sich plötzlich Nachts in allen Zellen der Mönche

eine weiße Figur sehen, und eine Stimme, wie durch ein Sprachrohr, ward durchs ganze Kloster gehört, die heulend sprach: „Werft mir den Ketzer Proterus vom Stuhle, und setzt den frommen Timotheus drauf!“ Es war der fromme Mann selbst, der Nacht für Nacht verkleidet herumschlich. Er erreichte seinen Zweck. Die Stimme galt für eines Engels Stimme, und die ganze betrogene Schaar ruft den Timotheus zum Bischof aus. Proterus flieht in eine Kirche, die Mönche verfolgen ihn, und hauen ihn nebst sechs treuen Priestern am Taufstein nieder. Das Volk, von dem Engelswunder gleichfalls hingerissen, schleppt die Leichname heraus, hängt sie an den Galgen, verbrennt sie dann, und streut die Asche in die Luft.

Um das Volk gegen einen Kirchenlehrer, selbst gegen den rechtschaffensten, aufzubringen, war nichts weiter nöthig, als daß die Mehrheit der Priester ihn für einen Irrgläubigen oder Ketzer erklärte. Auf Anstiften einer rachsüchtigen Kaiserin ward einmal ein treflicher Bischof, Chrysostomus, aus Constantinopel nach Armenien verbannt. Der unschuldige Mann machte sich traurig auf die Reise, ward aber unterweges krank, und mußte in Cäsarea (-) liegen bleiben. Zum Unglück war der dortige Bischof sein bitterster Feind, der auch auf der Stelle die Mönche der nahen Klöster durch das Geschrey

aufwiegelte, der größte Ketzer sey hier angekommen. Sogleich sieht der arme Kranke sein Haus dicht umringt, man droht es anzuzünden, wenn er sich nicht im Augenblick entferne. Die Soldaten des Orts, von denen viele den Chrysostomus als einen braven Mann kennen, treten zusammen, und bitten die Mönche, ihn ruhig zu lassen. Vergebens; der wüthende Haufe hebt schon die Knittel auf. Die Soldaten sehen sich zum Widerstande zu schwach, und ihnen bleibt nichts übrig, als den kranken Mann zu bitten, auf seine Flucht bedacht zu seyn.

Fürchtete sich doch der griechische Kaiser Zeno selbst vor diesen Heiligen. Ein Bischof von Antiochien, Peter, mit den Beinamen der Gerber, schob in das sogenannte Trisagion oder Dreimalheilig, ein Kirchenlied, wie etwa heut zu Tage der Glaube, die Worte ein: „der du für uns gekreuzigt bist, erbarme dich unser.“ Darüber erheben die Altgläubigen einen ungeheuren Lärm. Zweihundert Mönche stehen auf und schwärmen durch die Straßen. Sie stecken vornehme Häuser in Brand, und die angesehensten Männer kommen in Lebensgefahr. Einem Mönche, der die neue Lesart zu vertheidigen wagt, hauen sie den Kopf ab, spießen ihn auf eine Stange, und schreien überall: „Dieser ist ein Feind der heiligen Dreieinigkeit!“ Dem Kaiser wird bange in seinem Schlosse. Er tritt ohne

Krone unter den Haufen, und läßt durch einen Herold ausrufen, er wolle lieber die Regierung niederlegen, wenn man nur wegen des Liedes ruhig seyn wolle (470).

Einen nicht geringern Aufruhr erweckte in Jerusalem ein toller Mönch, Namens Theodosius, der wegen seines unruhigen Kopfs schon anderswo einmal von seinem Bischof aus dem Kloster gejagt, und in Alexandrien gar ausgepeitscht worden war, und nun auf seinen Streifereien zufällig nach Chalcedon kam, wo eben von einem Concilium, das sich daselbst versammelt hatte, die zwey Naturen in Christo bestätigt wurden. Wie ein Rasender läuft er darauf nach Palästina, wiegelt mit Zetergeschrey alle dortige Mönche und Einsiedler auf, und ruft durch alle Städte, in Chalcedon sey die ganze christliche Religion umgestürzt worden. Darauf führt er seinen zusammengelaufenen Schwarm nach Jerusalem, zwingt alle dortige Bischöfe, die chalcedonische Lehre zu verfluchen, und wer sich weigert, dem zünden die Wüthenden das Haus an, und ermorden ihn mit den Seinen. Sie stürmen in die Kirche hinein, ein Diakon widersetzt sich ihrem Toben, dafür wird er hinausgeworfen, gemartert, zerhauen, und die Stücke seines Leichnams werden den Hunden auf der Straße vorgeworfen.

In Alexandrien, wo man wegen der weiten

Entfernung die schwachen Kaiser am wenigsten fürchten durfte, erregten oft die Bischöfe in Verbindung mit den ägyptischen Mönchen und Einsiedlern ähnliche Blutbäder, und vergriffen sich mörderisch sogar an der höchsten weltlichen Obrigkeit. Unter dem Streiten über die Lehrmeinungen wurden unterdessen immer neue hinzu erfunden, und das System der Priesterherrschaft immer vollkommner ausgebildet. So kam jetzt die Lehre vom Fegefeuer auf, worin die Seelen erst wie das Metall von den Schlacken gereinigt würden, ehe sie in den Himmel aufgenommen werden könnten. Die Mönche wußten in der Folge dieses Brennen im Fegefeuer so fürchterlich vorzustellen, daß nun niemand einen Verwandten ohne wohlbezahlte Seelmessen begraben ließ, wodurch die Mönche die Glut beträchtlich mindern und die Zeit der Quaal abkürzen zu können vorgaben.

Augustinus, ein berühmter alexandrinischer Kirchenvater († 430), gab dem Statthalter von Aegypten zuerst den Rath, Ketzer verbrennen zu lassen, um die andern abzuschrekken, weil es besser sey, daß einige brenneten, als daß der ganze Haufe ewig schweele in der Hölle. — Man sieht, der Priesterdespotismus strebt eben so sehr nach Einheit, als der weltliche, und ist sogar noch leidenschaftlicher in seinem Eifer, weil er eine unerweisliche Idee

durchzusetzen hat, und durch Furcht betäuben muß, anstatt daß jener oft durch Gründe überzeugen kann.

28.

Die Säulenheiligen.

Die Neigung zum einsamen beschaulichen Leben brachte, mit der Eitelkeit verbunden, zuweilen seltsame Ausgeburten hervor. Merkwürdig ist hier ein gewisser Jakob, der sich auf einem hohen Berge nackt aufhielt, und seinen Leib mit schweren Ketten belastete. Seine Speise bestand in nichts als Linsen, und wenn er betend drey Tage hinter einander auf den Knien lag, so schneite er zuweilen so ein, daß man ihn kaum noch sehen konnte.

Aber über alles stieg doch die Selbstpeinigung der sogenannten Säulenheiligen. Das erste Beispiel dieser Tollheit gab ein syrischer Schäfer, Namens Simeon. Nicht weit von Antiochien erbaute er sich auf einem Berge eine Säule von neun Fuß, die er allmälig bis zu funfzig Fußen erhöhte. Auf dem Gipfel dieser Säule brachte er, ohne jemals herabzusteigen, dreißig Jahre unter freiem Himmel zu, wo Hitze und Frost

ihm das Gehirn noch mehr zerrütteten. Die Leute aus der Nachbarschaft brachten ihm Speise und beteten ihn an. Er starb zuletzt auf seiner Säule.

Ein anderer Heiliger dieser Art, Namens Daniel, der seine Säule auf einem Berge am schwarzen Meere errichtet hatte, wäre beinahe einmal von einem starken Sturmwinde herab geworfen worden. Er erhielt sich indessen noch glücklich, erstarrte aber vor Kälte, und seine Schüler hatten Mühe, ihn mit warmen Schwämmen wieder aufzuthauen. Als darauf der Kaiser Basiliscus in Constantinopel die oberwähnten Beschlüsse des chalcedonischen Concilium nicht bestätigen wollte, hetzte sein Patriarch Acacius alle Mönche gegen ihn auf, und unter andern auch diesen allverehrten heiligen Daniel. Dieser elende Mensch schreibt dem Kaiser auf seiner Säule einen trotzigen Brief, worin er ihn einen Tyrannen schimpft, und ihn mit dem Verluste der Krone bedroht. Acacius läßt den heiligen Mann darauf durch eine Mönchsgesandtschaft einladen, persönlich nach der Hauptstadt zu kommen. Daniel, der nun schon sechzehn Jahre auf seiner Säule gestanden hatte, ließ sich mit Mühe herab, und es fand sich, daß er gar nicht mehr gehen konnte. Er ward daher von seinen Anhängern im Triumph davon getragen, und sein Ruf brachte ganz Constantinopel in Bewegung.

Er beprebigt von seinem Tragsessel herab das Volk, schimpft den Kaiser öffentlich einen Feind der Kirche, einen Ketzer und Gotteslästerer, und erhitzt dadurch den Pöbel dergestalt, daß der Kaiser genöthigt ist, aus der Stadt auf sein Landschloß zu flüchten. Sie wollen das Schloß anzünden, werden aber von den Prätorianern zurück geschlagen, und drängen sich wieder in die Hauptstadt zurück (477).

Von dem Tumult hört Zeno, ein vor zwanzig Jahren vom Basiliscus verdrängter Kaiser. Er benutzt die Umstände, kommt hurtig mit einem Heere aus Isaurien nach Constantinopel, und gewinnt alle Kircheneiferer für sich. Basiliscus sieht seinen Thron schwanken, in der Angst erniedrigt er sich bis zu der Demüthigung, seinen Patriarchen Acacius um Vergebung und Schutz anzuflehen. In der großen Kirche, Angesichts seiner Unterthanen steht der Kaiser bittend vor dem unerschütterlich stolzen Priester; Daniel wird auch herbeigetragen, der Kaiser fällt weinend vor ihm nieder, aber Daniel bleibt hart und stumm. Das Geräusch der eindringenden Soldaten des Zeno erfüllt die Kirche. Basiliscus legt seine Krone auf den Altar nieder, und der übermüthige Acacius überliefert seinen Kaiser und dessen Gemahlin und Kinder dem Zeno, der die ganze Familie in ein Castell in Kappadocien vermauern und sie darin verhungern läßt.

Daniel, zufrieden mit seinem Triumphe, verläßt Constantinopel, und läßt sich wieder auf seine Säule tragen. —

29.

Beschluß.

Solche Auftritte geschehen und solche Charaktere bilden sich in solchen Zeiten. Das sind die Erscheinungen im Einzelnen, wenn eine Welt aus ihren Fugen tritt, und alte Reiche, alte Sitten, und alte Meinungen einstürzen sollen. Und so übereinstimmend sind die Wege der Vorsehung, wenn sie im Reiche der Geister ein neues Leben hervorrufen, und wenn sie in der Körperwelt die Elemente reinigen und umgestalten will. Hier wie dort gehen in dem ungeheuren Toben und Stürzen herrliche, vielbedauerte Reste alter Kunst und Schönheit unter, und Menschen fallen wie Insecten. Uns glücklichen Genossen ruhigerer Zeiten ergreift ein Grauen bey der bloßen Erzählung, und gewiß würden wir, jetzt plötzlich in jene Zeiten versetzt, die Angst der immerwährenden Schreckensscenen nicht zu ertragen wissen. Aber wir dürfen wohl vermuthen, daß die Gemüther der in der Mitte dieser Drangsale

aufgewachsenen Menschen auch eine Fassung bekommen haben werden, ihrem Zustande gemäß. Leichtsinn, Gewohnheit, Hoffnung und Arbeit haben ihnen die Leiden der Zeit gewiß erleichtert, und schon die Allgemeinheit des Unglücks ist jedem Einzelnen Beruhigung gewesen. Auch hier hat ohne Zweifel die Gefahr Helden gemacht, die Noth Erfindungen hervorgelockt, das Unglück schöne Züge des Mitleids und der aufopfernden Liebe entwickelt. Die Streiter sind für eine große Idee fechtend, also in Begeisterung gefallen; die Kämpfer für die Religion sind freudig gewesen im Bewußtseyn ihrer guten Sache, und selbst die Spötter haben reiche Weide für ihren Witz gehabt. So daß also auch in diesen schrecklichsten aller Zeiten die Weisheit und Güte der Weltregierung selbst vor menschlichen Augen nicht aller Rechtfertigung ermangelt.

Register.

Abendmahl eingesetzt, 472.
Aberglaube, 199; schrecklicher, 97; lächerlicher, 272.
Achaja, Provinz, 209.
Achäischer Bund, 56; von den Römern hart behandelt, 184.
Actium, 400.
Adler, römischer, 224.
Adoptionen, 200, 376.
Aedilen, 321; ein reich gewordener, 384.
Aegyptens schönste Periode, 46.
Aemilius Paulus, 113; ein anderer, 174.
Aera Seleucidarum, 29.
Aetolier, hart behandelt, 162.
Aetolischer Bund, 59.
Agathokles, 80.
— Sohn des Pyrrhus, 81.
Agrippa, 405.
— Posthumus, 444.
Agrippina, 492.
Aix erbauet, 240.
Alanen, 566.
Alarich, 569.
Alexanders d. Gr. Familie, 7; Begräbniß, 12.
Alexandrinische Gelehrte, 45.
Allemannen, 543.
Allobroger, 239, 311.
Amisus, 298.
Andriscus, 204.
Angeln, 570.
Antigonus, 11.
— Gonnatas, 54.
Antiochus, 144, 154; von den Römern gedemüthigt, 160.
— Epiphanes, 192.
— Eupator, 194.
Antiochia, 50.
Antipater, 7.
Antoninus Pius, 517.
Antonius, 354, 375, 390, 419, † 403.
— ein Einsiedler, 560.

Apicius, 528.
Apion, 260.
Apostel, 487.
Appian, 211.
Appische Heerstraße, 64.
Aratus, ein Dichter, 46.
— ein Feldherr, 57.
Arcadius, 565.
Archagathus, 99.
Archelaus, 268.
Archias, 315.
Archimedes, 121.
Arianer, 556.
Aristarch, 45.
Aristion, 268.
Arminius, 445.
Arrhidäus, 8; ermordet, 20.
Arsaces, 51.
Arzt, treuloser, 75.
— erster griech. in Rom, 99.
Asander, 27.
Asdrubal, 100, 123.
— Giskons Sohn, 129.
— noch ein andrer, 200.
Asien röm. Provinz, 218.
Astapa, 130.
Athen in macedon. Gewalt, 10; vom Sulla erobert, 273.
Athener schamlos im Schmeicheln, 37; verfluchen die Macedonier, 147; fallen dem Mithradat bey, 268.
Attalus, 51, 126.
Attalus III., vermacht den Römern sein Reich, 217.
Attila, 571.
Auguren, 324.
Augustin, 582.
Aurelian, 544.
Aurelius, Marcus, 518.

Babylon, 29.
Baktrisches Reich, 51.
Bäder, röm. 413.
Ballisten, 220.
Bartscherer, erste in Rom, 78.
Basiliken, 412.
Bastarnen, 173.
Beda, 437.
Bedriacum, 500.
Begräbnißgebräuche der Römer, 426.
Berenice, 47.
Besoldungen der römischen Soldaten, 380.
— erste für öffentliche Lehrer, 503.
Bibliothek in Alexandrien, 45.
Bibulus, 332.
Bischöfe, 539.
Bocchus, 245.
Bretagne, 567.
Brittannien von den Rö-

mern besiegt, 499, 503; wieder verlassen, 570.
Brittannicus, 492.
Brutus, 371, † 389.
Bucklichte ein Schaugericht, 526.
Bücher verbrannt, 439.
Bürgerkriege in Rom, 269, 387, 400.
Bundesgenossen, röm., 64; abtrünnige, hart gestraft, 161.
— krieg, 262.
Burgunder, 569.

Cäsar, Jul. 305, 335, 417, 420, † 374.
— ein Titel, 541.
Caligula, 489.
Candidaten, 320.
Cannä, 113.
Capitolium, 412.
Capreä, 453.
Caracalla, 541.
Casca, 373.
Cassius, 371, † 388.
Catapulten, 220.
Catilina, 285, 307.
Cato Censorius, 153, 158, 163, 165, 191, 195.
— von Utica, 305, 363.
Catull, 405.
Catulus, 92, 255.
Caudinische Pässe, 66.
Censoren, ihre Macht, 257.
Centurionen verweigern den Dienst, 169.
Chäronea, 274.
Charfreitag, 479.
Cherusker, 445.
Chineser, 439.
Christen verbrannt, 496; verfolgt, 516.
Christengemeine in Rom, 552.
Christenthum ausgebreitet, 487; zur röm. Staatsreligion erhoben, 548.
Christliche Mythologie, 554.
Chrysostomus, 579.
Cicero, 310, † 385; sein Großvater, 228; sein Sohn, 530.
Cimbern, 249.
Cineas, 72.
Cinna, 276, † 282.
Claudius, 491.
Cleopaträ, 359, 370, 391.
Clodius, 323.
Cölln, 223.
Coliseum, 503.
Commodus, 518.
Constantin, 547.
Constantinopel zur Residenz gemacht, 550.
Consul überschreitet seinen Amtsbezirk, 137; wider-

spricht dem ganzen Volk, 141; wird den Feinden ausgeliefert, 215.
Consularen, 260.
Consulat, Bedingungen, es zu erlangen, 252, 322; siebenmal erlangt, 280.
Corfinium, 263.
Cornelier, 288.
Crassus, 302, † 307.
Curius, 76.
Cyrene, 260.

Dacien, 515.
Decimation, 224.
Delphi von den Römern beschenkt, 98.
Demetrius von Pharus, 96.
— Phalereus, 20.
— Poliorcetes, 29, 35.
Deutsche, alte, 374, 445.
Deutsche Städte, erste, 409.
Diäus, 206.
Diocletian, 545.
Dionys der kleine, 437.
Domitian, 513.
Drusus, 441.
Duilius, 84.

Einsiedler, 559.
Elagabalus, 541.
Elephanten, große Anzahl, 33; schrecken den Fabricius nicht, 74; Mittel gegen sie, 19, 77.
Engelsburg, 517.
Ennius, 99.
Enterhaken, röm. 84.
Epikur, 40.
Epirus grausam bestraft, 182.
Erpressungen, ungeheure, 391.
Essäer, 435.
Eudamus, 23, † 26.
Eumenes, 14, † 25.
— König von Pergamus, 157, 167.
Eurydice, 15, † 21.
Eusebius, 552.

Fabius Pictor, 100.
— Maximus, Cunctator, 103, 110.
— Buteo, 116.
Fabricius, 73.
Fechterspiele, 99, 341.
Fegefeuer, 582.
Fingal, 541.
Fische, kostbare, 417.
Fischer aus Aläa, 282.
Flamininus, 148.
Flaminius, 99.
Flötenspieler, vorausgehende der, 85.
Flotte, röm. 85.

Franken, 543.
Fresser, starker, 501.
Fulvia, 387.

Gades, 341.
Gätulier, 245.
Galba, 498.
Gallia cisalpina; togata, 98; transalpina, 239.
Gallienus, 542.
Gallier in die Erde vergraben, 97; in Griechenland, 53; vom Cäsar bezwungen, 347.
Gegensenat, 269.
Geiserich, 572.
Gentius, 171, 174, 190.
Germanicus, 444.
Gesandte, röm. gehöhnt, 70; trotzige, 192.
Gladiatoren, 231, 534.
Glasfenster und spiegel, den Alten unbekannt, 416.
Gold, geschmolzenes, in den Hals gegossen, 267.
Goldenes Haus des Nero, 497.
Gothen, 543, 564, 567.
Gracchus, Tib. 215, 234; — Cajus, 236.
Griechen in Rom, 228.
Grüße, röm. 420.

Hadrian, 515.
Hamilkar, 89.
Hannibal, 91, 101; rückt vor Rom, 119; verläßt Italien, 136; flieht aus Karthago, 156; † 163.
Hanno hingerichtet, 90.
Heerstraßen, röm. 414.
Herkulanum, 507.
Herkules, Alexanders Sohn, 31.
Hermann, 445.
Herodes, 431.
— Antipas, 467.
Herodian, 541.
Heyrathsgebräuche, römische, 422.
Hieron, 81, † 118.
Hieronymus, 118.
Honorius, 565.
Horaz, 405.
Hortensius, 317.
Hungersnoth, 22, 40.
Hunnen, 565.

Janustempel geschlossen, 95, 408.
Jerusalem zerstört, 505.
Jesus, 433, 455.
Illyrier besiegt, 95, 181.
Imperator, 224, 404.
Insubrer, 98.

Joch durchkriechen, e. Schimpf, 67, 244, 251.
Johannes der Täufer, 434.
— der Apostel, 481.
— ein Aſcet, 576.
Joſeph von Arimathia, 482.
Jyſus, 33.
Iſthmiſche Spiele, 97, 151.
Juba, 363.
Judas Iſcharioth, 471.
Juden, 328, 429; rebelliſch und grauſam, 537; über die ganze Erde zerſtreut, 505; Horazens und Tacitus Urtheil über ſie, 506.
Jugurtha, 240, † 249.
Julia, 440.
Julian, 563.
Julius, Monat, 368.

Kaiſer, 404.
Kalender, julianiſcher, 367.
Kallikrates, 184.
Kallimachus, 46.
Kanon der griechiſchen Dichter, 45; der chriſtlichen Urkunden, 555.
Karneades, 191.
Karthago, muß einen entehrenden Frieden ſchließen, 142; zahlt den Tribut in ſchlechtem Gelde, 152; wird zerſtört, 199; wieder aufgebaut, 367; zum Sitz der Vandalen gemacht, 564.
Kaſſander, 15, 40.
Katholiſch, 564.
Keteus, 24.
Ketzer verbrannt, 582.
Kirſchen nach Europa, 301.
Kleopatra, Alexanders Schweſter, 11; ermordet, 31.
— Königin von Aegypten, 359, 391.
Klöſter entſtanden, 561.
Könige, ſelbſtgemachte, 32.
Köpfe, abgehauene, werden bezahlt, 278, 286.
Kohlenführer, verkleideter, 385.
Korinth zerſtört, 207.
Korſika, römiſche Provinz, 94.
Krateruś † 14.
Kreis im Sande, 121, 193.
Kriegsſtrafen der Römer, 224.
Kriegsweſen der Römer, 93, 218.
Kriegszucht, ſtrenge, 86, 88; ſchlechte, 177, 216, 244.
Kteſiphon, 52.
Kurupedion, 49.
Kynoskephalä, 149.

Lälius, 134.
Lävinus, 122, 132.
Lamia, 9.
Legionen, 103.
Leonnatus, 9.
Leoſthenes, 9.
Lepidus, 291.
— der Triumvir, 354.
Licinius, 548.
Livia, 441.
Livius, der Geſchichtſchreiber, 405.
— Andronicus, 98.
Lucullus, 293.
Luſitanien, 212.
Lurus, 528.
Lyſimachus, 49.

Macedonien, 52, 181.
Mäcenas, 405, 421.
Märtyrer, 539.
Magon, 128, † 136.
Magneſia, 159.
Makkabäer, 328, 431.
Makrobius, 199.
Mamertiner, 81.
Mancinus, 215.
Marcellus, 117.
— Auguſts Schwiegerſohn, 440.
Maria, die Jungfrau, 433.
Marius, 246, † 280.
— der jüngere, 283.
Maſiniſſa, 133, 143, 195.
Maſſilien, 239.
Mauerbrecher, 221.
Mauritanien, 245.
Maximian, 545.
Megalopolis, 18.
Meſſalina, 492.
Metellus, 204.
— Numidicus, 245.
Metropolitanen, 539.
Micipſa, 241.
Minutius, 112.
Mithradat, 264, † 327.
Mönche, 558, 561.
Molon, 319.
Mondfinſterniß, 177.
Mütter, tugendhafte, 399.
Mummius, 207.
Munda, 368.
Municipien, 64.
Murrhiniſche Gefäße, 538.

Nabis, 60, 149, 157.
Nävius, 98.
Nero, ein Conſul, 124.
— ein Kaiſer, 492, 520.
Nerva, 514.
Nicäa, 556.
Nikodemus, 483.
Nikomedes, 266.
Noricum, 250.
Numantia belagert, 214.
zerſtört, 216.

Oberpriester, röm. 342.
Obolen, 223.
Ochsen mit brennenden Reisbündeln, 111.
Octavia, Augusts Schwester, 394.
— Nero's Gemahlin, 495.
Octavianus, 376.
Odenatus, 543.
Odoacher, 573.
Olympias, 20; ermordet, 22.
Oppius, 384.
Orakel, 178.
Orchomenus, 274.
Orestes, 573.
Ossian, 541.
Osterfest, 557.
Otho, 500.
Ovid, 405.

Pachomius, 560.
Palmyra, 543.
Paris zu Cäsars Zeiten, 349.
Parthisches Reich, 51.
Patriarchen, 539.
Paulus, der Apostel, 488.
Paul von Theben, 559.
Perdikkas, 8, † 13.
Pergamenisches Reich, 51.
Pergamus, 267.
Perle, kostbare, 415; in Essig aufgelöset, 393.
Perseus, 165.
Pertinax, 519.
Peter, der Gerber, 580.
Petrus, der Apostel, 458.
Phalanx, 9.
Pharnaces, 363.
Pharsalus, 356.
Philipp III. von Macedonien, 119, 144, 146, 149, 167.
Philippi, 388.
Philosophen aus Rom gejagt, 191, 527.
Philopömen, 59, 164.
Phocion, 17.
Pikten, 567.
Pilatus, 477.
Placentia, 98.
Plautus, 164, 229.
Plebejer, den Patriciern gleich gestellt, 65.
Plinius der ältere, 128, 509.
— der jüngere, 509, 516.
Polybius, 99.
Polysperchon, 16.
Pompeii, 507.
Pompejus, 283, 304, 325, † 358.
Popillius, 192.
Porus hingerichtet, 23.
Poppäa, 494.
Präneste, hart behandelt, 284.
Prätoren, 92, 153, 321.

Prätorianer, 452, 519.
Prätorium, 223.
Probus, 542.
Proconsul, 86.
Procurator, 432.
Provez, 405.
Proscriptionen, 271, 285, 380.
Prusias, 164, 186.
Ptolemäus Lagi, 12, 44, 430.
— Philadelphus, 79.
— Euergetes, 46.
— Philopator, 47.
— Ceraunus, 50, 53.
— Epiphanes, 145, 430.
— Philometor, 194.
— Physkon, 194.
Punische Kriege, 108.
Purpurmäntel, zweihundert, 301.
Pydna, 178.
Pyrrhus, 53, 71, 81, † 78.

Quaden, 543.
Quästoren, 92, 320, 340.
Quästur, nöthiges Alter dazu, 320.

Rauchfänge, den Alten unbekannt, 413.
Redekünstler aus Rom verwiesen, 191.
Redner, erste röm. 260.
— große, 319.
Regulus, 85, 89.
Reichthum römischer Großen, 287, 366, 415.
Religiosität der Römer, 135, 136.
Rhodier, hart behandelt, 185.
Ricimer, 472.
Römer machen zuerst Bekanntschaft in Griechenland, 97.
— alle in Asien ermordet, 267.
Römische Provinz, erste, 91.
Römisches Reich, dessen Umfang, 521.
Römersinn, 114, 122, 132, 135.
Rom, Beschreib. der Stadt, 409.
— angezündet, 496; erobert, 569, 572.
Romulus Augustulus, 573.
Roßbildsäulen weggeschleppt, 209.
Rorane, 8, † 30.
Rubikon, 98, 352.
Rufinus, 568.

Säulenheilige, 583.
Sagunt, 101.
Sakontala, 440.
Salluſt, 261.
Samniter unterjocht, 67.
Sanſkrit, 440.
Sardinien, römiſche Prov. 94.
Saturninus, 256.
Schiffsſchnabel, 85.
Schlemmerey, 528.
Schreibfedern erfunden, 421.
Schweine, wilde, ſorgfältig gebraten, 393.
Scipio Africanus der ältere, 120, 128, † 163.
— Aſr. der jüng. 201, 216, † 236.
— Aſiaticus, 159.
— Naſika, 191, 236.
— noch ein jüngerer, 363.
Seeräuber nehmen Cäſarn gefangen, 338.
— krieg, 326.
Sejanus, 453.
Selbſtverbrennungen, 24, 130, 202.
Seleuciden, 49.
Seleukus, 23, 49.
Sena, 123.
Senat zu Rom, ſein Wirkungskreis, 65; erſcheint dem Eineas ehrwürdig, 73.
Seneca, 493, 527, 533.
Sertorius, 279, 291.
Seſtertius, 490.
Severus, Septimius, 520.
Sicilien, römiſche Provinz, 91; ganz erobert, 121.
Silbergeld, erſtes in Rom, 77.
Simeon Stylites, 583.
Sirîs, 71.
Sklaven bewaffnet, 116; treue, 382; ihr Zuſtand bey den Römern, 428, 523.
Sklavenkrieg, 226, 260.
Soldaten, theuer verpflegt, 275; beſoldet, 380; zügelloſe, 281; widerſetzen ſich, 152.
Sonnenzeiger, erſter in Rom, 83.
Spanien eingetheilt, 153; Kriege daſelbſt, 210.
Sparta, 27.
Spartakus, 292.
Spartaner ſchicken nur einen Geſandten, 42.
Speien, eine römiſche Sitte, 418, 531.
Spiele der Römer, 230, 262, 366, 497, 534.
Stilicho, 568.
Sulla, 247, 261, 270, 337.

Syphax, 129, † 143.
Syrien, 49.

Tabennä, 561.
Tacitus, 527.
Tarent, 69.
Tarsus, 392.
Telegraphen, 127.
Terenz, 229.
Testament des Attalus, 217; des Apion, 260; neues, 555.
Teuta, 95.
Teutonen, 249.
Thapsus, 364.
Theater in Rom, 98, 333, 415; eingerissen, 191.
Theoderich, 572.
Theodosius, 564.
Theokrit, 46.
Thermopylä, 158.
Thessalonice, 41.
Thrasymenischer See, 109.
Thron Alexanders, 18.
Thürme, bewegl. 221.
Thurii, 69.
Thusnelde, 448.
Tiberius, 441, 525, † 454.
Tibull, 405.
Ticinus, 106.
Tigranes, 266.
Tischgebräuche der Römer, 425.
Titulaturen, röm. 420.
Titus, 504.
Toga, männliche, 316; candida, 320; benetzt, 70; in Form eines Beutels gefalten, 103.
Trajan, 514.
Trebia, 107.
Tribus, elfte in Attika, 148.
Tribut, erster, den die Römer bezahlen, 513.
Trinker, starker, 530.
Triumph des Aemilius Paulus, 186.
Triumvirat, erstes, 306, 333; zweites, 380.
Troja, 159.

Unglückliche Tage, 299.
Urinsteuer, 502.
Utika, 196.

Valens, 564.
Vandalen, 564, 572.
Varus, 447.
Vater des Vaterlandes, 314.
Veni, vidi, vici, 363.
Vercingetorix, 365.
Verschwörung des Catilina, 312; des Brutus, 371.
Vespasian, 501.
Vesuvs Ausbruch, 509.

Virdomar, 97.
Virgil, 405, 441.
Viriath, 212.
Vitellius, 500.
Vitruv, 405.
Völkerwanderung, 565.
Volk in Rom weigert sich der Kriegsdienste, 145; wird öffentlich gespeiset, 288, 301, 304, 366.
Volkstribunen, ihre Macht, 242, 243, 256, 257, 269.

Waffen der Römer, 219.
Wahrsagerin, 253.
Wasserleitungen, römische, 412.
Weiber, tapfere, 254; entschlossene, 388.
Weinstöcke, erste, am Rhein, 542.
Widder, 222.
Wucherer, röm. 296.

Xanthippus, 87.
Xenon, 184.

Zählungen römischer Bürger, 66, 99.
Zama, 139.
Zeitrechnung, christliche, 437.
Zeno, Kaiser, 519.
Zenobia, 544.
Zoilus, 46.
Zunge durchstochen, 387.
Zweikampf, wüthender, 143; statt des Selbstmords, 364.

Druckfehler im zweiten Theil.

Daselbst ist in der Vorrede, S. 1, Z. 4 von unten, das in wegzustreichen.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
20
B39
1804
T.3

Becker, Karl Friedrich
Die Weltgeschichte für die
Jugend

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 05 007 6